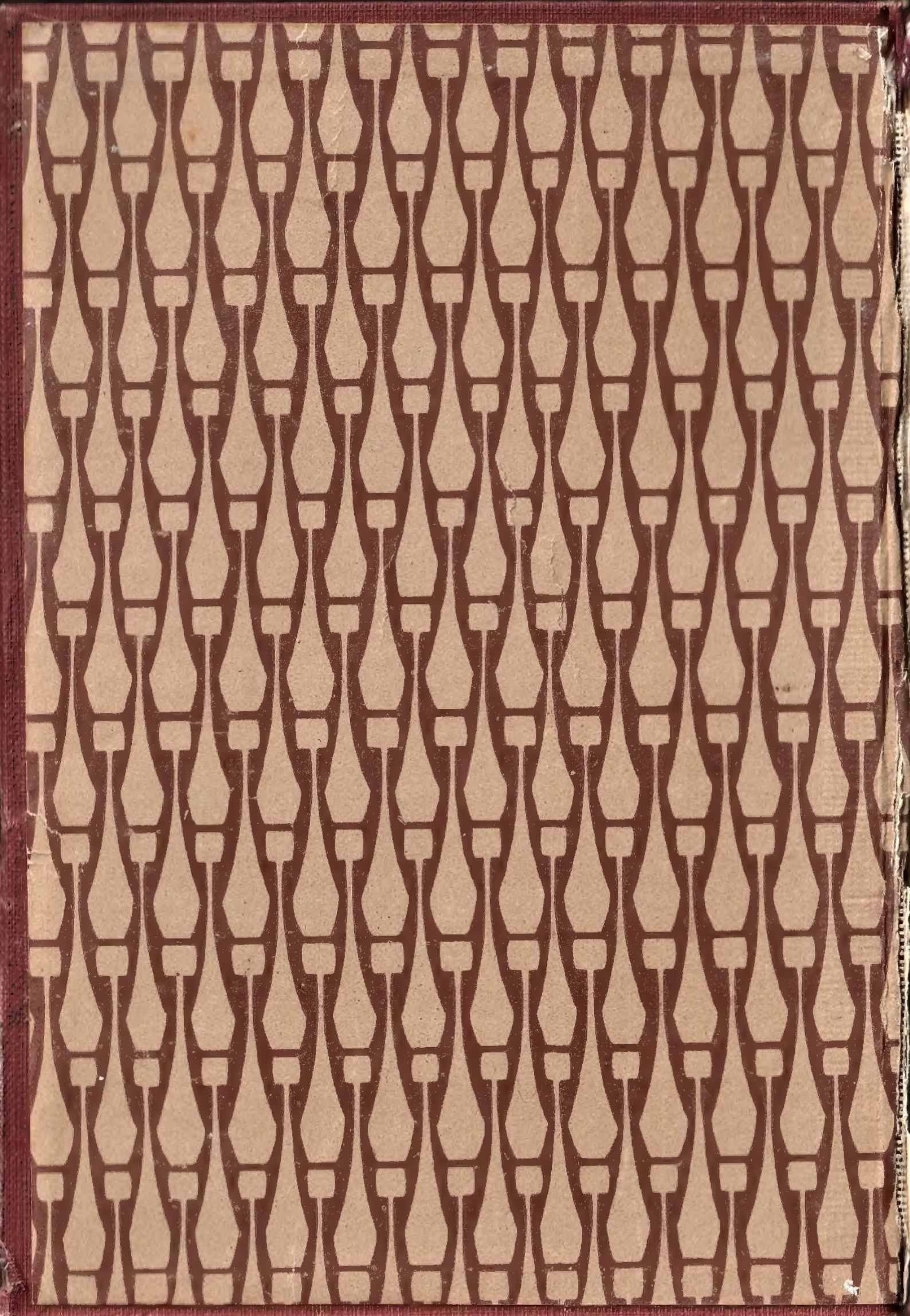




Die Letzten
von Röttern

von
K. Papke







Die Lekten von Rötteln

Alten Chroniken nacherzählt

von

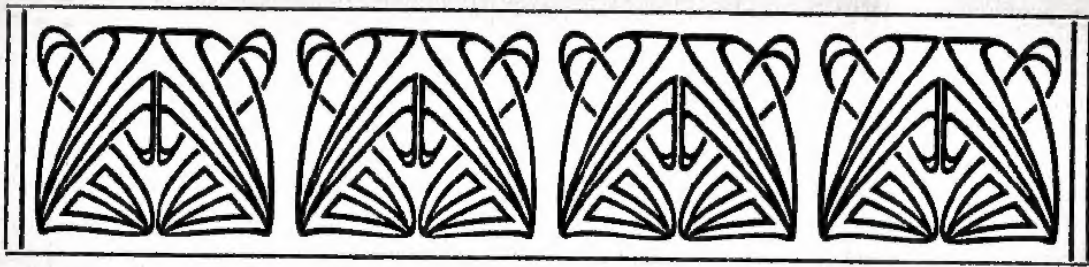
K. Papke

2. Auflage.



Barmen
Verlag von E. Biermann





Es war ein köstlicher Julitag. Die Sonne neigte sich schon ein wenig dem Westen zu, die dunklen Tannen des Schwarzwaldes begannen längere Schatten in das liebliche Wiesetal hinab zu werfen. Es war still, ganz still im weiten Kreise. Der milde Wind strich nur leise flüsternd durch die Kronen der Bäume des alten Schloßhofes, und führte hin und wieder leichte Staubwolken mit sich von den Mauern her, die düster emporragten.

„Schloß Rötteln, einst so stolz und gefürchtet, jetzt einsam und verlassen, aber noch im Verfall großartig und schön, könnten deine Mauern reden,“ so zog es durch meinen Sinn, als ich gedankenverloren auf die mächtigen Überreste einer längst vergangenen Zeit blickte. Stundenlang war ich umher gestreift zwischen den rauchgeschwärzten Mauern, war hinauf zum Söller gestiegen, von wo der Blick trunken über eine Welt voll Wunder und Schönheit schweift, — — und hatte erschauernd in die Kerker hinabgeschaut, deren Tiefen sich gähnend vor mir aufstauten.

Jetzt saß ich im alten Rittersaal, durch dessen gewölbte Fensteröffnungen man hinab ins Wiesetal und hinüber zu den Bergen blickt. Weit, weit zurück

waren meine Gedanken gewandert in jene Zeit, da das stolze Geschlecht der Grafen von Rötteln hier oben hauste. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel des 7. Jahrhunderts, um jene Zeit finden wir zuerst hier einen Herrn von Rötteln. Klein war die Burg auf der waldigen Höhe damals, aber sie wuchs mit dem Geschlecht in den nächsten Jahrhunderten, und war zu einer berühmten Feste geworden, als die drei letzten Söhne des ritterlichen Geschlechtes über sie herrschten. Kraftvolle, männliche Gestalten waren es, und lieblich zwischen ihnen erblüht stand die Schwester, das holde Mägdlein, — — da, — was war das? — —

In meine Traumverlorenheit erklang ein seltsam Raunen, — ein Flüstern, — wie Waffen klorrte es leise, — wie Frauengewänder rauschte es um mich, die verwitterten Steinwände des Saales verschwanden, — ein farbenprächtiges Bild entrollte sich vor mir in einem hohen, getäfelten Gemach — — ich sah sie daherkommen, stolze Männergestalten in kostbarer Rittergewandung, — in blinkenden Panzern, — in wallendem Priesterkleid! Auch manch holdes Frauenbild tauchte vor mir auf, — sie alle kamen näher, sie fingen an leise zu flüstern und zu erzählen — — — — —

Ein schriller Pfiff ertönte, ich schrak zusammen. Aus dem nahen Saagen dampfte ein Eisenbahnzug Lörrach zu. Verschwunden war das getäfelte Gemach, verschwunden die glänzende Gesellschaft, die Ver-

gangenheit versank, die Gegenwart trat in ihre Rechte.

Es war inzwischen fast dunkel geworden, die Sonne war gesunken, ein mattes Rot glänzte noch im Westen. Von den im Tale verstreut liegenden Dörfern erklangen die Abendglocken gedämpft herauf zur alten Burg, deren Mauern drohend und finster emporragten.

Mich fröstelte, ich eilte heim.

Was ich aber in jenen Stunden in der Ruine dort oben sah und hörte, auch in Chroniken und alten Schriften und Urkunden nachmals fleißig erforschte, habe ich hier niedergeschrieben für Dich, mein freundlicher Leser!

„Entreißt unser Geschlecht der Vergessenheit, auch unsere Zeit, auch wir hatten Helden, wie ihr und eure Zeit,“ so flüsterten mit dringender Bitte mir Nötteln's Geister an jenem Juliabend zu — — ich will versuchen, es zu tun!



Erstes Kapitel.

Man schrieb anno domini 1271.

Obgleich der Himmel in lieblicher Bläue hernieder lächelte, die ganze Natur Friede zu atmen schien, so war doch im Bistum Basel und den angrenzenden Landschaften von nichts weniger denn vom Frieden die Rede! Es war dazumalen just so, wie es vordem und hernach zu allen Zeiten gewesen ist: von Kriegen und Kriegsgeschrei hörte man aller Orten, und der Fehden war kein Ende. Zwar, es waren nicht ganze Völker, die sich gegenüber standen, aber mächtige Geschlechter hielten aufeinander, und schon seit fast drei Jahren hallten die Täler bei Säckingen und Basel wieder von Kriegslärm und Waffengetöse.

Zwei der mächtigsten Herren, Rudolf, Graf von Habsburg und Heinrich Graf von Neuenburg, Bischof von Basel, lagen im Streit. Zu jedem von ihnen hatten sich viele mehr oder minder vornehme und große Ritter und Herren gestellt, und auf jeder Seite wurde mit ebenso viel Mut und Entschlossenheit, wie Zähigkeit gekämpft.

Der Grund zu der Feindschaft war der Besitz der Stadt Breisach geworden. Seit fast einem Jahrhundert hatte sie zum Hochstift Basel gehört,

als Rudolf Stadt und Burg überrumpelte und einnahm.

Das war schon unter Berthold, Herrn Heinrichs Vorgänger, geschehen.

Da nun Heinrich auf den Bischofssitz kam, verlangte er alsobald die Stadt wieder, wozu sich Rudolf nicht verstand. Als der Bischof Urkunde und Sigill herbei brachte, von Kaiser Friedrich von Hohenstaufen 1218 bestätigt, ließ sich der Graf bewegen, die Stadt gegen tausend Mark Silber zu geben.

Heinrich verstand sich zu neunhundert Mark. Bald kam Rudolf wieder und verlangte die letzten hundert Mark. Der Bischof gab sie ihm mit den Worten: „Besser, laß mich in Ruhe.“ Ein Jahr ließ ihm Rudolf auch die gewünschte Ruhe, dann kam er mit der abermaligen Bitte um hundert Mark in Silber. Auch diesmal willfahrte der Bischof, um ihn los zu werden. Als aber Rudolf zum dritten Male kam und um zweihundert Mark bat, seine vielen Schulden zu decken, ließ ihm der Bischof sagen: „Ich befürchte, Du möchtest mich am Ende für deinen Zinsmann halten.“

Diese Antwort, — ohne Geld, — faßte Rudolf als persönliche Beleidigung auf.

Dazu kam die feindliche Haltung, die die Bürger von Basel gegen des Grafen von Habsburg Freunde und Anhänger annahmen, auch bei Gelegenheiten täglich bekundeten, und so sagte Rudolf dem Bischof offene Fehde an.

Manchen Mond hatten sie sich herumgestritten, bis endlich in den Herbsttagen des Jahres 1270 ein Waffenstillstand im Kloster zu Beuggen zustande gekommen war.

Erleichtert atmeten die Landbewohner auf in der Hoffnung, dem Waffenstillstande werde der Friede folgen; sie begannen im Frühjahr die Felder zu bebauen, und hin und wieder hörte man sogar ein fröhlich Lied bei der Arbeit.

Mit viel Regen war der April ins Land gekommen, hatte nach seiner Mode im Sturm die Bäume gezaust oder die Sonne scheinen lassen, — und auch just heute seinen Baunen keine Schranken auferlegt. Blendend hell war am Morgen die Sonne aufgegangen, dann fiel den ganzen Tag ein feiner, durchdringender Sprühregen, — jetzt, gegen Abend, zerrissen die Wolken, die Abendsonne leuchtete milde über das Wiesetal und färbte die dunklen Tannen des Schwarzwaldes rötlich.

Auf der Landstraße, die neben der munteren Wiese durch das Tal führte, ritten zwei Reiter dahin der Burg zu, die auf felsiger Höhe ein Stück vor ihnen auftauchte. Sicher und fest saß auf dem einen Roß eine schlanke Frauengestalt in dunklem Reitgewand, und ebenso sicher hielt ein Mönch die Zügel des anderen Tieres.

„Ist's Euch leid, Vater Hubertus,“ wandte sich soeben die Reiterin an ihren Begleiter, „daß Ihr mit mir zur stillen Waldkapelle kamet und Vater Antonius kennen lerntet?“

„O nein, Herrin,“ entgegnete der Mönch, „ich bin Euch Dank schuldig, daß Ihr mich dorthin führtet! Die Kapelle oben auf dem Berge ist fürwahr ein Plätzlein, da man sich Labe holen kann für seine Seele, und die Rede des frommen Paters ist erquickend und klar gleich einem Bergquell. Es ist mir leid, daß ich nicht eher gewußt, welch ein friedsam Plätzlein dorten ist, gern hätte ich den würdigen Greis des öfteren schon aufgesucht.“

„Es wär' Euch wohl nimmer möglich gewesen,“ antwortete das Fräulein; „der hohe Schnee im Winter und das Tauwetter darnach machen die Wege schlecht und gefährlich. Mich hat es auch oft nach Pater Antonio's Zuspruch verlangt, und habe mich doch gedulden müssen bis heute! 's ist mir aber eine Freude, daß Ihr mitkamet und in dem Pater einen Gleichgesinnten fandet, — — schwer genug war's, Euch zum mitreiten zu bewegen,“ fügte sie lächelnd hinzu.

Er errötete leicht. „Verzeihet, Gräfin Elisabeth, einem Mönch ist das Reiten ein ungewohnt Ding!“

Er wollte noch etwas sagen, aber von dem nahen Tüllingen und von Rötteln ertönten die Abendglocken, und von drüben aus dem Walde her schien ein ander Glöcklein Antwort zu geben.

Der Mönch zügelte sein Roß und sprach ein innig Ave-Maria, auch die Gräfin hatte ihr Pferd angehalten. Lose lagen in den verschlungenen Händen die Zügel, andächtig lauschte sie des Paters Worten.

„Das Glöcklein der heiligen Chrichona sendet uns einen Scheidegruß,“ sprach sie im Weiterreiten.

Er nickte. „Wollet mir, Gräfin Elisabet, des genaueren erzählen, wie dies Kirchlein entstanden, und woher es seinen Namen hat. Hab' etliches darüber vernommen in Einsiedeln, war's nicht die heilige Chrichona, die es gründete?“

„Wohl, Herr Vater, Ihr seid recht berichtet. Vater Antonius erzählte mir's im Herbst, da ich das letzte Mal bei ihm war. Ich will's Euch wiederholen, so gut ich kann. Vernehmet denn!

Nache bei Basel landeten einst drei von den elftausend Jungfrauen, welche mit ihrer Anführerin, der heiligen Ursula, auf der Rückkehr von Rom nach Köln begriffen waren. Sie hießen Chrichona, Ottilia und Margareta. Dort ruhten sie auf einem Ufer, der den Namen „Chrichona-Bettle“ seitdem erhielt. Von dort aus gingen sie verschiedene Wege und versprachen sich gegenseitig, jede wolle ein Gotteshaus auf einer nahe belegenen Höhe bauen. Alsdann wollten sie sich jeden Morgen durch ein Glöcklein freundlich grüßen. Die fromme Chrichona wandte sich zur Höhe des Dinkelberges und baute dort die Kapelle, Ottilie pilgerte auf den Tüllinger Berg, Margarete nach Westen, wo sie hinter Basel ihr Gotteshaus erbauet, nach ihr genannt St. Margareten. Jeden Morgen und jeden Abend grüßten sich die heiligen Schwestern durch das Glöcklein, führten ein gar fromm Leben und taten Gutes,

wo sie konnten, also daß die Kunde von ihnen weit in die Lande umher drang. Dann verstummte das erste Glöcklein, hierauf das zweite, endlich das dritte, — die Schwestern waren gestorben. Man begrub eine jede in der Kapelle, die sie gebaut hatte. Dies ist die Geschichte des Kirchleins. Pater Antonius erzählte mir aber noch eine andere Kunde, wie er sie in Basel einstens vernommen hat. Darnach wäre die heilige Chrischona in Basel gestorben, — die Basler möchten nämlich gerne auch etwas mit ihr zu tun haben, — — und da man sie begraben wollte, konnte man den Sarg nimmer von der Stelle bringen. Endlich kam jemand auf den Gedanken, zwei junge Kühe, so noch nie ein Joch getragen, vor den Wagen zu spannen, darauf der Sarg stand. Dann sollten sie gehen, wohin sie wollten, und an der Stelle, wo die Tiere stehen bleiben würden, sollte die Heilige begraben werden. Man tat also, die Kühe setzten sich sofort in Bewegung, und alles wich vor ihnen aus dem Wege, Bäume, Steine, Felsen. So gingen sie geraden Wegs den Berg hinauf, und wurde die liebe Heilige dort begraben. Über ihrem Grabe errichtete man das Kirchlein. Die Gebeine der frommen Chrischona ruhen also dort oben auf jeden Fall.“

„Gar schön und innig ist die Historie von der heiligen Jungfrau,“ entgegnete der Pater, „und leicht begreiflich, daß gar Viele hinpilgern, um dort zu beten. Wieviel Segen ist schon herabgeflossen von der Kapelle, und fließet noch immer her=

ab! So ich wieder hinkomme, werde ich das Kirchlein noch mit anderen Augen anschauen.“

„Wer weiß,“ sagte traurig die Gräfin, „wann wir wieder dort oben der Andacht pflegen können, — der unselige Streit, so in unsern Tälern herrschet, wird es uns wehren.“

„So glaubet Ihr auch nicht, daß dieser Waffenstillstand zum Frieden führet?“ fragte der Vater.

Die Gräfin schüttelte den Kopf.

„Der Neuenburger Sinn ist hart und gibt nimmer nach, — — und Bischof Heinrich von Basel ist ein Graf von Neuenburg!“

„Und des Habsburger's Kopf ist nicht weniger von Eisen,“ murmelte der Mönch; dann fragte er weiter: „Eure Brüder stehen fest auf Seite des Bischofs, und wenn ich recht, Graf Otto, verstand, ist er Euch nahe versippt?“

„Wohl, und das ganz nahe! Meine Mutter ist seine Schwester, eine geborene Gräfin von Welsch-Neuenburg am See. Unerlöschlich halten meine Brüder mit ihren Mannen zu ihm. O Vater Rubertus, ich kann es nimmer verstehen, daß geistliche Herren um weltliche Dinge mit den Herren und Fürsten hadern, aber völlig unbegreiflich will es mir scheinen, daß geistliche Herren untereinander im blutigen Streit liegen, wie mein Ohm Heinrich noch mit Berthold von Falkenstein, dem Abt von St. Gallen.“

„Ich kenne die Ursache dieses Streites nicht ganz genau,“ entgegnete Vater Rubertus, „wohl

hörten wir bei uns in Einsiedeln einige Male davon, doch nichts bestimmtes. Wollet Ihr mir näheres mitteilen, Herrin? Ihr wißt, ich bin ziemlich fremd in allem, was weltlich Ding angeht, da ich erst seit zwei Monden aus unserem stillen Kloster fort und auf Euer Schloß als Priester gekommen bin.“

„Und doch habt Ihr verstanden, Euch in der kurzen Zeit die Herzen aller zu gewinnen,“ sprach die Gräfin warm. „Doch höret, ich will Euch die Geschichte kurz vermelden.“

Zu Pfingsten war's ums Jahr 1268, da der Abt von St. Gallen sich etliche Weinfuhren zu einem Festmahl bestellt hatte. Nun hatte mein Ohm eine Forderung betreffs einiger Kirchenangelegenheiten an das Kloster zum heiligen Gall. Da der Abt trotz mehrfacher Mahnung nicht zahlte, ließ mein Ohm, der Kunde von jener Weinfendung erhalten, die Fuhren, die aus dem Elsaß kamen, wegnehmen. Seit jener Zeit hat der Abt einen Haß auf meinen Ohm, und als bald nachher der Streit zwischen diesem und dem Habsburger Grafen entbrannte, gab Abt Berthold dreihundert Ritter mit ihren Mannen unter der Leitung des Eberhardt, Herrn von Lupfen, ihm zur Hilfe. Bei Säckingen, allwo die Heere sich im Herbst gegenüberlagen, kam es zum Waffenstillstand, der im Kloster zu Beuggen unterzeichnet wurde. Was noch werden wird, — Gott weiß es!“

„Und ihm vertraut, Herrin,“ sagte der Pater, als sie mit einem Seufzer schloß; „niemand trauet

ihm vergeblich. Vielleicht leuchtet nach all' dem Herzeleid, so der Krieg mit sich führet, doch bald der liebliche Friede. Aber sehet, die Sonne ist fort, und ob dem Aeden sind wir unvermerkt bis zum Schloß gelanget."

Langsam ritten sie über die Zugbrücke durch das Thor, das sich vor ihnen öffnete. Laut hallten die Tritte ihrer Kasse in dem steinernen Torgang wieder. Drinnen im geräumigen Hofe stiegen sie ab, und indes etliche Knechte die Pferde zu den Ställen führten, schritten sie beide den Weg weiter hinauf zu den Wohnräumen in der Hochburg. Ein tiefer, breiter Graben trennte den Herrensitz von den nieder gelegenen Wohnungen der Mannschaften und Dienstleute.

Auf der schmalen Zugbrücke kam ihnen mit schnellem Schritt ein stattlicher Mann entgegen.

"Du bist's, Schwesterlein," rief er, als er das Fräulein sah, „wo kommst Du so spät her?"

"Vom Christonaberg, Walter, es war ein köstlicher Ritt."

"Machtest du ihn allein?"

"O nein, Vater Rubertus begleitete mich."

"Und hat probiert, ob er das Reiten noch kann," setzte dieser hinzu, — „es ging wohl noch leidlich, doch so wie der Graf Walter kann er's nimmer!"

Der lachte laut auf. „Glaub's wohl! Seid gewiß auch jetzt ein wenig ermüdet vom Ritt, so daß es Euch gelegen kommen wird, daß der Abendimbiß noch nicht bereitet ist. Könnet bis dahin der

Ruhe pflegen, denn nachher wird wohl mein gelehrter Herr Bruder Otto Eurer Gesellschaft begehren, — ich sah ihn vorhin mit einem Pergament in der Hand gedankenvoll im Wohngemach sitzen. Weiß nimmer, was er auf dem Papier so Wissenswertes findet! Einen feurigen Kenner unter sich, dann in des Herrgottes Welt hinein, dahin über Berg und Tal, — frisch und derb zugegriffen, wo's sein muß, und sich niemanden zu nahe kommen lassen, — solches dünkt mich die beste Wissenschaft, die lob' ich mir!“

Damit schritt er weiter, pfiß einem großen, schwarzen Hund, der vor dem Wohnhaus des Burgverwalters lag und ihm nun mit mächtigen Sprüngen nachsetzte.

Lächelnd hatte der Pater dem Grafen nachgesehen. „Wisset Ihr, Herrin, wie mir nicht nur Graf Walter, sondern auch Eure anderen beiden Brüder oftmalen erscheinen? Wie starke Bäume voll ungebrochener Kraft, die, je mehr der Sturm brauset, nur um so kräftiger die Häupter erheben. Und im Schuz dieser starken Bäume seid Ihr erblühet, Herrin, ein hold Waldblümelein, wie Eure Brüder Euch benennen!“

„Gar poetisch redet Ihr, Herr Pater, man könnte vermeinen, einen Ritter zu hören! Doch wisset, der Waldblume ist's gar wohl im Schatten und Schuz dieser Bäume, und sie sehnet sich nimmer fort! — Gehabt euch wohl, Hohehrwürden.“

Sie standen vor dem Herrenhause. Der Pater

machte das Zeichen des Kreuzes über der Gräfin und stieg langsam eine schmale Treppe empor, die in sein Studierzimmer führte, das gerade über der kleinen Burgkapelle lag.

Elisabet war inzwischen mit fröhlichem Gruß in das Wohngemach ihrer Mutter getreten.

Diese, eine stolze Frauengestalt, saß in einer der beiden tiefen Fensternischen, die das Zimmer hatte, in lebhaftem Gespräch mit Otto, ihrem zweiten Sohne.

Bei Elisabet's Eintritt wandte sie ihr das Gesicht mit den klugen, dunklen Augen zu und sprach: „Warst lange draußen, Kind, hab' schon Deiner gewartet. Wie gehet es Vater Antonio in seiner Klausur?“

„Er entbietet Euch seinen Gruß, liebe Frau Mutter, es gehet ihm wohl.“

„Wie der scharfe Wind Deine Wangen gerötet hat, Schwesterlein,“ lächelte Otto, ihr die Hand bietend, die Gräfin aber sprach schnell: „Keine gute Kunde ist's, so mir Otto gebracht hat, da er vorhin von einem Ritt gen Brombach heimkehrte. Dort ist ein tödtlich Fieber ausgebrochen, mehrere Leute liegen darnieder, und drei sind allbereits heute gestorben. Aber nicht dorten allein ist es so, auch hier in Rötteln sind etliche heut' erkrankt. Da will ich nach dem Nachtmahl noch hinunter zum Dorf und schauen, wo zu helfen ist.“

„Und ich gehe mit Euch, nicht wahr, Frau Mutter?“ bat Elisabet.

Einen Augenblick zögerte die Gräfin.

„Das Fieber soll ansteckend sein, — — — —
doch so Du willst komm mit, mein und Dein Leben
stehet in des Höchsten Hand! Geh und Sorge für
Stärke- und Labemittel, die wir mit uns nehmen
wollen.“

Elisabet eilte hinaus, und die Gräfin wandte
sich an ihren Sohn.

„Und nun Otto, gib mir Antwort auf die
Frage, Die ich an Dich richtete, da Elisabet vorhin
kam, — — wann wirst du mir deine Braut, und
Hütteln eine junge Herrin zuführen?“

Das edle Gesicht des Grafen, der ganz seiner
Mutter glich, hatte sich verfinstert.

„O Mutter, muß es denn sein? Lasset doch
ein Jahr oder zwei noch dahin gehen, alsdann,
meine ich, sei noch immer Zeit dazu.“

„Du zählst siebenundzwanzig Sommer, mein
Sohn,“ entgegnete die Gräfin ernst, „und Odalfinde
einundzwanzig. Zudem, — sie wartet Deiner —
Du kennst die alte Vereinbarung zwischen Deinem
und ihrem Vater!“

Eine tiefe Falte grub sich in Otto's Stirn,
und er rief: „Warum, um der Heiligen willen,
werden solche Vereinbarungen getroffen, da sie oft das
ganze Leben verbittern können!“

„Zürne nicht Deinem edlen Vater,“ erwiderte
die Gräfin, „er hatte mit jenem Abkommen nur
unseres Hauses Bestes im Auge! Die Entstehung
kennst Du. Sollte nun unser Geschlecht aussterben,

so fällt es nicht an Fernstehende, sondern an unsere nächsten Verwandten, die Sausenhardtter.“

„Das Aussterben ist kaum zu befürchten,“ antwortete Graf Otto finster. „Doch das ist Nebensache, der Vertrag steht eben da, und ich muß ihn erfüllen, will ich nicht meinen Vater im Grabe beschimpfen.“

Nach einigen Minuten Schweigens fuhr er hochaufatmend fort: „Ich werde zum Mai nach der Sausenburg reiten und Odalinde heimholen.“

„Gott segne Deinen Entschluß,“ sagte die Gräfin leise und küßte seine Stirn. Sie ging hinaus, um noch verschiedenes für den Weg ins Dorf zu rüsten.

Graf Otto wandte sich dem Fenster zu und blickte in den Abend hinein. Vor seinem Auge stand die Gestalt des Mädchens, die seit seiner und ihrer Kindheit seine verlobte Braut war. Vor zwei Jahren hatte er sie bei einem kaum zweistündigen Besuch auf der Sausenburg das letzte Mal gesehen, und so sah er sie jetzt vor sich.

Sie war eine schlanke, große Gestalt, und trug den feinen Kopf mit den schönen Zügen stolz auf den Schultern. Aber die großen, braunen Augen blickten kühl und fremd an ihm vorüber, der Mund verzog sich zu keinem Lächeln. Trotzdem wußte er genau, daß die dunklen Augen strahlen konnten, und der Mund süß zu lächeln verstand. Er selbst hatte es gesehen, da er im Sausenburger Schloß

am Fenster gestanden und in den Burggarten hinab geschaut hatte, wo Odalsinde sich gerade aufhielt.

Da saß sie auf einem niederen Bänklein unter einem Apfelbaum, von den herabfallenden Blüten hatten sich einige in ihren braunen Locken verfangen. Auf dem Schoß hielt sie das zweijährige Töchterchen des Haushofmeisters und scherzte und lachte mit der Kleinen. Als sie aber einige Minuten später ins Zimmer getreten war und ihm gegenüber stand, lag tiefer Ernst, ja Kälte auf ihrem Gesicht. Vergebens hatte er auf ein Lächeln gehofft.

Da war er voller Unmut heimgeritten, aber das Bild Odalsinde's unter dem Apfelbaum hatte ihn begleitet.

Vielerlei war im Laufe dieser zwei Jahre geschehen, in den wachsenden Streitigkeiten und Unruhen hatte er selten ihrer gedacht, auch empfand er alsdann immer nur den einen Wunsch, die Hochzeit so lange wie möglich hinauszuschieben.

Jetzt aber sah er sie wieder vor sich wie damals unter dem Apfelbaum, und er ertappte sich bei der leisen Frage, ob sie wohl einmal für ihn solch ein Lächeln haben würde! Wie wird sie ihn wohl empfangen, wenn er jetzt kommt, die alte Vereinbarung zu erfüllen?

„Torheiten,“ murmelte er halblaut vor sich hin, und durchmaß mit schnellen Schritten das fast dunkle Gemach. Er fing an nachzudenken, wie sich eigentlich das Verhältnis zwischen ihnen später gestalten sollte. Aber der Ton der Glocke, die die

Hausbewohner zum Abendmahl rief, störte ihn, langsam ging er hinunter in die Halle.

Sie lag neben der Küche; als er eintrat, fand er die ganze Familie schon versammelt, nur Walter, der älteste, fehlte noch.

„Ein Bote kam von Ohm Heinrich aus Basel,“ berichtete Lutold auf die Frage seiner Mutter nach ihrem Sohne; „Walter rief mir zu, da ich vorhin über den Hof kam, die Botschaft sei von Wichtigkeit, er könne nicht allsogleich kommen, wir sollen nicht warten.“

„Das können wir auch nicht,“ entgegnete die Gräfin, „ich will mit Elisabeth noch ins Dorf zu etlichen Kranken, da müssen wir uns eilen.“

„Gestattet, edle Frau, daß ich Euch begleite,“ sprach Vater Hubertus, „ich vernahm auch allbereits, daß ein böß' Fieber ausgebrochen sei, die Kranken möchten des Zuspruchs bedürftig sein.“

„Und wer verstünde den besser zu erteilen, denn Ihr,“ antwortete herzlich die Gräfin, „es wird mir nur lieb sein, so Ihr uns geleitet.“

„Das Fieber soll ansteckend sein,“ sagte der Vater leiser, einen besorgten Blick auf Elisabeth richtend.

„Und da meint Ihr, ich solle daheim bleiben,“ lächelte diese, die den Blick bemerkt und verstanden hatte. „Sprecht nicht davon, Herr Vater, ich bitte Euch! Mich zieht's zu den Armen, vielleicht kann ich ihnen dienen.“

„Sie werden vermeinen, eine Himmelsgestalt

betrete die Hütte," dachte der Vater, und sein Auge glitt rasch über die holde Gestalt mit dem zarten Antlitz und dem schweren, blonden Haar, — aber er sagte nichts.

Draußen klang ein schneller, harter Schritt, die Tür sprang auf, Walter trat ein und nahm an der Tafel Platz. Eine finstere Falte saß zwischen den Augen, schweigend aß er von den Speisen, die ihm Rutold zuschob.

„Nun?“ fragte Otto, und bot ihm einen gefüllten Pokal.

Walter tat einen tiefen Zug, dann sprach er, und seine blauen Augen blitzten: „Sie können in Basel drunten keinen Frieden halten! Die vom Stern und die vom Sittich sind wider einander jetzt mehr denn je. In der Trinkstube zum Seufzen am Brunn erhizen sich die Sternen bis zum übersprudeln, und auf der Mütze geht's bei den Sittichen auch begreiflicher Weise nicht eben still zu! Der Bischof entbietet alle die vom Sittich auf übermorgen zu einer Beratung zu sich gen Basel. Bis dahin soll ein Jeder überdenken, was das Beste zu tun sei, — — — — meine Meinung freilich ist allbereits fertig.“

„Und die wäre?“ fragte Rutold.

Walter's Augen sprühten.

„Wenn die Sternen den Sittichen in allem immer wieder entgegen sind, auch nimmer wollen wie der Bischof will, sondern allewege dawider aufzubegehren haben und den Mund groß aufreißen,

„soll er ihnen eins drauf geben, — die Macht hat er ja dazu.“

Rutold lachte laut auf, auch Otto und der Vater konnten sich dessen nicht erwehren, dann entgegnete Otto: „Deine Meinung ist so übel nicht, doch trage ich etliches Bedenken, sie so ohne weiteres zu äußern, und sie als Rat zu geben. Laßt uns vorerst morgen noch überlegen.“

„Und vergeßet nicht, daß der Habsburger zu denen vom Stern gehört,“ warf die Gräfin dazwischen, indem sie sich erhob.

Auch die andern standen auf, der Vater sprach ein Abendgebet und verließ mit den Frauen die Halle, um ins Dorf zu gehen. Die Brüder blieben zurück.

Rutold ergriff eine Laute, die an der Wand hing und schlug einige Akkorde, Walter aber rückte ein wenig näher zu Otto und sprach: „Auf Deinem Antlitz ruhet ein ander Nachdenken, denn ich sonst gewohnt bin bei Dir zu sehen, so Du von einem Pergament kommst, — was ist's, Otto?“

Finstreer Ernst breitete sich über das Gesicht des Angeredeten, er fuhr sich durch den dunkelblonden Bart und antwortete: „Auf dringenden Wunsch unserer Frau Mutter habe ich heute meine Vermählung mit Odalsinde auf den Mai festgesetzt!“

Walter sprang überrascht auf. „Den Daus! Das nenne ich eine Neuigkeit! Doch will mich bedünken, die Zeit sei schlecht zu dergleichen Dingen gewählt! Der Habsburger und Ohm Heinrich in

offener Fehde, wemngleich jetzt Waffenstillstand ist, in Basel Streitereien zwischen dem Adel, die auch nimmer gut enden, drunten im Dorf ein bössartig Fieber, und hier ist von Freien die Rede! Ist so lang' mit der Heirat gewartet worden, hätt's auch wohl noch währen können, bis Friede ist."

Er setzte sich kopfschüttelnd, und als Otto schwieg, fuhr er fort: „Ich sollt' Dir Glück wünschen, Bruder, aber wie kann ich's, da ich weiß, wie diese Sache auf Dir lastet, und dein Gesicht jeko dazu sehe! Ich kann nur eines wünschen, daß die Heiligen ein Einsehen haben und was Gutes draus machen für Dich und unser Geschlecht.“

Er hatte Ottos Hand mit kräftigem Druck ergriffen, innige Teilnahme sprach aus seinem Antlitz.

„Hab' Dank, Walter,“ erwiderte der Graf; „ja, wenn ich wüßte, es wäre gut für unser Geschlecht, ich wollte das Opfer gerne bringen. Schlecht gewählt ist die Zeit zum Freien, Du hast recht, doch ich gab mein Wort heut' auf die Bitten der Mutter, und ich will's halten. Sobald die Beratung in Basel vorüber, entsende ich einen Boten nach der Sausen- burg, der meine Ankunft in drei Wochen meldet. Dann mag die Vermählung sein, und Rötteln erhält eine junge Herrin.“

Walter antwortete nichts, erhob sich nach einigen Minuten und sagte: „Ich will noch einen Ritt gen Tülingen machen, kommst Du mit?“

Otto schüttelte den Kopf. „Hab' heut' keine Lust zum reiten, ich möcht' allein sein.“

„Aber ich komme mit,“ rief Lutold, der soeben sein Spiel geendet und nur die letzten Worte Otto's gehört hatte, hing die Laute an und schritt mit Walter hinaus zum Zwinger hinab, während Otto sein Gemach aufsuchte.



Zweites Kapitel.

Am Fuße des Schloßberges lag das Dorf Rötteln. Es war ziemlich groß, seine kleinen, hellen Häuser schauten freundlich zwischen den jetzt noch unbelaubten Bäumen hervor. Mitten im Dorf, auf einem großen Platze, erhob sich das Kirchlein, umgeben von dem Gottesacker.

Tiefe Stille ruhte über Dorf und Burg Rötteln, die Mitternacht war vorüber. Hin und her drang ein schwacher Lichtschein aus einem der Häuschen, — dort hatte der unheimliche Gast Einzug gehalten, und vergebens kämpften die Menschen gegen ihn an.

Gräfin Edelgundis und der Pater waren erst nach Mitternacht heimgekehrt; jetzt saß Rubertus in seinem Gemach, hatte vor sich auf dem Tisch sauber geschnittene Bogen Papier liegen, das Schreibzeug stand daneben, und eifrig glitt der gespitzte Kiel über das Papier.

* * * *

Aus dem Tagebuch des Paters.

Burg Rötteln, am 14. April
Anno Domini. 1271.

„Es ist gut, so der Mensch auf seiner Pilgerschaft durch dies Erdenleben einen vertrauten

Freund hat, dem er sein Herz ausschütten kann, und weiß, es ist gleich also, als ob er kein Wort verloren hätte, dieweil alles in der Brust des anderen verschwiegen ruhet wie im Grabe.“

Also sprach Vater Hyronimus eines Abends zu mir, da wir beide im Klostergarten zu Einsiedeln nach der Abendandacht saßen. Ein duftiger Frühlingstag war es, gleich dem heutigen, gewesen, jetzt wehte von den Bergen her ein kühler Wind, und über den Spitzen schoben sich die Abendwolken zusammen. Hier und da funkelte ein Sternlein. Schweigend hörte ich der Rede meines ernstesten Freundes zu.

„Aber,“ fuhr er nach etlichen Minuten fort, „nicht allen ist das Glück beschieden, einen wahren Freund ihr eigen zu nennen. Des öfteren hat man es erfahren müssen, daß selbst die treuesten Freunde im Mißverständnis sich abwandten, — und was dann? Da gibt's einen Ausweg, Rubertus, und solchen merke Dir: Tagebuchblätter sind die verschwiegensten Freunde, und sie verstehen auch nimmer falsch. Güten freilich muß man sie gleich einem Kleinod, daß kein Unberufener ihrer habhaft wird, doch das kann man auch. So Dir eine schwere Zeit begegnet, Rubertus, und Dir stehet kein Freund zur Seite, so vertraue Dein Leid den verschwiegenen Blättern an, — und Du wirst dich leichter fühlen. Vergiß aber nimmer, daß der beste und verschwiegenste Freund unser Erlöser und Heiland selber ist. Da kannst Du Dich geben, wie Du bist, und sicher sein, daß Du nie mißverstanden wirst. Nur

was Du mit ihm besprechen kannst, solches vertrauen den Blättern an, und bedenke, alles, was Du Dich scheust ihm mitzuteilen, ist ein Unrecht, und muß bekämpft werden.“

Oftmals gedachte ich solcher Worte und habe den Schreibstift zur Hand genommen und — wieder fortgelegt, — — — heute über drängt es mich zu schreiben. Hab gar mancherlei erlebt in diesen Stunden! Eine Seuche ist im Dorf, sie nennen sie die Valentinskrankheit. Allüberall wüthet sie, drüben in Brombach, in Niehen und anderswo. Gräfin Edelgundis und Elisabet gingen nach dem Abendimbiß hinab zum Dorf, ich begleitete sie. Im ersten Haus, da wir eintraten, rang der Vater mit dem Tode, eine Tochter von zwanzig Jahren lag auf dem Schragen. Verzweifelt kniete an der Leiche ihr Verlobter. Er hatte mich noch rufen wollen, ihr die letzte Ölung zu geben — der Tod war schneller gewesen! Mein Herz tat mir weh bei all dem Jammer! Aber ich konnt' ihm zusprechen, daß der Allmächtige auch ohne solch Sakrament einer Seele gnädig sei, so sie an ihn geglaubt hat, und wollt' noch mehr sagen, — als Gräfin Edelgundis mich bat, ihre Tochter heim zu geleiten. Ihr mocht' doch bang geworden sein beim Anblick der Leiche!

Schweigend gingen wir durch die Nacht, da hob Elisabet an:

„Vater Rubertus, warum läßt Gott so viel

des Leidens über ein Haus, ein Herz ergehen, so er doch ein Gott der Liebe genennet wird?"

„Eben weil er ein Gott der Liebe ist, Herrin, tut er solches,“ entgegnete ich gedankenvoll; „er will das Menschenherz lösen vom Irdischen, daß es sich erschließe dem Himmlischen. Solange noch das Herz mit einem Faden an die Welt gefettet ist, besteht die Gefahr, das Irdische möge es schließlich wieder ganz umstricken. Da sind alsdann Leid und Schmerz die Messer in Gottes Hand, um solche Fäden zu zerschneiden. Schauet die Epheuranke in unseren Wäldern an. Sie ranken sich am Boden hin, ihre feinen Wurzeln dringen in die Erde. Da kommt der Sturm, er reißt die zarte Ranke los, und nun lernt sie sich um den starken Baum zu schlingen und ihn zu umziehen. So alsdann wieder ein Sturm daher brauset, ist sie geborgen, der Baum trägt sie. Sehet darin das Bild eines Menschen, der es durch Leiden gelernt hat, daß das Kreuzesholz unseres Erlösers besser ist, um sich daran zu halten, denn alles auf Erden.“

Einige Augenblicke schwieg sie und erwiderte dann lebhaft: „Es gibt aber auch gar viele Ranken, die lassen sich nimmer dazu bringen, die Erde zu verlassen und sich am starken Baum zu halten, und andere gibt's, die wurzeln kaum mit einer Wurzel am Boden, sie streben sogar von selbst darnach zur Höhe zu kommen.“

„Wehe den ersten,“ antwortete ich ernst; „Ihr wisset wohl, Herrin, wie es solchen ergeht: sie

werden schließlich zertreten und von den Tieren vernichtet. Wohl aber den anderen, sie bleiben zur Zierde des Baumes und werden erhalten.“

Sie sah mich erstaunt an.

„Ihr redet so ganz anders, denn sonst ein Vater,“ sagte sie, „woher kommt solches?“

„Ich sage es Euch ein ander Mal, Herrin, nicht heute.“

Sie nickte und streckte mir die Hand hin, wir waren am Burgtor angelangt.

„Ich verstand Euch doch gut,“ sprach sie leise, „und ich danke Euch! So mich ein Schmerz treffen wird, will ich der Epheuranke gedenken und lernen, mich nur um so fester ums Kreuzesholz zu schlingen.“

Der Torwächter ließ sie ein und ich eilte schnellen Schrittes ins Dorf zurück.

Etliche Stunden später kehrte ich mit der edlen Frau heim, beruhigten Herzens und dankerfüllt. Bei dem Vater war die Gewalt des Fiebers gebrochen, Balthasar aber, der Verlobte des toten Mädchens, sagte mir, da wir gingen: „Hochehrwürden, Ihr tatet mehr an mir in dieser Nacht, denn sonst je ein Mensch getan hat oder tun wird. Ihr habt mich gelehret Gott zu erkennen und an seine Liebe zu glauben, wenngleich er uns zu Boden schlägt. Ihr habt mich dem Leben zurückgegeben, — — ohne Euer Dazwischenkommen hätt' ich's mir genommen noch diese Nacht! Euch haben die Heiligen gesandt, mir zu helfen, — o habet Dank!“

den Zeiten unseres Erlösers die Pharisäer viel Menschenwort zum Gotteswort getan, also ist es auch zu dieser Zeit und in unserer Kirche. Du aber und ich, wir beide sind nimmer berufen zu erforschen, wo Gotteswort aufhört und Menschenwort anfängt, noch aufzudecken, was an Überflüssigem sich eingeschlichen hat. Das bedarf anderer Geister, denn wir sind. Wir wollen uns aber am heiligen Gotteswort halten, wie ich es schon lange und Du jetzt droben in der Bibliotheka gefunden hast, und weiter forschen nach dem wahren Weg des Heils. Und so sich Dir trostbedürftige Seelen nahen, so sprich ihnen von der bereitwilligen Hilf' und Fürsprach der Heiligen zum zweiten, zu allererst rede von der Liebe des barmherzigen Erlösers, zu dem wir jederzeit persönlich nahen dürfen ohne Vermittlung anderer! So Du aber von dieser großen Liebe zu anderen reden willst, mußt Du sie allererst in ihrer vergebenden Kraft an Deinem Herzen kennen gelernt haben.“

So hatte Pater Hyronimus gesprochen, und Rubertus bewegte es in seinem Herzen. Dann kam jene Zeit, wo er die vergebende Kraft der Liebe des Erlösers, von der der Pater geredet, auch an sich erfuhr und verstehen lernte, — und nun saß er wohl täglich mit Hyronimus gebeugt über der Bibel, um durch sie den Willen des Hochgelobten zu erkennen.

Auf diese Weise vergingen etliche Monde. Eines Morgens kam Rubertus zu dem Pater in

die Zelle und sprach: „Nimmer hält's mich in den Klostermauern! Ich möcht' draußen in der Welt wirken unter denen, die dem Heil ferner sind, denn ich, — ich will zum Abt und ihn bitten, mir eine Stelle als Kaplan oder Deutepriester zu geben.“

Syronimus schaute ihn lange an, und langsam sprach er: „Warte, — warte, bis Dir der Höchste selbst den Weg zum Leben draußen weisen wird. Geschiehet das, so wirst Du im Segen wirken, sonst gerät es Dir und anderen zum Unheil. So wie Du heut vor mir, stund ich einst vor meinem Abt mit demselben Begehr. Hätt' er mich nimmer fortgelassen, es wär' besser gewesen — — — Hör auf mich und warte in Geduld.“

Und Rubertus blieb und wartete, — — ach welch' ein köstlich Ding, und — schwierig Ding ist das rechte Warten!

Rubertus wartete, — zuerst von einem Tag zum anderen, dann von Woche zu Woche, — von Mond zu Mond, — — wartete, zuerst mit viel Ungeduld, dann mit mehr Ruhe, und endlich mit Ergebung in Gottes Willen.

So verstrich ein Jahr, und fast hatte er jetzt vergessen, was einst ein glühend Begehren in ihm gewesen war, — da ließ ihn der Abt rufen und erklärte ihm in kurzen Worten: „Wenn die Sonne zum dritten Mal die Erde grüßt, ziehest Du aus als Burgpriester nach Rötteln, dem Schloß im Wiesetal. Der älteste derer von Rötteln, Graf

Walter, hat hergesandt. Ich fand Dich passend für die Stelle, Du sollst hinaus.“

Mit blinkenden Augen stürzte Rubertus zu Hyronimus und konnte ihm nicht schnell genug die Neuigkeit verkünden. Der hörte still zu, doch als Rubertus den Namen Rötteln nannte, sprang er hastig auf und schritt zum kleinen Fenster. Er schwieg noch, als Rubertus längst geendet, und wendete sich erst um, wie ihm der junge Mönch leise die Hand auf den Arm legte.

„Rötteln? fragte er, und als Rubertus nickte, sprach er weiter: „Ich kenne die Burg im Wiesetal nicht, aber doch weckt ihr Name Erinnerungen in mir, die besser ungeweckt blieben! Geh jetzt, mein Sohn, laß mich allein, — — möge auf Deinem neuen Lebenswege Segen erblühen!“

Rubertus ging, über seine große Freude war der erste kleine Schatten gefallen. Aber es war nur ein kleiner Schatten gewesen, und frohe Zuversicht und Heiterkeit strahlten aus seinen Augen, die sonst so ernst dreinschauten, als er am letzten Abend Pater Hyronimus gegenüber saß.

Sie redeten miteinander von diesem und jenem, bis endlich der Pater zu dem scheidenden Bruder sprach: „Mein Ausspruch über Rötteln mag Dich gewundert haben, — und das mit Recht. Ehe Du nun heute scheidest, will ich Dir sagen, was mein Vermächtnis nach meinem Tode an Dich ist. Dort in der Lade findest Du zu unterst Tagebuchblätter, nimm sie und verbrenne sie, nachdem Du sie ge-

lesen hast. Du bist mir lieb gleich einem Bruder, unsere Seelen fanden sich, so sollst Du auch mein Leben kennen, — doch erst, so ich nicht mehr bin.

Du gehst morgen in die Welt, aus der man Dich einst zu uns brachte, und Du gehst gerne. Heut lasse ich Dich unbesorgt ziehen, — vor einem Jahr wär's nicht der Fall gewesen! Heut bist Du gereifter, und nun wirst Du zum Heil der Mitmenschen und mit Vorsicht aus dem Born schöpfen, der sich Dir und mir hier in der Stille erschlossen hat. Möge die Gnade des Allmächtigen Dich geleiten!

Eins aber bitt' ich Dich: sei vorsichtig! Gunst und Ehrbezeugungen der Hohen dieser Welt und schöne Frauenaugen sind schon manchem edlen und reinen Herzen zum Fall gediehen! Hüte Dich, und so Du Gefahr merkst, so fliehe! Hat die Welt Dir aber weh getan und Dich getreten, lernest Du den Schmerz da draußen kennen, so komm heim, — in den stillen Klostermauern wird's auch alsdann wieder in Dir stille werden. Und nun geleit' Dich Gott.“

Am anderen Morgen, als die Mönche zur Frühmette im Chor der Kirche vereint waren, hatte Hubertus die Reise angetreten, durch Schnee und Eis, durch Sturm und Kälte, geleitet von mehreren Knechten, die der Rütteler Herr mit Rossen zu seiner Begleitung gesandt hatte.

So langten sie am dritten Tage gegen Abend in Nötteln an, zuerst froh bewillkommt von Elisabeth, der jungen Gräfin, die just über den Hofschritt, da er vom Kofse stieg.

Zwei Monate waren seitdem verstrichen, der Frühling wollte ins Land ziehen. Ihm aber war unter den so verschiedenen, doch gleich edlen Bewohnern der Burg die Zeit wie im Fluge dahin gegangen. Manch Wörtlein von dem, was er in der Stille des Klosters eingesammelt hatte, streute er, edlen Samenkörnern gleich, da und dort aus, und mehr denn einmal schon hatte Gräfin Edulgunde gesagt: „Wie redet Ihr so anders denn Vater Eusebius, und wie anders dringet Eure Rede in die Herzen!“

Und daß der Allmächtige seine Worte mit Segen begleitete, das hatte er ja in dieser Nacht an Balthasar, dem verzweifelnden Manne, gar deutlich gesehen. Aber auch an einer anderen hatte er es gemerkt, das war an Elisabeth, der holden Waldblume, die hier so lieblich erblüht war.

Ja Elisabeth! Sie gemahnte ihn mit den lichten Haaren und den blauen Augen, die einem klaren Bergsee glichen, immer an die liebe Heilige, deren Namen sie trug, — — — deutlich sah er auch deren Bild vor sich, — — — und nun wußte er plötzlich nicht, um welcher Elisabeth Haupt der Heiligenschein strahlte, welche von beiden ihn so hold anlächelte, — — — ihm schienen es alle beide zu sein, — — sie nickten, reichten

ihm die Hände, — er wollte sie erfassen, er lächelte auch, — — und mit diesem Lächeln um den ernststen Mund sank das Haupt an die Lehne des Sessels, — — Pater Rubertus schlief fest und tief.



Drittes Kapitel.

Im SitzungsSaale des Bischöflichen Palastes hatte sich eine glänzende Versammlung zusammengefunden. Da standen die von Eptingen, die Pfaffen, die Biktume, die von Kamstein, von Kraffen, von Neustein, von Reichen, von Rrick, und andere edle Herren auf der einen Seite des Saales und warfen finstere Blicke hinüber zu der anderen. Dort war an der Wand eine weißseidene Fahne mit grünem Sittich darin befestigt, unter ihr standen die Herren von Rhyn, die Kammerer, die Neuenburger am See, der Schenk von Usenberg, der Herr von Hasenburg, von Bärenfels und Rich von Richenstein, der Herzog von Teck, die Herren von Rötteln und andere Vertreter edler Geschlechter.

In der Mitte des Saales stand ein Tisch mit golddurchwirkter Decke bedeckt, daran hatte Heinrich der Bischof, Platz genommen und leitete die Verhandlungen. Er war ein Mann in mittleren Jahren, sein Haar war stark ergraut, aber in ungebeugter Kraft trug er das Haupt auf den Schultern, Energie und eiserne Entschlossenheit prägten sich in den scharfgeschnittenen Zügen aus.

Hestige Reden waren gedämpft da und dort

erklungen, murmelndes Geräusch vieler Stimmen drang durch den großen Raum, mehr denn ein Auge blickte finster oder forschend auf den Bischof, der in stolzer Ruhe am Tisch saß und sich leise mit Karl von Neuenburg am See, seinem Schwager, unterhielt.

Jetzt trat dieser zurück, Heinrich erhob sich, mit der Hand Schweigen gebietend. Tiefe Stille trat ein, und laut und vernehmlich drangen seine Worte an die Ohren eines jeden.

„Ihr Herren vom Stern,“ wandte er sich zu der Vereinigung von Adelsgeschlechtern, die diesen gemeinsamen Namen angenommen hatten im Gegensatz zu der Partei derer vom Sittich, — — „Ihr Herren vom Stern, Klage ist erhoben worden wider Euch hier zu Basel, daß Ihr nimmer Frieden zu halten verstehtet. Scheinet Euch nicht wohl zu sein, so Ihr nicht Händel habt mit diesem oder jenem, allerorten bündelt Ihr an. Heute in der Morgenstunde ist mir sogar zu Ohren gekommen, daß einer der Euren, ein Kraft, mit einem der Marschalle, Streit angefangen und diesen niedergestochen hat, also, daß er lange Zeit gebrauchen wird, ehe denn er die alte Kraft wieder erhält. Ich frage Euch nun, was ist's, daß Ihr nimmer Frieden halten könnt?“

Da trat auf der Seite, wo die blutrote Seidenfahne mit dem weißen Stern im Feld an der Wand hing, ein Herr von Mazerell hervor. Finster schaute er den Bischof an, und drohend klang seine

Stimme: „Ich geb' Euch die gleiche Frage zurück, Hochwürden! Was ist's, daß die vom Sittich nimmer Frieden halten können? Was ist's, daß sie sich immer so aufspielen müssen, als ob die Natur sie über uns gesetzt hat, und als ob die lieben Heiligen sie mit besonderer Fürsprach im Himmel beehrten? Was ist's, daß sie immer verlangen, allüberall den Vortritt zu haben, grad als ob bei uns keiner wär', der so edel sei denn sie, wo doch bei uns gar mancher ist, der sich kühnlich über die alle dort drüben stellen könnt'?“

„Ihr umgehet geschickt meine Fragen, Herr von Makerell,“ entgegnete mit ruhiger Stimme der geistliche Herr; „Ihr wisset so gut als ich, daß zu denen vom Sittich sich die ältesten Adelsgeschlechter zählen, desgleichen die Schaler von Basel, und vor allem die Mönche, deren geistlich Amt schon den Vortritt bei allen Gelegenheiten vor allen anderen erfordert, und — — —“

„Und denen soll der Vortritt werden, wir weigern ihn nicht,“ rief der Herr von Makerell dazwischen, „den anderen aber nimmer, und wär' ihr Adel zehnmal älter denn der unsere!“

„Schweigt, Herr,“ fuhr der Bischof auf und winkte abwehrend Walter von Rötteln, der in heftigem Zorn bei des Ritters Worten nach dem Schwert gegriffen hatte, — „Ihr redet, wenn ich schweige, vergesset nimmer, daß ich der Bischof bin! Gleichwie jetzt, habt Ihr vom Stern immer, immer dazwischen zu reden, wenn ich, der Bischof, und

Herr von Basel, etwas bestimme. Das ist die Klage, so ich persönlich gegen Euch erhebe.

Höret nun, was ich Euch zu sagen habe. Es kann auf diese Weise nimmer weiter gehen in unserer guten alten Stadt Basel, und derhalben stelle ich Euch folgenden Antrag:

Zum ersten; — in der heiligen Messe, desgleichen bei sämtlichen kirchlichen und weltlichen Festlichkeiten, allüberall, haben die Mönche und Schaler, und nach ihnen alle anderen Mitglieder derer vom Sittich, die Grafen, Ritter und Herren den Vortritt vor Euch.

Zum zweiten, — so ich etwas bestimme, befehle oder verordne, habt Ihr Euch zu fügen und zu gehorchen. So einer oder der andere meint etwas besser zu wissen, so hat er's in aller Bescheidenheit, wie denn es sich der Kirche und ihren Häuptern gegenüber ziemet, zur rechten Zeit zu sagen, und nicht, wie bis anhero, mit viel Geschrei allem entgegen zu sein, bloß um sich zu widersetzen.

Zum dritten, — Ihr sollt und müßt den Ritter von Kraff ausliefern, der dem Herrn von Marschalke solche Verwundung beigebracht hat, auf daß er nach Recht und Gerechtigkeit die Straf' erleide, die er verdienet hat. Wollt Ihr das?"

Raum hatte der würdige Herr geendet, so brach ein ungeheurer Sturm los. Die vom Sittich jubelten ihm zu, aber die vom Stern schrieen durcheinander: so etwas dürfe nimmer geschehen — das könnten und dürften sie sich nicht bieten lassen, —

das sei Hochmut und Ungerechtigkeit, — eins größer denn das andere, — sie hätten so gut ihre Ehr' denn die übrigen, — bis Herr von Mazerell als der Sprecher derer vom Stern wieder an den Tisch des Bischofs trat und wild rief: „Höret, Herr Bischof, was Ihr begehret wird nimmer geschehen, — nimmer, höret Ihr? Den Schälern und Mönchen lassen wir den Vortritt, keinem anderen. Dem, was Ihr bestimmet, werden wir uns fügen, so lange wir es für gut befinden, und den Krass, den bekommt Ihr nicht heraus, so wahr ich Mazerell heiße. Wollen die Marschalle Genugtuung, sollen sie sie sich holen, wir liefern ihn nicht aus! Das ist unsere Antwort auf Eure Rede.“

Totenstill war's bei seinen Worten im Saal geworden, jetzt scholl nur gedämpft ein Beifallsmurmeln der Seinen zu ihm herüber, mit verhaltener Mut griffen die vom Sittich nach ihren Schwertern, aber aller Augen waren erwartungsvoll auf den Bischof gerichtet.

Er erhob sich langsam von seinem Platz, seine Gestalt schien noch zu wachsen, mit eiserner Ruhe ließ er den Blick über die aufrührerischen Edlen gleiten und sprach, jedes Wort schwer betonend:

„Da Ihr Euch nicht fügen wollt, auch auf meinen Versuch mit Euch Frieden zu halten, nicht eingehet, vielmehr erneuten Haß zeigtet, so weise ich Euch, Kraft meines Amtes als der Stadt Basel geistlich und weltlich Oberhaupt mit Euren Weibern

und Kindern aus den Grenzen der Stadt. In vierundzwanzig Stunden seid Ihr hinaus.“

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich; es war als wäre der Blitz zwischen die Versammelten gefahren. Auch die vom Sittich standen überrascht, das hatten sie noch nicht erwartet, wenngleich Graf Karl von Neuenburg am See und der Marktgraf von Hochberg in der am Morgen in der Wohnung des Bischofs stattgehabten Versammlung eifrig dafür gesprochen hatten, auch von den andern niemand dagegen gewesen war.

Bei denen vom Stern aber malten sich Überraschung, Staunen, Schreck, Ärger, Grimm auf den Gesichtern, bis der Zorn die Oberhand behielt, und ein wildes Geschrei den Saal durchbrauste. Auch in die Gestalt des Herrn von Makerell kam jetzt Leben. Totenbleich zwar war sein Antlitz, aber mit fast wutersticker Stimme schrie er, vor dem Bischof mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Das soll Euch gereuen, bitter gereuen, Bischof von Basel, und Euch, Ihr vom Sittich, desgleichen! Habt wohl vergessen, daß der Graf von Habsburg mit Euch in Fehde liegt und einer der unseren ist! Der erhält anjeko Hilfe, Ihr Herren. Wir werden der verdammten Gesellschaft zeigen — —“

Aber er kam nicht weiter. Mit wahrer Donnerstimme rief der Bischof in den tobenden Lärm: „Schweigt, und hinaus mit allen.“

Er winkte den Dienern, die öffneten weit die Türen.

Aber die Ritter vom Stern zeigten nicht die Absicht zu gehen, bissige Schmähreden flogen zu den Sittichen und blieben von dort nicht unbeantwortet, — schon flogen zu den Worten auch hüben und drüben die Schwerter aus den Scheiden, — da trat der Bischof zwischen die Parteien, erhob die Arme und rief beiden zu: „Wer von Euch, dort oder hier, das Schwert wider den andern zückt, wird mich zuerst treffen! Und nun, Ihr Herren vom Stern, verlasset den Saal.“

Da sanken die Schwerter, allmählich begann der Raum sich zu leeren. Als letzter verließ Herr von Mazerell den Saal und murmelte im Hinausgehen: „Ihr werdet unserer und des heutigen Tages gedenken!“

Als sich die Türen hinter ihm geschlossen hatten, wandte sich Bischof Heinrich zu den Zurückgebliebenen.

„Das war eine schwere Stunde,“ sprach er hochaufatmend, „und manche schwere Stunde wird sie im Gefolge haben, solches dürfen wir uns nimmer verhehlen. Gehet nun heim, Ihr liebwerten Herren und Freunde, und betreibt die erneuten Rüstungen aufs beste. Ihr wisset, wie es stehet, wisset auch, daß der Waffenstillstand zwischen dem Habsburger und mir nur vorübergehend sein kann. Noch folgt kein Friede, aber dafür haben wir noch mehr Feinde! Doch, was auch komme, wir stehen zusammen, fest wie ein Mann!“

„Wie ein Mann,“ hallte es durch den Saal, alle umdrängten den geistlichen Herrn, jeder wollte:

ihm die Hand reichen, und aufs neue durch Manneswort fest verbunden, verließen auch sie den Versammlungssaal.

* * *

Aus dem Tagebuch des Vaters.

Am 18. April, nachmittags.

Schier wolkenlos wölbt sich heute der Himmel über der Erde, in frischem Grün prangt die Natur. Ein leichter Wind streicht durch die Bäume am Waldberg und Föhrenbühl. Auch im Burggarten entfaltet der Frühling seine Schönheit, die Schlüsselblümchen und Anemonen blühen, die Veilchen duften, und ist schier die Erde wonnig schön geschmückt. Ich war nach dem Mittagsmahl in den Garten gegangen, hatte mich in eine versteckte, dem Sinnieren geeignete Laube gesetzt, und wollte über die Epistel an die Korinther nachdenken. Als ich den schmalen Weg entlang schaute, gewahrte ich Elisabet, die langsam daherkam. In ihrem weißen Gewand paßte die schlanke Gestalt mit den mattblonden Flechten auf dem Haupt recht in die Frühlingswelt hinein, aber ich sah allsogleich, daß sie traurig war, und daß Tränenspuren auf ihren Wangen waren.

Erschreckt trat sie zurück, da sie meiner ansichtig wurde, aber ich bat sie: „Bleibet, Herrin, und so Ihr allein sein wollt, will ich gehen, — aber vielleicht lasset Ihr mich teilnehmen an Euren Kummernissen.“

Dankbar schaute sie mich an, schlang die Hände

ineinander und sagte seufzend: „So vieles drückt mich, Herr Vater!“ Und sie sprach zu mir von ihrer Sorge um die Zukunft, die ja freilich durch die Geschehenisse heute drunten in Basel um vieles dunkler geworden ist, sprach von ihrer Sorge um die Burg, um die Mutter, um die Brüder, besonders um Otto. Erstaunt fragte ich, warum gerade um diesen? Mit Tränen erklärte sie mir seinen jetzt oft so finsternen Ausdruck, — Barmherziger, also nicht das Herz treibt ihn zu seiner Braut, sondern die Pflicht! Nimmer ahnte ich solches! Armer Mann — — und armes Weib! Aber doch müssen alle Dinge uns zum besten dienen, — solches sagte ich ihr, und fügte hinzu: „Wisset, vielehle Jungfrau, daß Ihr selbst, Eure Mutter, Eure Brüder, die Burg Eurer Väter, und auch die bevorstehende Heirat des Grafen Otto unter der Obhut des Höchsten stehen! Wisset, daß seine starke Hand alles Ungemach abwenden kann. Nichts kann uns geschehen, denn was er für gut befindet, wollt Ihr das glauben, Herrin?“

Sie neigte das Haupt: „Ich will's glauben, Hohehrwürden.“

„Sehet Herrin,“ fuhr ich fort, „in den starken Händen des Allmächtigen sind wir geborgen, er führet uns, und bewahret uns!“

„O Herr Vater,“ rief sie, „daran will ich gedenken, so mich wieder die Angst anwandeln wird, wenn meine Mutter zu den von der Seuche Be-

fallenen im Dorfe geht, — — und Ihr, Pater Rubertus, mit ihr!“

Ihre Stimme war ganz leise geworden, besorgt schaute sie mich mit den blauen, klaren Augen an, — — — es hat mich seltsam durchzittert, — so schaute mich seit meiner Kindheit niemand mehr an, — fragte niemand besorgt nach mir — — ich blickte zu Boden, und sagte leise: „Wir sind alle in Gottes Hand, forget Euch nicht, Herrin! Nehmet das eine Wort des Hochgelobten mit Euch, das tröstet besser denn mein schwach Wort: „Alle Eure Sorge werfet auf ihn, er forget für euch.“ Und mit dem „er“ ist nicht einer unserer lieben Heiligen gemeinet, sondern unser Erlöser selbst. Denket darüber nach und befolget es in fleißigem Gebet, solches bringt Euch den besten Trost.“

Sie erhob sich und reichte mir die Hand: „Ich danke Euch, Pater Rubertus, danke Euch von Herzen! Was Ihr mir ratet, will ich tun, ich fühl', es ist das beste.“

Ich hielt einen Augenblick ihre Hand, dann wandte sie sich zum gehen. —

An einen unserer klaren, blauen Bergseen gemahnen mich ihre Augen, mir ist zu Sinn, als läge ein gar köstlicher Schatz in seiner Tiefe, den zu heben nur einem Auserwählten und Glücklichen gelingen könne und beschieden sei, — — o Rubertus, wohin irren Deine Gedanken.

Ich will hinab zum Dorf, das Licht des reinen Gotteswortes in die Herzen tragen, die im Dunkel des

Schmerzes sind, und Auferstehungsfreude und Hoffnung dorthin, wo der bittere Tod eingeklehret ist.

Am Abend des gleichen Tages.

Nach dem Nachtessen bat mich die Gräfin Edelgundis ihr ins Wohngemach zu folgen. Wir setzten uns an den Kamin, in dem ein helles Feuer flackerte. Sie sah bleich aus, wie sie den Kopf mit dem vollen, weißen Haar anlehnte, und tiefe Trauer lag auf ihrem feinen Gesicht. Und nun sprach sie zu mir über die Entstehung jenes Heiratsplanes zwischen Graf Otto und Gräfin Odalsinde. Ein Mönch kam einst in die Burg und bat um Nachtherberge. Sie ward ihm gewähret. Da er fortziehen wollte, — gen Einsiedeln, wie er sagte, — sah er die drei Knaben im Zwinger spielen. Er schaute sie lange an, wandte sich zum Grafen Kunrad, der mit Gräfin Edelgundis dabei stand, und sagte: „Nur auf dem zweiten steht die Hoffnung, Euer Geschlecht zu erhalten. Sorget aber bei Zeiten für ein Gemahl, sintemalen zu befürchten stehet, daß er der Pergamenten besserer Freund wird denn der Weiber.“ Da der Mönch fort war, brachte ein Bote von der Sausenburg Kunde, daß ein Töchterlein geboren sei. Die Sausenhardter Gräfin war eine Schwester des Rötteler Grafen, mithin die nächsten Verwandten die Sausenhardter. Graf Kunrad nahm solches als einen Wink der Heiligen, ritt gen Sausenburg und schloß den Vertrag. Also verhält sich die Angelegenheit.

Schier wandelte mich das Lachen an, da ich an ein Aussterben des edlen Geschlechtes dachte, — aber unmöglich ist es wohl auch nicht. So war es gut, daß der gräßliche Vater der Warnung Acht hatte, — — — man soll auf warnende Stimmen hören! Doch hätte man dem Vertrag hinzufügen müssen: so sich die Herzen finden! Solches ist nun nicht geschehen, — — doch der Allmächtige kann auch aus dem ungunen Tun der Menschen Gutes machen!“

Das sagte ich der edlen Frau, sie aber hatte noch eine andere Sorge: „Wahr ist es, was Ihr saget, und es mag ja auch insofern zum Guten gereichen, als sie im Bewußtsein, recht zu handeln, friedlich dahin leben. Wie nun aber, so in ihren Kreis einer oder der andere tritt, und dann vielleicht beide die zwingende Macht der Liebe kennen lernen, die sie nicht zu einander, nein, zu Fremden hinzieht?“

„Das möge Gott verhüten,“ rief ich betroffen, „daran dachte ich nimmer! Da laßt uns das einzige tun, edle Herrin, was getan werden kann: in treuer Fürbitte eine Mauer um die beiden aufzuführen, daß ein solcher Feind nimmer in den Garten des Ehefriedens eindringen kann.“

Sie reichte mir bewegt die Hand.

Es war lange still in dem Gemach. Ich ließ den Blick sinnend auf den edlen Zügen der Gräfin ruhen, und es wollte mir, je länger, desto sicherer scheinen, als ob der Friede, der auf diesen Zügen ruhte, das Ergebnis langer und schwerer Kämpfe sei.

Im Kamin fielen einige Holzstücke zusammen, die Gräfin hob den Kopf. Ich wollte mich entfernen, sie aber bat: „So Euch nicht ein Pergament rufet oder ein ander Ding, dem Ihr Eure Zeit widmen möchtet, Hohehrwürden, so bitte ich Euch, bleibet und erzählet mir von Eurem Leben im Kloster zu Einsiedeln. Ich habe gern von Personen in meiner Nähe, die ich achte und wert halte, ein Bild ihres Lebens, das sie führten, ehe denn ich sie kennen lernte.“

„Gern,“ entgegnete ich, und hob an von der frommen Brüder Leben und Treiben zu erzählen, von dem Gang der Gottesdienste, von den Künsten und Wissenschaften, die sie im Kloster üben, und von dem, was sie der Menschheit durch dieses, und vor allem durch ihre medizinische Gelehrsamkeit Gutes und Nützliches erweisen.

„Des besonderen zeichnet sich in der Kunst des Malens einer unserer älteren, der Pater Hyronimus, aus,“ schloß ich endlich; „er ist wohlbewandert in dieser edlen Kunst, und gar manch lieblich Bild ist unter seinen Händen entstanden, gar manch Werk in der Bibliothek ist mit farbigen Buchstaben und Verzierungen von seiner kundigen Hand prächtig geschmückt. Er ist einer der tüchtigsten im Kloster, und mit hoher Freude darf ich's sagen, daß er mein Freund im besondern geworden ist.“

Die Gräfin hatte sich aufgerichtet und lauschte, ein Zug tiefer Wehmut ruhte auf ihrem Antlitz.

„Da habt Ihr einen gar guten Freund, Herr Vater,“ sagte sie jetzt leise.

Überrascht sah ich auf. „Kennt Ihr Vater Syronimus?“

Eine feine Röthe stieg in ihre Wangen. „Ich kannte ihn, ja. Ein ander Mal müßt Ihr mir mehr von ihm erzählen. Heute verzeihet, so ich mich zurückziehe, ich bin sehr müde.“

Sie reichte mir die Hand und schritt hinaus. War's Wirklichkeit, oder hatte es mir nur bei dem flackernden Feuer so geschienen, daß ihr Antlitz nicht so ruhig denn sonst gewesen, auch in ihrem Auge es feucht geschimmert hatte? Wunderfame Gedanken kamen mir, ich gedachte des ernststen Freundes und seiner seltsamen Bewegung, da er von Rötteln hörte, — — fast will es mir scheinen, als zöge sich ein unsichtbar Band zwischen dem stillen Kloster und der stolzen Burg.



Viertes Kapitel.

Der Mai war da.

Die ganze Fülle des Schönen, das man von ihm erwartete, streute er über die Erde aus. Wie ein duftiger Schleier lag es über den Höhen und Tälern, zartes, junges Grün schmückte Baum und Strauch, auf den Feldern keimte die junge Saat, und die Wiesen waren bedeckt mit tausenden der buntfarbigen, zarten Feldblumen. Frischer Erdgeruch stieg vom Boden auf, die Berche trillerte ein jubelndes Lied in den lachenden Himmel hinein.

Es war morgens um die siebente Stunde.

Geschäftiges Treiben herrschte im unteren Hof der Burg, Mägde schritten zum Brunnen, Knechte reinigten die Ställe, vor dem Hause des Burgverwalters saßen einige Knappen und putzten Brustharnische, Helme und Schilde.

Aus den Schornsteinen der Dienstmannenwohnungen stiegen leicht gekräuselte, bläuliche Rauchwolken in die Luft, und an den Herden bei offenem, lustig flackerndem Feuer hantierten fleißige Frauen.

Über den Hof schritt bedächtig mit unhörbaren Tritten die schwarz- und graugefleckte Burgläze,

flüchtete aber plötzlich prustend auf einen Baum, denn Ello, Walter's prächtiger, schwarzer Hund, kam in langen Sägen ihr nach. Jetzt stand er laut bellend unter dem Baum und blickte empor, oben aber saß die Rake im Gefühl der Sicherheit und fauchte ihn an.

Die Knappen hatten die Arbeit sinken lassen und schauten lachend zu.

Im oberen Burghof war es nicht ganz so geräuschvoll wie hier unten. Zwar standen auch hier etliche Mägde am Ziehbrunnen, Wasser zu schöpfen und einen Schwaz dabei zu halten, zwei Bedienstete gingen schnell an ihnen vorbei und verschwanden in der Burg, — sonst war alles still.

Von unten her kam Graf Rutold heraufgeschritten. Die Mägde verstummten, nahmen ihre Eimer und gingen, da sie ihn sahen. Er achtete ihrer nicht, und setzte sich auf die niedere Mauer, die den kleinen Hof begrenzte.

Er nahm die Mütze von dem blonden, lockigen Haar, legte sie neben sich und blickte träumend ins Weite.

Ein schlanker, junger Mann war er von vierundzwanzig Jahren, in der Größe Walter's, wenn auch nicht so kräftig gebaut wie dieser, hatte die allen Röttlern eigene hohe, freie Stirn, sowie den charakteristischen Zug von Mut und Entschlossenheit um den Mund, den ein kleiner, blonder Bart zierte, und Frohsinn und Heiterkeit lagen in seinem ganzen Wesen.

Wie er so dafaf in dem dunkelblauen, mit roter Seide gefütterten, kurzen Sammetrock, bot er ein Bild der Jugendkraft und Schönheit.

Liebevoll ruhten Elisabet's Augen auf ihm. Sie war aus der Thür des Herrenhauses getreten, ein faltiges, weißes Morgengewand umhüllte ihre Gestalt.

„Grüß Dich Gott am frühen Morgen, Lutold,“ rief sie näher tretend, und legte die Hand auf die Schulter des Träumenden.

„Grüß Gott, holde Waldblume,“ erwiderte er, und küßte zärtlich ihre Hand; „bist Du hergeflogen, daß ich Deiner nicht eher gewahr ward, als bis Du plötzlich wie die Burgfee vor mir standest?“

Sie schaute ihm lächelnd in das jugendschöne Gesicht.

„Ich flog nicht, sondern schritt über den Hof wie ein jedes Menschenkind, und so Du nicht in tiefe Gedanken versunken gewesen, hättest Du mich wohl gehört! Doch sage, wo warst Du am frühen Morgen, Dein Haar scheint feucht,“ und sie strich ihm über die blonden Locken.

„Das scheint Dir recht,“ lachte er, „hab' schon einen Frühritt gemacht Brombach zu. Da ist mir im Wald mehr denn ein taunaß Zweiglein ins Gesicht gefahren, und hat mir den Morgengruß gespendet.“

Sie setzte sich neben ihn.

„Nun beichte, wo waren Deine Gedanken, daß

Du nicht einmal meine Schritte hörtest, träumen ist doch sonst nicht Deine Art“, sprach sie schelmisch, „wohl etwa gar bei — bei — Gerlind von der Hasenburg, oder gar — — Mechthild von Schauenburg?“

Er hob in komischer Abwehr beide Hände.

„O Elisabeth! Und das sagt mir diejenige, die da weiß, daß in meinem Herzen nur ihr holdes Bild lebet!“

„Nur?“ neckte sie.

Da faßte er ihre beiden Hände und sagte ernster werdend: „Nein, mein hold Schwesterlein, ich will Dir sagen, an was ich gedachte. Meine Gedanken weilten auf der Sausenburg, und ich fragte mich, ob Ursula, Odalsinde's Schwester, die ich als sechzehnjährig Mägdelein vor drei Jahren zum ersten Mal sah, so lieblich geworden ist, wie sie zu werden versprach. Und ich fragte mich weiter, ob es Wahrheit ist, was Otto mir vor etlichen Tagen sagte, daß er hoffe, sie werde ihre Schwester hierher begleiten, um hier zu wohnen, da die Mutter tot ist.“

„Fast ahnte mir's,“ nickte Elisabeth, „oft und viel hast Du von ihr gesprochen, und ich dachte, daß Base Ursula ein besonder Pläcklein in Deinem Herzen haben müßte.“

Rutold warf die blonden Locken in den Nacken zurück und entgegnete: „Freilich hat sie bis jetzt ein Pläcklein in meinem Herzen, — ob sie's be-

halten wird, muß die Zukunft lehren. Wann reitet Otto heute?"

„Am Nachmittag in der dritten Stunde.“

„Ach ja, — ich vergaß! Und ehe ich auch das vergesse: Walter läßt einen Gruß sagen, wir sollen nicht mit dem Frühstück warten, er ist gen Basel zum Ohm Heinrich geritten, sie hätten was zu reden, rief er mir noch vom Pferde zu.“

Elisabet antwortete nicht, sie schaute nach der Treppe, wo des Vaters Gestalt auftauchte, und trat ihm rasch entgegen.

„Machtet auch Ihr einen Frühspaziergang?“ fragte sie lächelnd.

Er schüttelte verneinend den Kopf. „Kommt mir nicht zu nahe, Herrin, ich komme von einem Totenbett. Es war ein hart Ringen, dem ich zuschauen mußte, ein langer Kampf war es, ehe sich Leib und Seele schied, — — o, wann wird der Allmächtige aufhören seine Hand zur Strafe auszustrecken, wann wird er sich wenden und wieder Segen geben?“

Er ging an ihr vorbei ins Haus, Elisabet wandte sich schweigend und ging in den Zwinger hinab.

Walter von Rötteln war indessen nach Basel gekommen, und im Bischöflichen Palast, der neben dem Münster am Rhein lag, abgestiegen. Er war scharf geritten, sein schweißbedecktes Roß führten die Knechte in den Stall. Im Palast schien er erwartet zu sein, denn der Diener des Bischofs

führte ihn nach dem Vorzimmer des hohen Herrn, klopfte leise an die Tür des Arbeitsgemaches, und ließ Walter ohne vorherige Meldung sofort ein.

„Da bist Du ja, Gottes Segen über Dir,“ begrüßte ihn Heinrich, von seinem Tisch aufschauend, an dem er geschrieben zu haben schien. „Ich wartete schon gestern Deiner und gab Befehl, Dich zur Tag- oder Nachtzeit vorzulassen, so bald Du da feiest.“

Er schob ihm einen Sessel hin, Walter setzte sich und warf das kleine Sammetbarett auf einen Tisch, der in der Nähe stand.

Das Gemach, in dem die beiden edlen Herren sich befanden, war reich ausgestattet. Der Bischof trug ein schweres, faltiges, dunkelblaues Sammetgewand, um den Hals schlang sich eine goldene Kette mit einem großen Kreuz daran. Mitten im Kreuz funkelte und blitzte ein fast wallnußgroßer Amethyst.

„Nun, Ohm Heinrich, wie weit seid Ihr in Euren Plänen gediehen?“ fragte Walter, „mir scheint, wir dürfen nimmer allzulange säumen, sondern Eile tut not, dieweil der Habsburger auch nimmer säumig ist.“

„Nein, das ist er nicht,“ entgegnete der Bischof bedächtig, „aber wir sind's auch nicht, und soweit wir die Sache übersehen können, ist alles wohl geordnet. Hugh von Marschalke, unserer guten Stadt Bürgermeister, wird sich aus den Bürgern der Stadt ein Häuflein ausersehen, das da wohl

imstande ist, die Mauern zu bewachen. Ich selbst habe Boten ausgesandt, um zu den Söldnern, so ich schon im Dienst habe, neue zu werben. Auch der Kammerer und der von Rhyn sendet mir Fußvolk zu Hilfe. Mein Schwager Karl von Neuenburg am See gab mir gestern Abend Kunde, daß seine Burg fester sei denn je, und der Markgraf von Hochberg zieht seine Mannen zusammen, um ein Heer im Breisgau zu haben, so es den Habsburger gelüsten sollte, ihn dort zu besuchen. Mit dem Bischof von Straßburg bin ich gleichfalls anjeko in gutem Einvernehmen, und soweit wäre alles geordnet, bleibt nur noch Rötteln und meine Burg Werra im Werratal übrig. Du weißt, der Habsburger hat sie mir vor nunmehr zwei Jahren zerstört, ich ließ sie neu bauen, jetzt ist sie fertig.

Zu ihrer Befestigung und Verteidigung habe ich mir von Euch dreien Rutold ersehen, er ist kühn und tapfer, auch hat er in den Herren von Bärenfels, deren Burg ja nur um weniges entfernt liegt, gar gute Nachbarn. Sie halten treu zu unserer Sache, und der Name „Habsburg“ ist ihnen, gleich uns, wie Pfeffer auf der Zunge.

Für Euer Schloß, Walter, werdet Ihr beide gebraucht, Du sowohl als auch Otto. Rötteln ist bei Basel die stärkste Feste, und mir von besonderem Werte, daß sie in den besten Händen bleibt.“

Walter hatte den Bischof mit keiner Silbe unterbrochen; jetzt sprang er auf, seine blauen Augen sprühten und er rief: „Wahrlich, Herr

Ohm, und in den Händen sollt Ihr Euch nicht getäuscht finden! Daus und Teufel, laß sie kommen mit ihrem Habsburger an der Spitze, an den Mauern unserer Burg sollen sie sich die Köpfe einrennen! Sie sollen sehen, daß Rötteln keine Mauern von Stroh hat, und daß die Mannen drinnen zu zielen verstehen! Sei, das soll einen lustigen Tanz geben, wir wollen's ihnen eintränken, daß sie uns immer was am Zeuge zu flicken haben.“

Der Bischof lächelte ein wenig.

„Heißsporn“, sprach er, „ich wollt', ich hätt' noch etliche mehr von der Art, wie Du einer bist! Doch nun höre weiter.“

Walter setzte sich wieder und schaute den geistlichen Herrn an. „Noch neues, Ohm?“

„Ja“, nickte dieser. „Wie's vorauszusehen war, auch wir schon bedachten, ehe ich den Rittern vom Stern der Stadt Tore wies, so ist's geschehen; sie sind zum Habsburger Grafen mit allen Mannen gezogen, haben ihm ihre Hilfe gegen uns angeboten, und sind natürlich mit Freuden angenommen worden.“

„Nicht übel,“ sagte Walter gelassen; „sie wären dümmmer gewesen, denn erlaubt ist, so sie es nicht getan hätten, — — der Habsburger ist ja auch einer der ihren! Wir haben nur darnach zu schauen und dafür zu sorgen, daß die Macht, die sie ihm zubringen, uns nicht schadet.“

„Das ist's,“ bestätigte Heinrich, und strich sich

nachdenklich mit der weißen, wohlgepflegten Hand, über das Gesicht. Dann fuhr er nach einigen Augenblicken wie zögernd fort: „Einen Bundesgenossen hätt' ich gar gerne gehabt —“

„Wen?“ horchte Walter auf.

„Wolf von Wartenberg drüben am Rhein! Er könnt' uns viel nützen, und so wir ihn gewönnen, wär' viel erreicht.“

„Den! Habt Ihr ihn schon gefragt, Herr Ohm, ob er mit Euch ziehen will?“ fragte der Graf gespannt.

„Wohl, ich sandte vor zehn Tagen einen Boten an ihn, Karl von Homburg, den jungen Ritter. Er nahm ihn gebührend auf, bewirtete ihn gut, und — verhielt sich weder zusagend noch ablehnend. Karl kehrte unverrichteter Sache wieder heim.“

Um Walter's Lippen zuckte es. „Das Wölfelein liegt auf der Lauer,“ lachte er dann, „wo es die meiste Beute wittert, dahin schlägt es sich! Laßt den Wartenberger laufen, Ohm Heinrich, wir werden auch ohne den fertig.“

Als der Bischof schwieg, fuhr Walter ernst fort: „Ihr wißt doch, daß sein Vater zu denen gehörte, die unser hochedler, verstorbener Herzog, Herr Heinrich von Zähringen, — Gott hab' ihn selig, — mit so blutigem Kopf heimschickte, weil er von den Raubrittern einer der schlimmsten war. Ihr werdet mir vielleicht sagen, der Wolf sei anders; ganz recht, aber vielleicht nur deshalb, weil er in

den Rittern vom Sittich zu starke Nachbarn hat, die ihm wohl arg auf die Finger klopfen würden, so er sich mausig machte! Warum aber die Kaufherren, wenn sie mit Waren von Niestal gen Basel wollen, einen so weiten Umweg über Wylen und den Rührberg machen, so doch das Wölflein sich als Schützer der Unbeschügten aufspielt, vermag ich nicht zu sagen, — — — sie werden aber wohl ihre Gründe haben.“

„Walter, Walter, mach' Dir das Wölflein nicht zum Feinde,“ lächelte der Bischof, und drohte ihm mit dem Finger. „'s wär' uns von großem Schaden, so er sich zu unseren Feinden schläge; er ist gar mächtig und wär' eine rechte Hilfe für uns, könnten wir ihn haben. Ich will's noch einmal versuchen, ihn zu gewinnen.“

„Meinetwegen“, brummte Walter, „obgleich mir der Kerl mit seinen schwarzen, funkelnden Augen zuwider ist! Verlangt er aber einen Preis für seine Hilfe, Ohm Heinrich, so seid auf der Hut, der Wolf ist schlau, steht ihm nicht zu viel zu.“

„Sei ohne Sorge,“ entgegnete Heinrich; „im übrigen glaube ich doch, Du tust ihm Unrecht, wenn Du ihm so viel Widerwillen und so wenig Freundschaft entgegen bringst! Was hast Du eigentlich gegen ihn?“

„Nichts im besondern,“ sprach Walter mit gerunzelter Stirn, „mir ist der Kerl, wie ich Euch eben sagte, zuwider. Wenn er mich anschaut, so

ist mir's, als sähe mich der Leibhaftige an, und wär's nicht zum Lachen, wenn ich von Ahnungen wie ein alt Weib reden wollte, so möchte ich sagen, mir ahnt von ihm Böses, ja Unheil für uns. Doch," er sprang auf, „entlast mich, Ohm, es ist Zeit für mich. Otto reitet heute zur Saufenburg, um sein Gemahl zu holen, da will ich ihn noch vorher sehen.“

„So?“ fragte der Bischof, „also heute.“

„Ja, diese Heirat kommt wirklich zustande,“ rief Walter und gab seinem Stuhl einen Stoß, daß er krachend zur Erde flog; „eine schöne Brühe wird es sein, die er dabei zu Löffeln bekommt, — mir hätte man damit kommen sollen! Das Herz dreht sich mir fast im Leibe um, so ich meines Bruders ernstes, oft so finsternes Gesicht sehe, und mir dann sagen muß, daß ich nichts an der Geschichte ändern kann.“

„Die Heiligen können doch etwas Gutes aus dem machen, was Dir so böse erscheint, Walter,“ entgegnete ernst der Bischof.

Der Graf lächelte ironisch. „Na Herr Ohm, Euren Glauben in Ehren! Aber dann müssen sie einen von ihnen besonders nach Rötteln schicken, oder besser noch gleich deren zwei, dieweil einer allein kaum mit Odalfinde fertig werden dürft! Ihr Aussehen und ihre Redeweise lassen darauf schließen, daß sie dort einen Eislumpen sitzen hat, allwo bei anderen das Herz ist! Doch, gehabt Euch wohl, Ohm Heinrich, das alles sind persönliche

Dinge, die nicht zu ändern sind, und es führt zu nichts, so man sich darüber ärgert!

Wegen Rötteln könnt Ihr sicher sein, und Lutold kommt wohl in den nächsten Tagen selbst, Eure Aufträge für Schloß Werra zu hören. Laßt es mich doch auch wissen, was der Wartenberger Euch auf Eure neue Anfrage sagen läßt."

"Gewiß, Walter, und die Heiligen seien mit Dir," sprach der Bischof.

Die Thür fiel zu, er war allein.

In tiefem Sinnen schritt er in dem hohen Gemach auf und nieder. „Ich darf es mir nimmer verhehlen, daß es ein harter Strauß werden wird, den wir mit dem Habsburger bekommen," sprach er vor sich hin; „mancher der Edlen wird sein Leben lassen müssen, — — je mehr Hilfe ich daher erhalte, desto besser für mich! Das allein bewegt mich nochmals zu dem Wartenberger zu senden. Ich tät's sonst nimmer, ihm ist nicht zu trauen, Walter hat recht."

* * *

Aus dem Tagebuch des Paters.

Am 5. des Wonnemondes.

Längst ist die Mitternacht dahin, aber gar seltsames ist mir begegnet, also daß ich davon tief bewegt bin.

Heute nach dem Mittagsmahl ist Graf Otto gen Sausenhardt gezogen sein Gemahl zu holen. In die Hände des Hochgelobten lege ich immer

wieder diese ganze, traurige Angelegenheit. Elisabeth schaute dem Davonziehenden nach, scharf hob sich ihre schlanke Gestalt vom Söller des Bergfried ab, — ich sah es, denn ich stand unten im Thal. Fester zog ich die Rutte um mich und schritt rüstig aus. Mein Weg führte mich zu Antonio, dem Einsiedler auf dem Berge der heiligen Chrischona.

Der fromme Alte empfing mich in der Thür seines festen Borkenhäuschens, so er sich neben der kleinen Kapelle errichtet hat. Eisgrau ist sein Haar und Bart, aber sein Auge klar und seine Rede frisch gleich dem sprudelnden Bergquell. Er erkannte mich alsogleich, hatte mich noch in Erinnerung von jenem Besuch mit Elisabeth. Wir setzten uns vor die Thür seiner Hütte, und genossen den wunderherrlichen Blick über den Jura und die Alpen.

Wir sprachen von dem, was wohl am meisten uns alle beweget, von dem bösen Fieber, so in großer Macht noch immer herrschet. Antonius blickte mich etliche Male von der Seite an, alsdann fragte er rasch und plötzlich: „Sage mir, mit was tröstetest Du am meisten die Sterbenden, was sagtest Du den Lebenden?“

Hätte seine Reden nicht anders geklungen denn manche Reden von frommen Männern, so ich sonst schon gehört habe, ich hätte ihm wahrlich nicht geantwortet! So aber sagte ich: „Du sollst es wissen, ich sprach am meisten von der freien Gnade

Gottes in Christo, und fand dann fast immer, daß für anderes keine Zeit mehr war!“

„So täuschte ich mich nicht,“ sprach frohbewegt Antonius, „diese Antwort hoffte ich von Dir zu hören. Aber, mein Bruder, solches ist keine Klosterweisheit, das ist — —“

„Bibelweisheit,“ ergänzte ich, „mein Vater! Ich habe viel im Kloster in Gottes heiligem Wort geforschet, und fand da gar manches, was sonst in unserer heiligen Kirche fehlt, — — als erstes darunter die Lehre von der Versöhnung durch das Blut Christi ohne Werke.“

„Du fandest es im Kloster, ich hier draußen in der freien Natur,“ erwiderte eifrig Antonius, und jugendlich Feuer blickte aus seinen Augen. „Ach, daß doch bald das Licht in unserer heiligen Kirche aufginge und all’ die Finsternisse wichen, die darinnen sind! Aber wir müssen warten und zuschauen lernen, so lange als der Höchste warten und zuschauen kann, bis seine Zeit kommt, alles zu ändern!“

Blötzlich stand er auf, seine Gestalt reckte sich, der Blick ging in die Weite. Feierlich sprach er, die Hand erhebend: „Ich sehe eine Gestalt in der Rutte dort im fernen Süden, die predigt gegen die Finsternis und hält das Licht hoch, — sie strömen herzu, — Hoch und Niedrig — — wehe, wehe — — Feuerflammen umglühen sie — — — Aber dort, im Norden, — da stehet noch einer, auch ihn umschlingt die Rutte, — — er hält das Licht hoch,

— er schlägt mit dem Hammer an die Kirchentür
 — — hei, wie das Licht strahlt und funkelt! Er
 wird siegen, — siegen — siegen!”

Er sank auf seinen Sitz zurück, und bedeckte
 das Gesicht mit der Hand. Ich wagte mit keiner
 Silbe die lautlose Stille zu unterbrechen, saß wie
 gebannt unter dem Eindruck dieser Worte.

Endlich sah Antonius auf.

„Mein Bruder, das war ein Gesicht vom
 Herrn,“ sagte er langsam. „Der Allmächtige sah,
 wie meine Seele verlangte nach dem Licht für
 meine Brüder, er würdigte mich dieses Blickes in
 die Zukunft. Ich werde es nicht mehr erleben, und
 Du wohl auch nicht, aber kommen wird das Licht
 und durch unsere heilige Kirche mit hellem Schein
 leuchten, und sie wird werden wie zu der Zeit der
 heiligen Apostel.“

Nun konnte auch ich wieder reden, und wir
 haben uns in leuchtende Zukunftsbilder vertieft, —
 o Herr, gib bald dieses Licht!

Es dunkelte bereits im Walde, da ich mich auf
 den Heimweg machte. Schier hätte ich des Weges
 gefehlet, also stand ich noch unter dem Eindruck
 dieser Nachmittagsstunden!

Da der Abendimbiß schon vorüber war, als
 ich heimkehrte, ging ich um etliches später in die
 Halle hinunter, vermeinend, dort jemand der Burg-
 herren zu treffen.

Ist ein gar behaglicher Raum, diese Halle.
 Der Boden ist mit prächtigen Fellen bedeckt von

Tieren, so die Herren selbst erlegten. In der Mitte steht der schwere Eichentisch, um ihn eine Anzahl Stühle, dazu an den Wänden zwei mächtige Schränke, der Kredenz Tisch, und auf dem Gesimse Tumpfen, Pokale und funkelndes Zinngeschirr. Hell brannte im Kamin heute Abend ein Feuer und warf seinen flackernden Schein auf Elisabet, die davor saß, und sinnend in die Flammen schaute. Sie hatte den Kopf leicht gestützt, auf ihrem Schoß lag ein schneeweiß Kätzlein, ihr Liebling, und schlief, — sie bot ein lieblich Bild!

Plötzlich wandte sie den Kopf und sah mich an. Ich war an der Türe stehen geblieben.

„Kommt, Herr Vater,“ bat sie, „erzählet mir von Antonio.“

Ich setzte mich zu ihr und willfahrte ihrem Wunsch, dann fragte ich sie nach ihrer Mutter, die ich heute noch nicht gesehen hatte. Mit Bangigkeit teilte sie mir mit, daß die edle Frau sich garnicht wohl fühle, — sie hat die Sorge für die Instandsetzung der Wohnräume des jungen Paares und auch die Vorbereitung für die Hochzeitsfeier hier in der Burg Elisabet übertragen.

Mich wollte auch Bangigkeit erfassen, da ich solches hörte, — aber warum, hält doch der Allmächtige seine Augen offen über seine Kinder Nacht und Tag! So lenkte ich das Gespräch wieder auf Antonius.

„Ja, er ist ein wunderbarer Mann, und köstlich ist es, seiner Rede zu lauschen,“ sagte Elisabet.

„Seine Rede gleicht der Euren, auch Ihr weist viel mehr auf den Erlöser selber hin, denn auf die Heiligen, und mir hat es des öfteren in der letzten Zeit geschienen, daß es mir leichter ist zu ihm selber zu reden, wenn mein Herz schwer war, denn zu Ursula, meiner lieben Schutzheiligen.“

„Es ist immer besser, sich an den König direkt zu wenden, so man es darf, als erst seine Höflinge um Fürsprach anzugehen,“ sagte ich ernst; „doch Herrin,“ fragte ich dann, „wann erwartet Ihr Graf Otto und sein jung Gemahl hier oben?“

„In drei Tagen,“ erwiderte Elisabeth; „o Vater Hubertus, wie wird es alsdann hier oben werden? Welch tiefes Mitleid fühle ich mit beiden, — könnt' ich doch helfen!“

„Leget nur die Sache getrost in die starken Hände unseres Vaters im Himmel,“ tröstete ich, „und seid gewiß, was er in seinen Händen hat, wird gut auf jeden Fall.“

Ein Diener kam um die Kerzen zu löschen, — es war bereits die zehnte Stunde. Behutsam legte Elisabeth ihr Kätzchen auf ein Bärenfell, wo es behaglich weiter schlief, wir gingen zusammen hinaus und die Treppe hinauf. An meiner Zimmertür bot ich ihr die Hand.

„Gute Nacht, edle Herrin.“

„Gute Nacht, Vater Hubertus, — ich wollt' Euch noch bitten, —“ sie stockte, und ich hätt' wohl nimmer erfahren, um was sie mich bitten wollte, hätt' ich nicht ihre Hand gehalten!

„Was, Herrin?“ fragte ich.

„Ich bitte Euch, setzt Euch nicht so der Ansteckungsgefahr aus wie in der letzten Nacht bei der Sterbenden, — seid vorsichtiger —“

Schier unhörbar waren ihre Worte geworden, — und hatten mich doch so seltsam erregt, daß mein Herz laut pochte.

„Ich tue nur meine Pflicht, mein Leben steht in Gottes Hand,“ entgegnete ich ihr, „möge Euch seine Gnade schützen, Elisabet.“

Schnell ging ich in mein Gemach und brauchte lange, um ruhig zu werden

Seit ich im Kloster bin, fragte niemand mehr nach mir, als in den letzten Monden Hyronimus und jetzt Elisabet, — ist's das, was mich wach hält, daß ich nimmer schlafen kann?



Fünftes Kapitel.

Es war vier Tage später.

Hell strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder, und beleuchtete mit ihrem Schein die frühlingduftige Welt. Ihre goldenen Strahlen kamen gleicherweise zu den Armen und zu den Reichen, zu Frohen und Traurigen, — — — stimmte die Frohen noch fröhlicher, und die Traurigen noch trauriger, — — und sah unbewegt hernieder auf der Menschen geschäftiges, und oft so törichtes Tun und Treiben.

Im Dorfe Rötteln blickten die Bewohner mit hoffnungsfroheren Herzen den kommenden Tagen entgegen, — — hatte doch der Würgengel, der so viele blühende Leben dahingerafft hatte, seit diesen letzten vier Tagen kein neues Opfer gefordert. Es stand zu erwarten, daß er endlich ihr friedliches Dorf verlassen hatte.

Deshalb waren auch die Blicke, mit denen sie zur Burg hinauf schauten, etwas freudiger, — wurde doch heute Graf Otto und seine Gemahlin erwartet, und prangte das stolze Schloß im schönsten Schmuck.

Die altersgrauen Mauern zwar bedurften keines Auspuges, Epheu und Waldrebe hatten sie

längst liebevoll umschlungen und die mächtigen Steine mit ihren Blättern bedeckt. Aber vor dem Eingangstor erhob sich eine große Ehrenpforte aus Tannengrün und Eichenblättern, mit Blumen durchflochten, und lustig flatterte über ihr im Winde die Fahne des Röttler Grafengeschlechtes. Auch um das steinerne Wappen über dem Tor schlang sich ein Tannenkranz, und mit Tannengrün dicht belegt war der ganze Weg bis zur Oberburg.

Hier war nur eine Stanke über der Eingangstür zum Rittersaal. Ein festlich Mahl sollte am Nachmittag stattfinden, viele edle Herren aus der Umgegend mit ihren Frauen waren geladen, auch der Bischof von Basel hatte sein Erscheinen zugesagt, und dabei bemerken lassen, er brächte noch einen Gast mit, — den Grafen von Wartenberg.

„Was will der hier?“ war Walter, als er das hörte, aufgefahren, „ich kann keine Wölfe in meinem Schafstall brauchen, er soll bleiben wo er ist! Will mir der Ohm diese Tage der Gasterei ganz und gar verderben?“

Elisabet's begütigendem Zureden gelang es endlich, ihn etwas zu besänftigen, — — „aber,“ sagte er noch immer erregt, „beim Buhurt, so am zweiten Tage stattfindet, werfe ich ihn aus dem Sattel, daß er's merken soll, so wahr ich Walter von Rötteln bin!“ Damit war er hinausgegangen.

Es war in der zehnten Stunde am Vormittag.

Im großen Saal stand die Tafel festlich geschmückt, Elisabet hatte mit Gerlindis, ihrer Gürtel-

magd, soeben alles vollendet, und schaute prüfend noch einmal über das Ganze hin. Nichts fehlte mehr. Von dem blendenden Leinenzeug an bis zu den Schalen, die zur Aufnahme frischer Blumen bestimmt waren, erschien alles in schönster Ordnung. Es blitzte und funkelte von Zinn- und Silbergeschirr, manch kostbar Schaustück aus Silber und Erz stand da, und die Pokale aus feinstem Glase harrten des edlen Trankes, der drunten im Keller, in große Krüge gefüllt, kühl stand.

Elisabet sandte Gerlindis in den Garten, um Blumen zu holen, setzte sich dann in eine der tiefen Fensterischen und blickte über die liebliche Landschaft hin. Die letzten Tage hatten viel Arbeit und Unruhe mitgebracht, zumal ihre Mutter fast den ganzen Tag auf dem Ruhebett lag. Jetzt aber war alles vorbereitet, die Gemächer des jungen Paars standen gerüstet, die Festtafel war bereitet. Unten am Fuß des Schloßberges war unter Lutold's Leitung der Turnierplatz hergestellt, gestern hatten sie die letzten Seile gespannt und Zelte hergerichtet, heute befestigten die Knappen und Knechte den letzten Auszug, große Ranken und Kränze von Tannengrün und Buchsbaum. Droben in Elisabet's Gemach lag das reiche Festgewand bereit, mit dem sie sich heute schmücken sollte, Gerlindis hatte es schon in der Morgenfrühe hingebreitet, um alles bei der Hand zu haben.

Elisabet dachte an den bevorstehenden Empfang, wie sie auf der gepolsterten Fensterbank saß, ihre

Gedanken wanderten hin und her, bis Gerlindis mit dem Korb voll Blumen kam, und sie mit ihr zusammen nach den Wohnräumen des jungen Paares ging.

Graf Otto sollte mit seiner Gemahlin nicht im Herrenhause selbst, sondern in einem gegenüberliegenden, kleinen Gebäude wohnen. Es enthielt nur vier ziemlich geräumige Zimmer, die ursprünglich für Gäste bestimmt, nun aber in Wohnräume umgewandelt und behaglich eingerichtet waren. Eines der Zimmer war für Ursula bereitet, Odalsinde's Schwester, die auf unbestimmte Zeit mitkommen würde, wie Otto durch einen Boten hatte sagen lassen.

Während man also geschäftig noch dies und das im Schloß ordnete, kam auf der Landstraße bei Schopfheim ein kleiner Zug daher. An seiner Spitze ritt ein stolzes Paar, Otto war's, und neben ihm Odalsinde, sein Gemahl, eine königliche Erscheinung. Ihr zur Seite ritt Ursula, ihre Schwester. Sie war kleiner als Odalsinde, über ihrem ganzen Wesen lag ein Hauch von Unschuld und kindlicher Anmut, der sie ungemein anziehend machte.

Ihnen folgten, außer Otto's Knechten noch etliche Berittene der Saufenburg, und den Schluß machten hochbeladene Wagen, die Odalsinde's Heiratsgut trugen. Auf dem ersten derselben thronten vorn auf dem Sitz Walpurg und Radegund, die beiden Gürtelmägde, und des Lachens und Schwagens

zwischen ihnen und den schlanken Knappen, die neben den Wagen ritten, war kein Ende.

Desto stiller ging es an der Spitze des Zuges zu, — dort fiel nur hin und wieder ein Wort und fand eine einsilbige Erwiderung. Sie wußten sich nichts zu sagen, die Weiden, die das Pflichtgefühl zusammengeführt, die Priesterhand unauflöslich verbunden hatte, und so leuchtend der Sonnenschein über dem Wege lag, so farblos und trübe lag der gemeinsame Lebensweg vor ihnen.

Otto blickte verstohlen zu seiner jungen Gattin hin, — — aber so gleichmütig, kühl und sicher, wie sie jetzt neben ihm ritt, war sie ihm entgegengetreten, da er vor vier Tagen zur Saufenburg kam.

Fragend zwar hatte sie ihn einmal angeschaut, — er konnte sich den räthelhaften Blick nicht recht erklären, aber vergebens hatte er gehofft, einen wärmeren Strahl aus den dunklen, schönen Augen leuchten zu sehen, — sie sahen gleichgültig an ihm vorüber, selbst gestern, am Hochzeitsmorgen! Zwar war ihr Antlitz weiß gewesen wie das bräutliche Gewand, das sie umwallte, aber keine Bewegung hatte er darin gesehen.

Wie soll es nun zwischen uns werden? Diese Frage, die er manchmal erwogen, die mußte nun zur Sprache kommen. Er fühlte, so wie bisher konnten sie nicht weiter verkehren.

Er holte tief Athem, und während sein Herz heftig pochte, begann er mit ruhiger Stimme:

„Odalsinde, ehe wir in Rötteln einziehen, laffet uns darüber klar werden, wie sich fortan das Verhältnis zwischen Euch und mir gestalten soll.“

Er machte eine kleine Pause, und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Es ist unmöglich, daß wir, die wir Mann und Weib sind, fernerhin gleich Fremden nebeneinander leben. Wir würden unsere Ehe damit nur zum Gespräch aller derer machen, die mit uns zusammen kämen.“

Jetzt wandte sie den Kopf ihm zu und fragte: „Wissen denn nicht auch alle diese, daß es nur die Pflicht gegen Verstorbene war, die Euch und mich verbunden hat?“

Wie herb ihre Worte klangen, — kam sie ihm denn keinen Schritt entgegen?

„Ob sie es wissen oder nicht, ist gleichgültig,“ entgegnete er fast ebenso herb wie sie, „zudem bitte ich Euch, das Wort „Pflicht“ nicht zu gebrauchen, da es hier nimmer richtig wäre. Es war nicht unsere Pflicht, sondern Euer und mein freier Wille, der uns zusammenführte; Ihr wisset sehr wohl, daß es sich zwar um ein Überkommen, aber nimmer um einen eidlichen Vertrag oder ein Gelübde handelte. Nun bitt' ich Euch, Odalsinde, laffet uns versuchen, solcher Weise einander zu begegnen, daß der Lebensweg uns nicht zur schweren Last werde.“

Er hielt inne und sah sie an, sie nickte nur, aber doch lag ein weicherer Zug über ihrem Antlitz, so daß er ihr schnell die Hand hinstreckte, und herz-

licher, denn sonst, sprach: „Auf gute Freundschaft, Odalsinde, wollt Ihr?“

Sie legte ihre Hand in die seine, und entgegnete leise: „Wir wollen es versuchen, Otto.“

Es zuckte verräterisch um ihren Mund, die Augen schimmerten seltsam feucht — — — oder schien es dem Grafen nur so? Er konnte nichts mehr entdecken, sie hatte den Kopf rasch zur Seite gewandt.

Die Unterredung war leise geführt worden, Ursula hatte nichts davon verstehen können. Jetzt wandte sich der Graf mit einer scherzhaften Bemerkung an seine Schwägerin, auf die sie lächelnd einging, und eine leidliche Unterhaltung, an der sich auch Odalsinde hin und wieder beteiligte, kam zustande.

Um die Mittagszeit wurden die Zinnen eines Schlosses sichtbar, und einige Ritter in glänzenden Rüstungen kamen ihnen auf der Landstraße entgegengeprengt.

„Dort liegt Rötteln, Eure neue Heimat, Odalsinde,“ sprach Otto, „und in den Rittern erkenne ich meine Brüder Walter und Rutold mit etlichen Mannen.“

Die Reiter waren herangekommen, und gemeinsam setzten sie den Weg zu dem immer größer hervortretenden Schlosse fort. Zu beiden Seiten des Weges, der zur Burg hinauf führte, standen die Dorfbewohner, mit lebhaftem Zuruf sie grüßend, und als sie durch das breite Thor einritten, kamen ihnen

Elisabet, auf die sich Edelgundis stützte, und der Vater entgegen.

Otto hob Odalsinde vom Pferd, als aber Rutold, der neben Ursula geritten war, dieser den gleichen Dienst erweisen wollte, stand Walter plötzlich an der anderen Seite, und hob sie, ohne ein Wort zu sagen, herunter. Dann bot er ihr die Hand, lachte und sagte: „Verarget mir es nicht, vieleckle Base, so ich nicht Rutold diesen Dienst überließ! Er hätt' wahrscheinlich nicht so derb zugegriffen, als ich es getan haben mag. Aber als dem Herrn der Burg kam es mir zu, Euch zuerst zu dienen.“

Das holde Gesichtchen erglühte bis unter die Haarwurzeln, sie antwortete nicht, übersah auch die noch immer dargebotene Hand und wandte sich verlegen zu Rutold. Ehrerbietig nahm er ihre Hand und führte sie zu seiner Mutter, die in herzgewinnender Weise soeben Odalsinde begrüßt hatte.

Während die Gräfin sich Ursula zuwandte, fühlte sich die junge Frau warm umschlungen, und eine süße Stimme flüsterte ihr zu: „Oda, segne Gott Deinen Einzug und Dich hier in der neuen Heimat! Laß uns als treue Schwestern zusammen leben.“

Auffschauend sah sie in Elisabet's blaue Augen, sie fühlte, hier wurde ihr Liebe entgegengebracht. Mit einem trockenen Aufschluchzen lehnte sie den Kopf an Elisabet's Schulter. In der nächsten Sekunde aber wandte sie sich mit ruhigem Antlitz zu

ihrem Gemahl, der neben sie getreten war, und sie zur Oberburg führen wollte.

Walter folgte ihnen, indes sich Rutold bereit machte, mit einem erlesenen Häuflein Knappen und Mannen Herrn Heinrich, dem Bischof von Basel, entgegen zu ziehen und ihn zur Burg zu geleiten.

* * *

Aus dem Tagebuch des Vaters.

Am 9. des Monnemondes.

Wieder ist es fast Mitternacht, — ich bin schier bald geflüchtet aus all der Festfreude, die heute die Burg erfüllet. Festfreude — sage ich, — Barmherziger, so doch davon nur etwas zu sehen gewesen wäre auf dem Antlitz der beiden Hauptpersonen! Aber Gräfin Odalsinde war so weiß, als ihr silberglänzendes Festgewand, und Graf Otto sprach viel lebhafter, denn es sonst seine Art ist.

Lebhaft und lustig ging es an der Tafel zu im schöngeschmückten Saal, alles lachte, scherzte, schien heiter — — — o der Schein! Wie so anders hat's wohl in gar manchem Herzen ausgesehen.

Ich schaute einmal so in Gedanken darüber über die Tafel hin. Kostbare Gewänder von Sammet und Seide zierten die edlen Frauen, leuchtende Geschmeide funkelten an Armen und Nacken; die Ritter in ihren prächtigen Gewandungen waren nicht minder schön anzuschauen, — fürwahr, ein farbenglühend Bild! Und die Herzen? Von dem jungen

Paare schrieb ich allbereits, Gräfin Edelgundis hat ein seltsam Flimmern in den Augen und dunkle Röthe auf den Wangen, — — bange Besorgnis hat mich ihrethalb gefaßt. Graf Walters Adlerblick flog immer wieder zum Bischof, der mit dem Wartenburger Herrn in eifriger Rede in einer Fensternische saß, — nur Graf Lutold und Gräfin Ursula zeigten wahre Heiterkeit.

Und Elisabeth? O sie war die lieblichste von allen, ihr glich keine, — keine! Ist's ein Wunder, daß der Wartenburger Herr immer wieder zu ihr hinschaute, — so oft, daß ich ihm hätt' mögen den Kopf fortwenden? Mir ist schwer zu Mute, gleich als drohe Unheil dem edlen Geschlecht und Hause hier oben, — — und das würd' mich gleichermaßen treffen, denn ich lieb' sie alle, als seien sie mir anverwandt.

Und sind sie's nicht auch dem Stamme nach wenigstens? Trüg ich heut nicht die Rutte, so wär' ich ein Ritter gleich dem edelsten hier, — und könnt' mir mein Glück erringen, aber anders als Graf Otto!

Drüben im Östreichischen stand meine Wiege, Werner von Adelong war mein Vater. An meine Mutter in ihrer Herzengüte und lichten Schönheit gemahnet mich immer wieder Elisabeth! Ich war der einzige Sohn, aber meine Eltern zogen mich auf für die Kirche. Mein Vater war einst in großer Lebensgefahr, da gelobte sein Weib in ihrer Angst um ihn das Kind, das Gott ihnen schenken

wollte, der Kirche. Der Graf genas, — zehn Tage später erblickte ich das Licht der Welt. Noch vier Schwestern wuchsen mit mir auf bis ich zehn Jahre alt war, da brachte mich mein Vater gen Einsiedeln. Unvergeßlich sind mir der Mutter Schmerz und des Vaters Tränen, — — aber auch unvergeßlich mein eigen Leid, abgeschlossen von allem, was ich bis dahin geliebt hatte, im Kloster für immer bleiben zu müssen! Ich lernte allgemach mich fügen, — — daß ich aber das Leben so schwer nehme, daß ein so großer Ernst auf mir allerwege lieget, solches sind wohl die Folgen jenes tiefen Schmerzes. Diesem großen Ernst über meine Jahre hinaus und meiner Liebe zu den Pergamenten habe ich es wohl auch zu danken, daß Hyronimus mein Freund wurde.

Aber wie weit bin ich abgeschweift von dem, was ich eigentlich berichten wollte! Jedoch es schadet nichts.

Wenig ist auch noch zu sagen vom heutigen Tage. Da wir einander gute Nacht wünschten, und Gräfin Ursula Graf Rutold neben mir die Hand bot, stand Graf Walter wie aus dem Boden gewachsen neben ihr. Hab' mich nur gewundert, wie er hinkam, da er just eben noch am anderen Ende gesprochen hatte! Er streckte die Hand aus und rief lachend: „Halt Base, so dürft Ihr nicht fort! Ihr habt mir noch immer nicht gesagt, ob Ihr mir wegen heut Nachmittag zürnet. Und dieweil ich nicht hoffe, daß Ihr mich meiner wohlverdienten Nachtruhe be-

rauben wollt, so müßt Ihr mir wohl oder übel Verzeihung gewähren.“

In Gräfin Ursulas Wangen stieg heißes Rot, sie wandte den Kopf und entgegnete: „Ich heiße Ursula, daß Ihr es wißt, Herr Graf! Wegen des Nachmittags zürne ich Euch nicht länger, doch jetzt bitt' ich, gebt den Weg frei!“

In dem Augenblick näherte sich Herr Heinrich dem Grafen, Ursula benutzte die Gelegenheit und schlüpfte eilig durch die Thür.

Auch Herr von Rhyn und der Homburger Herr traten zu uns. Der würdige Bischof und der Rhynner besprachen die Befestigung von des letzteren Burg. Eine kleine Pause im Gespräch benutzend, fragte der Homburger den Bischof: „Wie stellt sich der Wartenberger, Hochwürden? Ich sah ihn in Eurer Gesellschaft hierorts erscheinen und verwunderte mich dessen, daß, sintemalen er meines Wissens keiner der Unseren ist?“

„Doch hoff' ich, er wird es werden,“ sprach der Bischof langsam; „er hat mir vorhin beim Gute= nachtgruß seine Hilfe schon zugesagt, — nur will er mir die Bedingung hierfür erst in den nächsten zehn Tagen etwa mitteilen, allwo er gedenkt gen Basel und zu mir zu kommen.“

„Viel Vergnügen dazu,“ brummte Walter halblaut.

„War's denn aber nicht in etwas gewagt, ihn hierher zu laden, Hochwürden?“ meinte der Homburger bedenklich; „ei, so er sich jetzt zu unseren

Feinden schlägt, und denen den Zugang zu dieser Feste, und was er sonst darin gesehen, genau berichtet?“

„Wo's hineingeht in meine Burg weiß der Sabsburger wahrscheinlich, auch ohne daß es der Wolf ihm vermeldet,“ sagte Walter ironisch, „und da ich sonst die gleiche Bedenken hegte als Ihr, Herr Better, so zog ich es vor, ihn nichts von sehenswerten Dingen finden zu lassen, — — — außer die Stärke unserer Mauern, die konnt' ich nicht unsichtbar machen. So Ihr aber meint, es gelüste ihn allerlei zu sehen, will ich ihm gerne Einblick in etliche Burgverließe geben, — solches dürste gut und zweckmäßig sein!“

Wir mußten lachen und Herr von Rhyn sprach: „Walter, Walter, seid nicht zu hitzig!“ „Doch,“ — wandte er sich an den Bischof, „bitt' ich Euch, viel-edler Herr, seid auf der Hut vor dem Wartenberger, stehet ihm nicht zuviel zu!“

Ich hatte schweigend zugehört, da ich aber jetzt noch einmal alles bedenke, kommt mir ein Wort in den Sinn, so der weise Salomo gesagt hat: Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe.

Auch hier sind viele Wege erdacht, — — wie wird ihr Ausgang sein?



Sechstes Kapitel.

Während die Herren zusammen saßen, hatte Elisabeth ihre Schwägerin in ihr neues Heim geleitet; nach einem herzlichen Gutenachtgruß war sie gegangen, sehnte sie sich doch auch nach einer stillen Stunde am Schluß dieses Tages.

Odalinde war allein.

Sie setzte sich auf eine niedrige, gepolsterte Fensterbank und überließ sich ganz ihren Gedanken.

Die sorglose Mädchenzeit war vorüber, ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen. Sie war in ihn eingetreten an der Seite eines Mannes, dessen Sinn ein hochherziger, edler war, dessen Name einen guten, hochgeachteten Klang allerorten hatte. Man war ihr hier mit Herzlichkeit und Freundlichkeit entgegen gekommen, hatte sie heute gefeiert und gepriesen, — aber glücklich war sie nicht geworden! Nein, o nein, sie verlangte nach etwas anderem, höherem! Reichtum, Schönheit, Glanz, Ehre, — alles hatte sie, — — — — aber ihr Herz war kalt und leer geblieben!

Ihre Gedanken schweiften rückwärts in die Vergangenheit.

Sie gedachte eines Tages, da Vater und Mutter

ihr, der damals zehnjährigen, eine ernste Eröffnung machten. Die Mutter zog sie auf den Schoß, der Vater legte die Hand auf ihr Haupt, und so erzählten sie ihr von der Vereinbarung, die der Vater mit seinem Schwager, dem Grafen Kunrad von Rötteln, getroffen hatte.

„Es ist ein großes Glück für Dich,“ hatte ihre Mutter mit sanftem Lächeln gesagt, „Du wirst es später gewißlich einsehen. Auch ist es wohl so der lieben Heiligen Wille, da alle Umstände sich so sonderlich vereinten. Zudem gereicht es mir zu besonderer Freude, daß meine Tochter einst den Namen tragen soll, den ich trug, und dort leben wird, wo ich geboren ward und lebte, bis Dein Vater mich holen kam.“

Es war zu Frühlingsanfang, da sie dies erfuhr. Sie wußte noch genau, wie sie am Abend auf ihrem Lager gelegen und den Worten ihrer Mutter nachgedacht hatte. Dazwischen lauschte sie auf den Sturm, der das feste Schloß umbrauste, und die Wetterfahne auf dem Turm kreischend drehte.

„Großes Glück,“ — — hatte die Mutter gesagt, — das Kind sann über den Begriff „Glück“ nach, konnte aber nicht zur Klarheit kommen, und schlief darüber ein.

Am anderen Morgen lachte die Sonne in ihr Gemach, sie öffnete das Fenster und schaute erstaunt hinaus. Die gestern noch braun umhüllten Knospen an Baum und Strauch hatten ihre Hülle ab-

geworfen, — die ersten jungen Blättchen streckten sich der Sonne entgegen.

Da zog es wie eine Ahnung durch ihr Kinder=gemüt, daß das Glück wohl dem Frühlingssturme zu vergleichen sei, der alle Knospen des Herzens und der Seele zur Entfaltung brächte.

Darüber waren Jahre vergangen, aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden.

Plötzlich hieß es: Graf Otto von Rötteln zöge zu dem Markgrafen von Hochberg im Auftrage seines Vaters, er wolle auf dem Heimwege seine Verwandten einen Tag besuchen. O wie gut entsann sie sich jenes Tages, da sie ihren Verlobten zum ersten Mal gesehen hatte!

Sie stand am Fenster ihres Gemaches, — schaute mit klopfendem Herzen hinab auf den Weg, der zur Sausenburg herauf führte, auf dem eine kleine Reiter=char daher kam. Jetzt konnte sie dieselbe deutlich erkennen, — — sie beugte sich vor — — ja, das mußte er sein, der da an der Spitze ritt! So hatte sie ihn sich vorgestellt, groß, schlank, mit dem klugen, ernstesten Gesicht. Sie hatte kein Auge von ihm gewandt, forschend und prüfend ihn beobachtet. Als die Schar in das Tor einritt und ihrem Blicken ent=schwand, trat sie hochaufatmend vom Fenster zurück, legte die Hände einen Augen=blick vor's Gesicht und sagte sich, daß das „große Glück,“ von dem ihre Mutter einst gesprochen, für sie erblühen würde, sobald bei diesem Manne nicht

nur die Pflicht, sondern das Herz die Werbung um sie verlangte.

Mit diesem Gefühl trat sie ihm entgegen, aber sie hoffte vergebens auf einige Wärme bei ihm, — statt dessen ruhten seine Augen kühl und ernst auf ihr, und als er am anderen Tage davonritt, sah er nicht einmal zurück, — — sie aber wandte sich vom Fenster ihres Gemaches fort, und wischte hastig eine Träne aus dem Auge.

Nach zwei Jahren kam er wieder, — unerwartet. Sie hatte grade im Garten gesessen unter einem Apfelbaum, und mit dem Kinde des Burgverwalters gescherzt, als man ihr die Kunde brachte. Da hatte sie sich hoch aufgerichtet, kühl und fremd war ihr Wesen zu ihm, — — keine Miene verriet ihm, wie sie jetzt mit klopfendem Herzen ein warmes Wort erwartete.

Vergebens! Wieder vergebens!

Diesmal schaute sie ihm nicht nach, sie lag vor ihrer Schutzpatronin, der heiligen Katharina, auf den Knien und flehte mit Tränen um Kraft, das Liebeleere Leben, das sie wohl an der Seite dieses Mannes zu erwarten hatte, ertragen zu können!

So war sie sein Weib geworden!

Das Kältegefühl, das am Hochzeitsmorgen sie durchschauert hatte, war bis heute geblieben, und sollte auch fernerhin bleiben. Es sollte sie bewahren, ihrem Gemahl etwas zu geben, was er nicht verlangte und selbst garnicht für sie hatte.

Sie richtete sich stolz empor, — sie wollte mit

starkem Geist das tragen, — was über sie beschlossen war, und nun nicht mehr zu ändern ging. Sie wollte stark sein, — — und wußte nicht, daß auch das stärkste, menschliche Herz einmal unterliegen muß, wenn es nicht beständigen Zufluß von Kraft und Stärke zum Kampf mit dem Leben und Leiden aus dem ewigen Quell der Kraft erhält.

Odalsinde legte den Kopf auf den Arm, . . . eine Träne nach der anderen glitt über ihre Wangen, sie merkte es nicht. Sie hörte auch nicht, wie die Thür geöffnet wurde, und Graf Otto eintrat.

Er blieb einen Augenblick stehen, — sein Blick ruhte warm und bewundernd auf ihr. Er wollte ihr gern ein herzliches Wort sagen, und rief leise ihren Namen. Da sah er auf dem Antlitz, das sich ihm erschreckt zuwandte, Tränen Spuren, — das erregte ihn.

„Tränen, Odalsinde?“ fragte er etwas gereizt, „fehlt's Euch an etwas, so Ihr erwartet habt zu finden?“

„Ihr irret, wenn Ihr meint, ich vergösse Tränen um kleinlicher Dinge willen,“ entgegnete sie abweisend.

„Gebrach's Euch denn heute an irgend etwas, erwies man Euch nicht die Ehre und Achtung, so Euch zukam?“ forschte er weiter.

„Sie wurde mir von allen Seiten zu teil,“ sprach sie kühl, „mehr als notwendig war, — und selbst so es daran gefehlt hätte . . . Ihr kennt mich nicht, sonst wüßtet Ihr, daß mich solches

keine Träne kosten würde, es könnte mich nur lächeln machen.“

„Nun denn, warum Tränen?“ brach er ungeduldig los, „ich vermeine, als Euer Gemahl hätte ich ein Recht darnach zu fragen, so ich sie bei meinem Weibe sehe.“

Odalsinde wandte sich ab und erwiderte gelassen: „Es ist mir leid, daß Ihr die Tränenspuren sahet, Graf Otto, — sie waren nicht für Euch bestimmt.“

„Odalsinde,“ fuhr er auf, „das antwortet Ihr, so ich Euch nach Eurem Kummer frage?“

Ihre Stimme klang eisig kalt. „Hättet Ihr aus Teilnahme gefragt, wär' die Antwort vielleicht anders gewesen, so aber sprach der Ärger aus Euch! Jedoch will ich Euch den Grund meiner Wehmut angeben, auch daneben bemerken, daß Ihr solcher Gefühle bei mir nicht wieder ansichtig werden sollt,“ — — sie stockte einen Augenblick, fuhr dann aber ebenso fort: „So man eine Blume aus dem Licht in den Schatten stellt, braucht sie Zeit, sich daran zu gewöhnen. Begreift Ihr solches? So laßt auch mir Zeit.“

Sie wandte sich dem Fenster zu. Da ging er ins Nebengemach, heftig die Thür zuschlagend.

Ihre letzten Worte tönten in ihm nach, — hatten sie nicht wie der Ausschrei eines gepreßten Herzens gellungen? Er schritt erregt auf und nieder, — er begriff sich selbst nicht. Für einen jeden hatte er warme Worte, übte Nachsicht und

Milde überall — — warum denn für Odalsinde nicht?

Er wußte ganz gut, warum nicht, eine leise Stimme flüsterte es ihm gar deutlich zu . . . er hatte ein herzlicheres Entgegenkommen bei ihr erwartet, da er kam sie heimzuholen. O, wie ihn diese Kälte reizte und empörte! Daß er das gleiche Wesen ihr gegenüber hervorkehrte, und mithin genau so viel Schuld an dem unseligen Verhältnis zwischen ihnen trug wie sie, — das hätte er nimmer zugestanden!

Alles hätte anders werden können, so sie einen warmen Blick für ihn am Hochzeitsmorgen gehabt hätte! Er sah sie plötzlich wieder vor sich, wie er sie unter dem Apfelbaum gesehen hatte, und ein ungestüm Verlangen ergriff ihn, nur einmal ihre Augen in solcher Weise auf sich gerichtet zu sehen, wie sie damals das Kind angeblickt hatte!

Lange noch hörte Odalsinde ihn auf- und abwandern, bis ein unruhiger Schlaf ihr die Augen schloß.

* *

Der Frühnebel braute im Wiesetal. Einzelne abgerissene Nebelstreifen hingen wie duftige Schleier in den Tannen der Schwarzwaldberge, am Morgenhimmel zogen kleine, goldgeränderte Wölkchen dahin, und die Spitzen der Alpen, die aus der Ferne herüberschauten, leuchteten in zartem Rosa. Die aufgehende Sonne grüßte mit ihren Strahlen die

schlummernde Welt und spiegelte sich in den Millionen von Tautröpfchen, die an jeder Blume, jedem Blatt und Grashalm hingen, daß sie wie schimmernde Perlen strahlten.

Im Walde begannen die Vögelin ihre Morgenlieder, — — erst vereinzelt, — dann immer mehr, — bis es von frohem Doppelkonzert widerhallte. Äsend zogen langsam stattliche Hirsche, schlanke Rehe über den feuchten Moosboden, — — sie ahnten nicht, daß der Augenblick nicht mehr fern war, wo manche von ihnen der tödtliche Pfeil des Jägers ereilen würde.

In der stattlichen Burg am Waldberge war es noch ziemlich still.

Der Turmwärter im hohen Gemach rieb sich gähmend die Augen, — unten im Hof krähten ein paar Hähne um die Wette, — der Burgvogt ging durch den Zwinger um die Knappen und Knechte zu wecken. Es galt beizeiten zuzurüsten, denn gleich nach dem Frühstück, das heute eine Stunde früher denn sonst stattfand, wollten die Herren aufbrechen, um einige Stunden dem edlen Weidwerk obzuliegen.

Bald entwickelte sich ein reges Treiben auf dem eben noch so stillen Burghof; Knappen brachten die Jagdgerätschaften ihrer Herren, die Jagdspieße, die Armbrüste und mit Pfeilen gut gefüllte Köcher, puzten da und dort, wo es noch nicht blank genug erschien, schwatzten und lachten dazwischen und trieben allerlei Kurzweil. Die Knechte puzten die

Kofse und zäumten sie auf, und die Meute stand, ungeduldig kläffend, daneben, — — alles harrte der Herren, die oben in der Halle beim Frühtrunk beisammen saßen.

Jetzt war er beendet, sie traten in Gruppen hinaus auf den Hof. Als einer der letzten kam Otto, stolz schritt er über den Hof, prächtig kleidete ihn das braune, lederne Jagdwams, das die Schärpe umschloß. Er schaute nicht rechts noch links, und sprach eifrig mit Herrn von Pfeedingen.

Als er aber zur Treppe kam, die hinabführte, wandte er rasch das Haupt, und blickte nach dem Fenster seiner Gemahlin. Unmerklich zuckte er zusammen, — — dort stand Odalsinde und schaute ihm nach. Halb hatte er es gehofft und doch wieder nach dem gestrigen Abend nicht erwartet, — aber es freute ihn! Er rief ihr einen fröhlichen Gruß zu, und sie dankte mit mattem Lächeln.

Sein Vorsatz in dieser Nacht war geworden, sich und ihr das Leben nicht unnütz schwer zu machen. Gute Kameradschaft hatten sie sich versprochen, — — nun, er wenigstens wollte sie halten! Kam er mit ihr zusammen, so sollte es in freundschaftlicher Weise geschehen, — viel Zeit blieb ihm ja nicht für ein stilles Hausleben. Es galt so viel zu bedenken, zu rüsten, zu befestigen in dieser Zeit des Waffenstillstandes, und was ihm dann noch übrig blieb an Zeit, das wollte er seinen Pergamentrollen, seinen Studien und der fröhlichen Jagd widmen. Gab's später einmal Frieden, dann

hatten sie sich hoffentlich aneinander gewöhnt, und — — — aber es war besser, der Zeit jetzt noch nicht zu gedenken.

Diese in schlafloser Nacht gefaßten Entschlüsse zogen blitzschnell noch einmal durch Otto's Stirn, während er mit den anderen Herren die bereitgehaltenen Pferde bestieg.

Unter fröhlichem Galopi ging's durch das breite Thor im Nordwesten der Burg hinein in den duftigen Wald, die freigelassene Meute heulend voraus, oder die Pferde umspringend.

Bald begann ein fröhlich Treiben über Berg und Thal, und das Echo gab die lauten Rufe der Jäger zehnfach wieder.

Vom Eifer der Jagd hingerissen, mit blitzenden Augen allen voran, setzte Walter über Stock und Stein einem stattlichen Zwölfender nach, bemerkte aber dabei, wie ein Reh, tödtlich getroffen, vor einem Gebüsch zusammenbrach, und noch im Tode eine kleine Öffnung in demselben zu verdecken suchte. Er sprengte näher, bog die Zweige auseinander und sah ein kleines Rehkälbchen. Behutsam hob er das Tierchen auf, übergab es der Fürsorge seines Knappen, und sprengte weiter.

Es war hoch am Mittag, als die Herren wiederkehrten, mit reicher Beute beladen. Nach einem fröhlichen Mahle zogen sie sich zurück um gerüstet zu sein, wenn das Festspiel am Spätnachmittag alle Gäste der Burg vereinen sollte.

Einen duftigen Rosenzweig in den Händen be-

trat Otto das Gemach seiner Gemahlin. Es drängte ihn, ihr ein paar freundliche Worte zu sagen, — — das Beispiel von der Blume, die aus dem Sonnenschein in den Schatten versetzt war, hatte er nicht vergessen können!

„Grüß Gott, Odalsinde,“ sprach er heiter, „das war ein fröhlich Jagen heut! Ich hoff’, daß Ihr ein andermal dabei seid. Mein Anteil an der reichen Beute bratet lustig drunten in der Küche, um die Abendtafel zu zieren. Doch sehet diesen schönen Zweig, es ist der erste aus dem Burggarten, ich pflückte ihn für Euch.“

Ein flüchtiges Rot zog über Odalsindes Antlitz. „Ich danke Euch,“ entgegnete sie, und legte den Zweig behutsam in eine Schale.

Sekundenlang war es totenstill in dem Gemach, dann wandte sie ihm voll das Gesicht zu und sprach mit ruhiger Stimme, der man das Schlagen des Herzens nicht anhörte: „Wir gelobeten uns gestern gute Kameradschaft, Otto, Ihr und ich, und wir haben sie beide nicht gehalten. Solches war nicht richtig, wir wollen in der Zukunft mehr auf der Hut sein. Es dürften sonst die Fesseln leichtlich zu hart und drückend für uns beide werden.“

Bei ihren letzten Worten zog ein finsterner Schatten über sein Gesicht, verschwunden war alle Heiterkeit.

„Ihr habt recht, Odalsinde, — auf gute Kameradschaft denn noch einmal! Doch stehet zu

erwarten, daß wir solch Vornehmen in der nächsten Zeit wenig werden betätigen können, — dieweil ich viel abwesend zu sein habe, auch, so ich daheim bin, eifrig für Rüstungen und Befestigungen sorgen muß. Also ist zu hoffen, daß Ihr nicht viel der Fesseln Euch erinnern müßt, die Euer und mein Pflichtgefühl geschmiedet hat.“

Er lachte kurz auf und ging hinaus.

In Odalkindes blasses Gesicht trat der Ausdruck tiefen Schmerzes. Es schien, als wolle sie in bange Klagen ausbrechen, — — aber sie preßte die Lippen fest aufeinander, richtete trozig den Kopf empor und rief Madegundis, ihre Gürtelmagd, mit der sie sich in ein langes Gespräch über ihre Kleidung vertiefte.

Unten im Garten schritt Walter in einem Weingange in der gleichen Zeit auf und ab. Seine Augen funkelten, wie immer, wenn er erregt war. Just eben war er vom Bischof gekommen, wo er hatte erfahren müssen, daß es mit dem Werben der Söldner nicht so gut voran ginge, wie der hohe Herr gehofft hatte. Ein Bote des Ritters von Bauenstein, der mit dieser Aufgabe betraut war, hatte ihm heute Mittag diese Kunde überbracht.

Herr Heinrich teilte es Walter mit, und fügte hinzu: „Um so notwendiger wird des Wartenbergers Hilfe, und ich bitte Dich, Walter, zeig' ihm Deine Abneigung nicht so gar deutlich, maßen er sonst nimmer einwilligen dürste, der Unsere zu werden.“

„Ihr tut, Ohn, als hinge von dem Wolf der ganze Sieg ab,“ hatte Walter grimmig ausgerufen, „der Teufel hol’ den Wartenberger mit samt seiner Hilfe, und das am liebsten gleich, dieweil ich ihn alsdann los wäre!“ Damit war er in den Garten gegangen, um seinen Unmut zu besänftigen.

Nicht weit von dem Weingang, in dem er auf und ab schritt, war Elisabet mit Blumenschneiden beschäftigt; da sah er, wie Ursula auf einem Seitenwege leichtfüßig daherkam, um ihrer Base zu helfen.

Als sie an dem Weingang vorüber wollte, stand er plötzlich vor ihr, und hatte ihre beiden Hände gefaßt.

„So fängt man Sonnenstrahlen, Ursula,“ lachte er heiter und zog sie in den Gang hinein; sein Zorn war verschwunden, als er sie gesehen, und jetzt ruhte sein Blick in unverhohlener Bewunderung auf der holden Gestalt.

Bergeblich suchte sie sich frei zu machen. „Was der Walter hat, das hält er,“ sagte er übermütig, und nahm ihre kleinen Hände noch fester in die seinen.

„Gebt mich frei, Graf Walter,“ sprach sie da, und sah mit tränenden Augen zu ihm auf.

Betroffen ließ er sie los.

„Ich wollt’ Euch nicht kränken, holde Base,“ sagte er schnell, „vergebt mein Ungestüm, ich bin aber nicht anders! Und nun gestattet, daß ich Euch

zu jener Bank geleite, ich möcht' Euch etwas sagen, — darf ich?"

Sie nickte und ließ es geschehen, daß er sie zu der Bank führte.

Er blieb vor ihr stehen und begann: „Heute wurde beim Jagen einem Rehkalbchen die Mutter getötet. Ich entdeckte das Tierchen und dachte, es würde Euch vielleicht eine Freude sein, es aufzuziehen. Darum übergab ich es meinem Knappen, der es mit heim nahm. Unten in einem Stall ist's vorläufig untergebracht. So es Euch nun Freude bereitet, so bitt' ich Euch, nehmet's freundlich an als Euer Eigentum.“

Freudig überrascht blickte sie zu dem schlanken Mann vor ihr auf, liches Rot färbte ihr Antlitz.

„Habt Dank, Graf Walter, wie freundlich von Euch, meiner zu gedenken! Sobald ich nachher kann, will ich hin und mir das niedliche Tierlein ansehen, und gerne will ich es aufziehen.“

„Es freut mich, Ursula, daß Ihr mich nicht zurückgewiesen habt,“ sprach Walter schnell; „nun aber gebt mir freiwillig Eure Hand und sagt mir, daß Ihr mir nicht mehr ob meines Ungestümes zürnet, auch in Zukunft nimmer erschrecken wollt, so ich wieder einmal plötzlich Euren Weg kreuze.“

Er streckte ihr seine große, wohlgebildete Hand hin, und wenn Ursula auch verlegen das Köpfchen senkte, so legte sie doch ohne Zaudern ihre Hand in die seine, die sich mit festem Druck um sie schloß.

Jetzt trat Walter mit ehrerbietiger Verneigung zur Seite und sie eilte zu Elisabet.

In der fünften Nachmittagstunde entwickelte sich auf der Wiese am Fuße des Waldberges ein farbenprächtig Bild.

Unter den schützenden Zelten saßen zierlich gekleidete Frauengestalten, es rauschte von Seide und kostbaren Stoffen, und edle Steine blitzten und funkelten.

Einen nicht minder prächtigen Anblick gewährten die an dem Turnier teilnehmenden Ritter. Kostbar waren die Rüstungen, aus Platten oder Ringen gefügt; die Helmzier, meist aus Gold und Silber, oft auch aus Federn, war bei einem jeden weithin sichtbar, die Schilder und Lanzenspizen leuchteten in der Sonne, und die großen Decken, die die Pferde trugen, waren aus Seide mit reicher Gold- und Silberstickerei.

Jetzt gab der Herold das Zeichen zum Beginn. Vor dem Buhurt, an dem alle Ritter in zwei großen Abteilungen teilnahmen, sollten eine Reihe von Einzelkämpfen stattfinden.

Als erstes Paar ritten Herr von Pseffingen und der junge Ritter Karl von der Homburg in die Schranken. Es dauerte eine geraume Zeit, wohl fünfmal rannten sie gegeneinander, bis endlich doch der Pseffinger Herr den Sieg errungen hatte, und sich den Dank aus Odalsindes Händen holte.

Diesen beiden ersten folgte Walter, der sich

den Grafen von Wartenberg als Gegner erkoren hatte. Beim ersten Gang saßen sie beide fest, aber schon beim zweiten flog der Wartenberger vom Pferde hinab in den Sand, und lauter Zuruf grüßte Walter als Sieger.

Auch er holte sich von seiner jungen Schwägerin den Lohn, aber sein Blick suchte dabei Ursula, und so merkte er nicht, daß Odalfindes Hände ein wenig bebten, da sie ihm den Kranz gab. Vor den Schranken machte sich Otto bereit einzureiten, und lustig flatterte an der Lanze ein breites Band in der lichtroten Farbe ihres seidenen Gewandes.

„Schau, Dein Gemahl trägt Deine Farben,“ flüsterte Ursula ihr zu, da er in die Schranken einritt. Odalfinde nickte nur und verfolgte gespannt jede Bewegung.

Ottos Gegner war Herr von Rhyn, ein kampfgeübter Mann; lange schwankte der Sieg, bis Otto schnell und gewandt sich einmal eine kleine Unvorsichtigkeit des Ritters zu nuzge machte, und der Rhynner Herr besiegt war.

Zwar schritt auch er jetzt hinauf, um sich den Dank aus den Händen seiner Gemahlin zu holen, aber finsterner Ernst lag auf seinem edlen Gesicht, als er das Knie beugte, und ohne ein Wort des Dankes, ohne einen Blick wandte er sich kurz und schritt hinab, da er den Kranz empfangen hatte.

Noch manches Paar ritt in die Schranken, und den Schluß in der achten Stunde machte ein glänzender Buhurt zwischen allen Rittern.

Dann aber ging es hinauf zur Burg, wo im großen Saal die Tafel bereit stand, und eine fröhliche Schmauserei beschloß den Festtag.

Ein Teil der Gäste nahm am Abend noch Abschied von den Schloßbewohnern, um heimwärts zu ziehen, die anderen brachen am Morgen des nächsten Tages auf, und am Nachmittag lag die stolze Burg in beschaulicher Ruhe nach dem Lärm der letzten Tage.



Siebtes Kapitel.

Aus dem Tagebuch des Paters.

Am 12. Mai.

Barmherziger Gott, ist es denn zu fassen, daß über Nacht der Todesengel seine Fittiche so rasch ausbreiten konnte da, wo eben noch laute Festfreude war? Und doch, — es ist so!

Die ersten Morgenstrahlen treffen mich just eben, — sie beleuchten auch das stille Antlitz unserer von allen geliebten Burgfrau Edelgundis, die unten in der Kapelle aufgebahrt lieget!

Gestern, da Ruhe in die Burg eingeklehret war, machte ich mich auf den Weg zu Antonius. Noch hatte ich nicht die Hälfte des Weges hinter mir, als ein reitender Bote mich einholte, der mich zurückrief. Ich nahm sein Roß und jagte zur Burg. Gräfin Edelgundis lag im Fieber, das wir schon erloschen wähnten, — es hat noch einmal seine Hand ausgestreckt!

Bleich vor Angst kam mir Elisabet entgegen, da ich zum Lager der Gräfin trat, — ach, auch ohne den Ausspruch des Arztes, der um weniges später kam, wußte ich, wie es stand! Hab' zuviel davon unten im Dorf sehen müssen!

Elisabet wankte, da sie des Arztes Achselzucken sah, — da faßte ich schnell ihre Hand und flüsterte ihr zu: Gott leget uns eine Last auf, aber er hilft uns auch! Dankbar sah sie mich an, still setzte sie sich ans Lager, und ich blieb neben ihr stehen.

Niemand sprach, auch draußen im Zwinger waren alle Geräusche verstummt. In der neunten Abendstunde ging eine Veränderung im Antlitz der Gräfin vor. Ich beugte mich über sie, sie schlug die Augen auf und beehrte mit schwacher Stimme die letzte Ölung. kaum vernehmbar fügte sie hinzu: „Ich weiß, ich sterbe. Durch die Gnade des Allmächtigen und Erlösung des Hochgelobten will ich selig werden. Ich hoffe auf nichts anderes. Es war kein leichter Weg, so ich zu gehen hatte, doch ich lernte mich beugen unter Gottes Hand. Kommt Ihr einstmals gen Einsiedeln zurück, so grüßt Pater Hyronimus von mir und sagt ihm solches.“

Nur ich hatte ihre Worte verstehen können, jetzt schwieg sie erschöpft.

Als ich bereitete ich die heilige Handlung vor, — ich sah, es eilte damit.

Noch war die Mitternacht nicht vorüber, als Edelgundis den letzten Atemzug tat, ohne noch einmal gesprochen zu haben. Nur auf Elisabet hatte ihr Blick noch zuletzt mit unendlicher Liebe geruht.

Gräfin Odalsinde und ich führten sie hinaus. „Heilige Jungfrau, nimm sie mir nicht,“ flüsterte die junge Frau bebend, „laß mich nicht noch ver-

lassener werden, denn ich es anjeko schon bin!“
Wir gaben die Worte einen tiefen Blick in diese
Frauensseele, — armes Weib, hier kann nur der
Höchste helfen!

Sie hat Elisabet in ihr Gemach geführt, —
Herr stärke du sie beide und die anderen, die schier
fassunglos auf die Leiche blickten.

Und was wird Syronimus sagen?

Am 13.

Heute fand die Beisezung unten auf dem kleinen
Friedhof statt. Alle, die vor kaum drei Tagen hier
waren um die Hochzeit feiern zu helfen, gaben ihr
heute das letzte Geleit. Elisabet war nicht zu be-
wegen gewesen in der Burg zu bleiben, so sehr wir
sie darum baten. Auf Graf Walter und Lutold
gestützt, stand sie mit an der Gruft.

Mein Herz war tief bewegt, in kurzen innigen
Worten segnete ich die teure Leiche ein, der Hügel
schloß sich, und wir verließen still den Ort, — den
Endpunkt aller Erdenpilger!

Wohl dem, der da ruhet im Glauben an den
Auferstandenen!

Am Abend des gleichen Tages.

Über der Burg herrscht Ruhe, still ist's draußen
und drinnen. Mich aber bewegt ein Erlebnis mehr
denn die Beisezung heute am Nachmittag.

Beim Nachtmahl fehlte Elisabet. Man glaubte
sie in ihrem Gemach, mich aber trieb eine innere

Unruhe hinunter in den Garten. In jener versteckten Laube fand ich sie, den Kopf auf den Arm gelegt, zitternd in tränenlosem Schluchzen. Ich setzte mich zu ihr, sie war garnicht erstaunt mich zu sehen, — es war als müsse es so sein! Mild und tröstend sprach ich ihr zu, nach und nach wurde sie ruhiger. Dann sprach sie sich in tiefem Weh über den Tod der edlen Mutter aus, und fügte hinzu: „O Vater Hubertus, gleich einem schwarzen Schleier liegt es mir über der ganzen Welt, eine lähmende Angst vor der Zukunft hat mich gefaßt, mir ist, als sei der Tod der Mutter nur der Anfang einer entseßlich schweren Zeit.“

Wie hilflos umklammerte sie meinen Arm, das süße Gesicht sah in unbeschreiblicher Angst zu mir auf, also, daß auch mich schier die Angst mitbefiel.

Was tun! Ich tat das einzige, so hier möglich und gut war: ich nahm ihre beiden Hände in meine Linke, legte die Rechte auf ihr Haupt, und betete! Wie lang, — was, — ich weiß es kaum, ich brachte alle ihre Noth, alles was sie bewegte, dem Allmächtigen dar, und ganz allmählich ward sie ruhiger.

Sie hob den Kopf und sah mich dankbar an. „Was Gott in seinen Händen hat, wird immer gut, sagtet Ihr mir einst, Vater Hubertus, solches will ich immer mehr fassen und glauben, ich will mich seinen Händen ganz überlassen!“

„Tut es, Herrin,“ sagte ich leise. Sie stand auf, fürsichtig nahm ich ihre Hand und leitete sie

hinauf. Ich blieb noch im Zwinger, setzte mich auf die Mauer und schaute in den Wald, — ich bin aber auch jetzt noch erregt, daß ich bebe, — —

* * *

Mit einem wehmütigem Lächeln schob Elisabeth Odalsinde bei dem Frühstück am anderen Morgen auf den leeren Platz ihrer Mutter. Später bat sie: „Komm mit in den Garten, Oda, so Du nichts besonderes zu tun hast.“

Odalsinde nickte und wandte sich an ihren jüngsten Schwager: „Würdet Ihr, Rutold, wohl mein Schwesterlein auf einem Ritt begleiten? Ich möchte gerne, daß sie sich im Thal ein wenig umschaut.“

Ein froher Ausdruck flog über Rutolds Antlitz, bereitwillig erhob er sich, und als Elisabeth mit Odalsinde zum Burggarten hinabstieg, ritten die beiden jugendschönen Menschenkinder ins Wiesetal hinunter.

Otto und Walter waren allein geblieben.

Mit finster zusammengezogenen Brauen schaute der erstere vor sich hin, indessen Walter, Ellos schwarzen Kopf mechanisch streichelnd, nachdenklich zum Fenster hinausblickte.

„Otto,“ brach er plötzlich das Schweigen, „’s ist allerlei Kunde von dem Habsburger zu mir gedrungen, so mir nicht paßt. Balthasar hinterbrachte mir’s.“

„Wer ist dieser Balthasar?“ fragte Otto zerstreut.

„Heiliger Nepomud,“ sagte Walter erstaunt, „ich glaub' wahrhaftig, Du kennst den Mann nicht, den ich unserem Vogt als Gehilfen beigegeben hab! Ihm nahm das Fieber als erstes Opfer vor etlichen Wochen die Braut — — uns jetzt die Mutter —“

Er sprang auf und durchmaß mit schnellen Schritten das Gemach. Vor Otto stehendbleibend legte er beide Hände auf seine Schultern: „Es nützt nichts, Bruder, — unser Grübeln hat keinen Wert! Das Leben heut in der Gegenwart gar große Schwierigkeiten, und es stellt Anforderungen an uns, denen wir nur begegnen können, wenn wir alle Kraft zusammennehmen.“

Otto nickte. „Du hast recht, — ob's auch schwer ist! Was sagte Balthasar?“

„Der Habsburger soll in geheimer Verbindung mit dem Wartenberger stehen.“

„Was?“ fuhr Otto auf.

„Balthasar begegnete gestern Abend auf dem Wege von Schopfheim hierwärts einigen Reifigen,“ berichtete Walter; „sie hielten ihn an und fragten ihn aus, ob er von der Gegend sei und ihnen angeben könne, ob die Freudentage in Rötteln allbereits ein Ende hätten. Auf seine Frage, warum sie solches zu wissen beehrten, haben sie gelacht, und der eine sagte: „Dieweil wir dann den Wartenberger Herrn zu Hause treffen, zu dem uns unser Herr, der Habsburger Graf, gesandt hat.“

„Fürsichtige und gewichtige Boten,“ lächelte Otto. Auch um Walters Lippen zuckte es. „Seine Rede trug ihm von seinem Gefährten etliche Büsse ein, rasch zogen sie weiter. Der Balthasar aber brachte mir solche Kunde heute in der Frühe.“

„Dem Wartenberger trau der Teufel, er ist ein Fuchs,“ sprach Otto unmutig.

„Ich will gen Basel und versuchen, dem Bischof die Augen zu öffnen,“ entgegnete Walter. „Er hält sie beide mit Bedacht geschlossen, bloß um die Mannen des Wolf zu haben. Wird ihm noch Kopfschmerz genug machen. Reitest Du mit?“

„Ja,“ erwiderte Otto gepreßt, „ich bin lieber draußen, denn daheim!“

* * *

Aus dem Tagebuch des Paters.

Am 27. Mai.

So ich noch kein Tagebuch begonnen hätte zu schreiben, täte ich es heute, — — ist mir doch, als ob mein Herz nimmermehr allein tragen könne, was es bewegt! Und so es auch nur still weiß Papier ist, — ich kann mich doch aussprechen.

's war im Winter, da sie mich herriefen als Burgprieester, — anjeko' gehet der Wonnemond zur Meige, und doch, wieviel lieget für mich in dieser kurzen Spanne Zeit — — —

Elisabet! Du warst die erste, so mir begegnete, da ich in den Burghof einritt, und noch heute weiß ich, wie mein Herz erbebete beim Anblick Deiner

lichten Schönheit! Waldblume, — — also benennen sie Dich hier, — gäbe es einen passenderen Namen für Dich? Wie eine Waldblume, von wonnigem Zauber umwoben, süß und rein, also bist Du hier auf einsamer Höhe erblühet wert, einen Königspalast zu zieren, — und verschmähest nicht ins Haus der Armen Licht und Freude zu bringen! Ist's da ein Wunder, daß ich mich wohl fühlte in Deiner Nähe, — — daß ich sie suchte, wo ich konnte?

Vater Hyronimus, Deiner Warnung vor schönen Frauenaugen dachte ich nimmer, und nun ich ihrer heut gedenke, ist es — zu spät!

Wie es begann, ich weiß es nicht, könnt' auch nimmer sagen, wann, — — aber solches ist ja auch gleichgiltig, genug, daß die Liebe zur Waldblume mein ganzes Herz erfüllet!

Und solches schreibe ich, — ich, dem die Rutte den Leib umschließt, — der die Tonsur auf dem Haupt träget, — — der nur erfüllet sein soll von heiliger Gottesminne!

Oft rang ich in mancher bangen, dunklen Nacht um Klarheit und Licht, ob solch irdische Liebe mir Sünde sei, — — alsdann hätt ich sie mit Gewalt von mir getrieben, selbst so es mein Leben gekostet hätte! Aber, — o Dank dem Höchsten, — sie ist mir keine Sünde, mir ist Licht darüber geworden! Kann ich doch ruhig ihrer in meinen Gebeten denken, ja, ist doch grade dann meiner Seele am wohlsten, so

ich alles Leid, allen Schmerz meinem Gott gesaget habe.

Wie bitter war der Kampf, da ich plötzlich sah, was Elisabet mir sei. Wie schwer war's mir, den Versucher zurückzuweisen, da er mich locken wollte zurück ins weltliche Leben, um ihrer begehren zu können! Aber so ich auch wirklich Dispens bekäme und wieder weltlich würde, — könnte alsdann Gottes Segen den Eidbrüchigen begleiten?

Nein, o nein, ich will treu und fest meinem Gelübde bleiben, — — ich will, ahnest Du, Elisabet, was mich solch „ich will“ kostet? . .

Wie oft treibet es mich, ihr meine große Liebe zu zeigen, sei es auch nur durch einen Blick! Ich bin bis anjeko standhaft geblieben, blieb für sie der Priester, der freundlich und milde sprach, ohne sich zu verraten, — — — — werde ich es immer können?

Barmherziger, gib mir Kraft, ich bin doch auch nur ein schwacher Mensch!

Am 28.

Es war heut' ein Regentag. Grau hingen die Wolken hernieder, grauer Nebel ruhte gleich einem dichten Flor auf den Bergen, und ein kalter Wind wehte.

Mir ist, als läge es auch gleich einem Nebelflor über Rötteln. Sonst, so solch ein Tag kam, saßen wir wohl beisammen unten in der Halle am Kamin, oder auch im Wohngemach der Schloßfrau.

Traut und heimisch war's an solchen Abenden, — und wenn der Wind heulte, so rückte man alsdann dichter zusammen. Da sprach man wohl von allerlei, von Vergangenheit und Zukunft, — manch heiter Wort flog hin und her, aber auch manch ernst Ding wurde beraten, — — — sind doch die Zeiten ernst und schwer!

Wie ist das heut so ganz anders! Graf Otto ist mit Walter zusammen zum Homburger jenseits des Rheines geritten, sie kehren wohl erst morgen heim. Lutold blieb in der Halle nach dem Nachtmahl, — er schlägt die Laute und singt mit halblauter Stimme ein Minnelied der Gräfin Ursula. Die junge Herrin Odalsinde wollte mit Elisabeth ins Wohngemach gehen, — da fühlte ich mich überflüssig und ging hinauf — — — es bat mich auch niemand zu bleiben. Sie, die sonst am Abend so gern uns alle um sich sah, — sie ruhet seit zwei Wochen in der Erde, hingerafft vom tückischen Fieber, der Valentin Krankheit, wie sie die Leute benennen.

Ihr ist wohl! Sie ging gerne! Aber ihr Gengang hat eine schmerzliche Lücke gelassen, — — wie wäre solches auch anders möglich, gehörte sie doch zu den wenigen Menschen, so beim ersten Blick die Herzen gewinnen!

Pater Hyronimus, was wirst Du sagen, so Du diese Todeskunde erfährst? Ich hab' es längst gemerkt, daß sich ein unsichtbar Band von unserem stillen Kloster zu dieser stolzen Burg ziehen mußte. Damals schon wollt' es mir verwunderlich erscheinen,

da ich meinem ernstestn Freund mittheilte, sie wollten mich nach Rötteln haben, und die Wirkung sah, so solche Kunde auf ihn machte. Noch mehr ahnte ich's, als ich mit der Verblichenen im Wohngemach vor dem Kamin saß, und sie mir von der nahen Hochzeit ihres Sohnes sprach. Gewißheit wurde mir an ihrem Sterbelager, da sie mir den letzten Gruß auftrug. — Was mag's gewesen sein zwischen beiden? — — Er ist auch einmal draußen in der Welt gewesen als Priester, — solches war aber lang, lang bevor ich ins Kloster kam. Er sprach nie von jener Zeit, — da muß es gewesen sein. Also kennt er die Macht von Frauenaugen, er wird mich verstehen, wenn ich heimkehre und ihm alles sage.

Gleich nach der Hochzeit des Grafen Otto wollt' ich zum Grafen Walter gehen und ihm sagen, daß ich zurück möcht'. Da kam der schnelle Tod der Herrin, und ich schwieg bisher. Ob mich hier nur einer vermissen wird, so ich gehe? — — Glaub's nimmer! Die Ritter haben alle Hände voll mit Rüstungen zu tun, — scheint, als ob der Kampf ärger werden wolle denn je, — — und Elisabet hat ihre Base und Schwägerin hier, sie braucht mich nicht! Hab' gehofft, ihr in dieser Zeit des öfteren etwas sagen zu dürfen aus dem wahren, echten Gotteswort, so mein Trost und Heil geworden, — es blieb beim Hoffen! Früher hab' ich es je und dann tun können, — — ob es wohl in ihrem Herzen Wurzel geschlagen hat? Ob sie bei dem

Erlöser selbst, und nicht bei den Heiligen ihr Heil und Trost suchet? Allmächtiger, Du weißt es! —

Es ist spät geworden, draußen braust der Frühlingssturm um die Mauern, aus zerrissenen Wolken lugt hin und wieder der Mond hervor und blinkt ein Sternlein hernieder. Ich will versuchen zu ruhen, vielleicht kommt der Schlaf. Wie manchmal flieht er mein Lager, daß ich nimmer Ruhe finde, — Herr, schenke Du sie mir für Leib und Seele!

Am 30. Mai.

Ich bleibe, ich kehre nicht nach Einsiedeln zurück, zum wenigsten jetzt noch nicht, so bald nach der Herrin Tod.

Ich war heut' den Tag über nicht daheim, war schon am Vormittag gen Sankt Chrischona zum Vater Antonius gegangen. Dem sagt' ich von meinem Vorhaben, — doch verschwieg ich ihm den Grund. Ob er ihn dennoch gemerkt hat oder ahnt? Er sah mich lange schweigend und fragend an, dann sagte er langsam: „Geh, sobald Du meinst, Du seiest nicht notwendig, oder es sei besser für Dich. So Du aber merkst, man braucht Deiner, so vertraue dem Höchsten und bleibe.“ Also Antonius. Am Nachmittag, die Sonne ging schon zur Rüste, kehrte ich heim. Das Nachtmahl ließ' ich mir heraufbringen, wie des öfteren schon, dann ging ich später zur Halle hinunter, vermeinend, ich würde dort die Ritter finden und könnt' mein An-

liegen vorbringen. Es war aber niemand da, so setzte ich mich in einen Stuhl und hing meinen Gedanken nach.

Nach kurzer Zeit ging leise die Thür — — ich schrak zusammen, — Elisabeth war eingetreten. Sie blieb stehen und schaute mich an. „Störte ich Euch, Herr Vater,“ fragte sie; ich schüttelte den Kopf, da kam sie näher und setzte sich. Wieder traf mich ihr Blick, — es mochte sie wunderbarlich bedünken, daß ich so gar nichts sagte. Ich konnte aber nicht, hatte nur krampfhaft ein Stück der Rutte in meine Hand geschlossen.

Elisabeth war blaß, die lichten, klaren Augen schienen müde zu blicken, ein Hauch stiller Trauer lag über ihr. Endlich brach ich das Schweigen. „Ich hatte gehofft, Euren Bruder, Graf Walter, hier zu finden, Herrin, hätte gern über eine mir wichtige Sache mit ihm geredet.“

„Er ist gen Basel und kommt spät heim, Herr Vater,“ antwortete sie mir; „doch so Ihr mir vertrauen wollt, so könnt' ich es ihm heute noch vermelden, ich gedente seiner zu warten.“

Da sagt' ich ohne Umschweif: „Ich möcht' heim gen Einsiedeln, und wollt' solches mit ihm bereden.“ Tat ich recht, es so ohne weiteres zu sagen? Fast wollt' es mich gereuen, da ich ihren entsezten Blick sah.

Sie preßte die Hände zusammen und rief: „Vater Rubertus, fort wollt Ihr, fort von uns? O saget, was tat man Euch, daß Ihr solches begehret,

fühlt Ihr Euch hier nicht mehr wohl, — was ist's, daß Ihr fort wollt?"

Angstvoll hingen ihre Augen an mir, — — und ich durfte ihr nicht die Wahrheit sagen! O der Bitterkeit, so man anders reden und sich benehmen muß, denn man fühlt und möchte!

Ich schwieg zuerst, dann sagt' ich leise: „Hab' gemeint, man brauche mich anjeko nicht mehr so notwendig denn ehedem! Da Eure Frau Mutter entschlafen ist, und die edlen Grafen gar so viel mit ihren Bewahrungen und Rüstungen zu tun haben, bleibet ihnen wenig Zeit ihres Seelenheiles zu denken. Auch, Herrin, sehnete ich mich nach unseres Klosters stillem Frieden.“

Da legte sie die Hände ineinander und antwortete tieftraurig: „O Pater Rubertus, Euch nicht mehr so notwendig brauchen denn ehedem! Viel, viel notwendiger noch denn sonst! Wie lange schon sehnete ich mich darnach mit Euch zu reden, — es ist ja gar so traurig anjeko hier oben, — wie eine Wolke ruhet's ob Rötteln, so viel Herzeleid wohnt hier! Nun wollt auch Ihr noch fort, — kann's Euch ja kaum verargen — — — und doch — — —“

Sie barg ihr Antlitz in den Händen und weinte. Ich schwieg zuerst, maßen ich fühlte, so ich jetzt reden würde, wär' es anders, denn ich durfte und sollte! Endlich aber hab' ich ihr gesaget, so auch nur einem mein Bleiben ein Segen wär' und ich solches wüßte, ich bliebe gewiß! Da ließ sie die

Hände sinken, schaute mich mit den feuchten Augen an und bat: „O so bleibet und redet fürs erste nimmer vom Weggehen, ich bitt' Euch, Vater Hubertus!“

Und ich versprach zu bleiben. — — —

Als ich mich endlich erhob um zu gehen, dankte sie mir in innigen Worten und sagte: „Und Ihr redet nimmer vom Gehen, Vater Hubertus, — nimmer? Ich darf Walter nichts bestellen?“

Da hab' ich ihre Hand ergriffen, ihr noch einmal gesagt, ich bleibe, — — hab's aber nicht ändern können, und ihr einen Kuß auf die Hand gedrückt, ehe ich ging.

Und ich weiß doch so genau, daß ich nimmer zum rechten Frieden kommen werde, so lang' ich in ihrer Nähe bin!

Mein Gott, lehr' mich recht entsagen, — lehr' mich, wie ich in Dir volles Genüge finden kann!“



Achtes Kapitel.

Am Vormittag des letzten Maitages saß Bischof Heinrich im Empfangsgemach des Bischöflichen Palaſtes zu Baſel an einem Tiſch, auf dem eine Kanne mit Wein und zwei Pokale ſtanden. Vor ihm in einem großen Holzſeſſel hatte der Wolf von Wartenberg Platz genommen, angetan mit prächtiger, reichgeſtickter Kleidung.

Soeben tat er einen mächtigen Zug von dem goldgelben Wein, ſetzte den Pokal faſt geleert auf den Tiſch, lehnte ſich bequem in den Seſſel zurück und ſagte: „So es Euch denn genehm, hochwürdigſter Herr, ſo laſſet uns mit unſeren Verhandlungen beginnen. Mich will bedünken, daß wir nimmer allzu lange Zeit zu unſeren Vorbereitungen haben, maßen die Zeit des Waffenſtillſtandes auch nicht immer währet, und noch viel zu tun iſt. Will Euch nicht verhehlen, daß der Habſburger neuerdings wieder Boten zu mir geſandt hat, — hab' ſie aber auch nicht angenommen. Da ich Euch zugeſagt hatte, mit Euch zu gehen, ſo laſſet uns allererſt verhandeln.“

Der Biſchof hatte den Grafen ausreden laſſen ohne eine Miene zu verziehen, nur ſeine Hand ſpielte

aufgeregt mit dem Fuße seines Pokales. Er wußte genau, gewährte er des Wartenbergers Forderungen nicht, so zog dieser dem Habsburger zur Hilfe, und sie hatten alsdann einen schlimmen Feind drüben.

Was aber würde er fordern? Ein Geringes wohl nicht!

Jetzt sah er auf und begegnete dem stechenden, schwarzen Auge seines Gastes, das forschend auf ihm ruhte.

„Ihr wisset, Graf Wolf,“ entgegnete er, „daß mir viel an Eurer Hilfe gelegen ist, nimmer hätte ich sonst zu Euch gesandt. Saget mir denn nun Eure Bedingungen, unter denen Ihr der Unfere werden wollet.“

„Weiß wohl, daß Euch nimmer um mich selbst zu tun ist, hochwürdigster Herr,“ sprach Wolf von Wartenberg spöttisch, „Ihr braucht meine Mannen, nicht mich! Maßen diese aber nimmer ohne mich gehen, müßt Ihr mich mit in den Kauf nehmen. So ist's, nicht wahr?“ Er lachte auf. „Sagt ja, Herr Bischof, laßet uns ein ehrlich Spiel treiben! Ich wär' desgleichen nimmer zu Euch gekommen, so ich nicht hoffen würde hier mehr zu gewinnen, denn bei dem Habsburger; sehet, ich bin offen, — vielleicht zu offen, doch — es schadet nichts.“

Ein feines Lächeln spielte um Herrn Heinrichs Lippen. „Ihr habt recht, Graf Wolf, nur daß ich solches alles Euch nicht mit so derben Worten sage, als Ihr mir! Doch, wie dem auch sei, wir ver=

stehen uns also! Von innerer Verbindung zwischen unserer Sache und Euch ist keine Rede, — ebenso wenig als solches der Fall wäre zwischen Euch und dem Habsburger, so Ihr mit dem gemeine Sache machtet. Und nun stellet Eure Bedingungen.“

„Zuerst, Herr Bischof,“ begann der Graf, „war's mir um Euer Stück Land zu tun, so am Rhein, dem Wartenberg gegenüber, gelegen ist. Das wollt' ich zu eigen haben, — — doch meine Gesinnung hat sich geändert. Ihr wisset, ich bin noch unbeweibet, hab' auch bis dahin keine Lust verspürt, Weibervolk auf meinem Horst zu sehen. Glaub', daß seit dem Tode meiner Mutter kein weiblich Wesen den Wartenberg durchschritten, außer der Schaffnerin mit ihren beiden Mägden und der Burgfrau! Anjeko aber gelüstet es mich ein Ehgemahl zu besitzen. Vermeine, der Wartenberg würd' wohnlicher werden, so wieder ein hold, jung Wesen dort als Burgfrau waltete, — — und Ihr, hochwürdigster Herr, sollt mir dazu verhelfen. Ich werb' bei Euch um Elisabet von Rötteln, Eure Schwestertochter.“

Schon als der Graf seine Auseinandersetzung begann, flog blickschnell dem Bischof die Erinnerung an das Hochzeitsmahl durch den Kopf, auch er hatte des Grafen Blicke damals gesehen, und es wurde ihm heiß und kalt dabei. Als er nun wirklich Elisabets Namen hörte, wallte es hoch in ihm auf, — er verspürte die allergrößte Lust, den Unverschämten höchsteigenhändig hinauszwerfen, — —

aber er verstand sich zu beherrschen, seine Züge wurden vielleicht nur noch eherner.

„Und die Hand der Gräfin Elisabeth soll mit- hin der Preis sein für Eure Hilfe?“ fragte er.

„Sie soll es sein,“ entgegnete der Warten- berger kurz.

Da erhob sich der geistliche Herr, richtete sich in seiner ganzen, imponierenden Größe auf, ver- schränkte die Arme, und sagte mit schneidender Stimme, die Augen durchbohrend auf sein Gegen- über gerichtet: „Seit wann handelt man hier zu Lande mit Menschen gleich einer Ware, die dem Meistbietenden zugeschlagen wird? Mir ist nichts darüber bekannt! So Ihr solches aber vermeinet habt, seid Ihr in einem schweren Irrtum begriffen, Herr Graf, den ich Eurer Unkenntnis mit den Ver- hältnissen zugute halten will, — obgleich mich solches Wunder nähme, da Ihr hierorts geboren und großgezogen seid! Vernehmet, Gräfin Elisabeth von Rötteln ist mir nimmer feil, auch nicht für Eure Hilfe. Das Land hätt' ich Euch gegeben, das Weib nimmer!“

Da hielt sich der Wartenberger nicht mehr. Er sprang auf und schrie mit wutbebender Stimme: „Nun denn, Herr Bischof, so vernehmt Ihr hin- gegen, daß meine Mannen mir nimmer feil sind für Euch! Dienst gegen Dienst! Noch heute geht mein Bote gen Habsburg, dem Grafen meine Zu- sage zu bringen. Doch wissen sollt Ihr eines, der Wartenberger weiß sich zu rächen! Rötteln wird

fallen, Herr Bischof, muß fallen, all' meine Kraft soll diesem Ziel gelten! Und dann trage ich Elisabet auf diesen Armen in meine Burg, — sie muß mein werden, Herr Bischof, sie muß und sie wird! Sie hat mir's angetan mit ihren blauen Augen! Alsdann sollt Ihr unseren Herzensbund segnen, — hei, das wird eine lustige Hochzeit werden."

Er war mit wenigen Schritten am Fenster und lehnte sich weit hinaus, um seine furchtbare Aufregung ein wenig zu bemeistern.

Der Bischof stützte die Hand auf den Tisch, er war bleich vor innerer Erregung, aber keine Muskel zuckte in seinem Antlitz.

So vergingen etliche Minuten, da sprach der hohe Herr eifrig: „Ich dächte, unsere Unterredung sei beendet. Meine Zeit ist zu Ende, Herr Graf.“

Der Wartenberger fuhr herum und trat einen Schritt auf ihn zu. Gespannt schaute ihm Herr Heinrich ins Gesicht, auf dem ein seltsam Gemisch von Zorn, Enttäuschung, ja fast Unruhe lag.

„Hochwürdigster Herr,“ sagte er ruhiger, „'s wär' doch eine Torheit, so wir beide in solchem Zorn voneinander gehen sollten.“

„Wer ist im Zorn, Ihr oder ich?“ warf Herr Heinrich dazwischen, und richtete einen flammenden Blick auf den Grafen, daß dieser die Augen senkte.

Doch er ließ die Frage unbeachtet und fuhr fort: „Wir begehren beide Dinge, so uns von Nutzen oder Wert sind, — Ihr meiner Mannen, ich eines Weibes. Zu unseren Absichten seid Ihr und ich

von nöten. Warum, so frag' ich Euch, wollen wir einander nicht einen Dienst erweisen? Hochwürden, es ist, als ich Euch sagte, Gräfin Elisabet hat es mir angetan! Ich tät' noch mehr als Euch helfen, so sie mein würde! Nun will ich davon absehen sie von Euch zu fordern, — nur bitten will ich Euch, überbringt meine Werbung, und so Ihr dabei für mich reden wolltet, würd' ich es Euch wahrlich danken! Wollt' Ihr das wenigstens tun?"

Erstaunt hatte Herr Heinrich zugehört, nun antwortete er rasch nach kurzem Besinnen: „Da Ihr diesen Weg einschlaget, Graf Wolf, ist's etwas anderes. Eure Werbung will ich der Gräfin übermitteln, ob ich aber für Euch reden werde, ist mir ungewiß. Ihr fühlet wohl selbst, solches kann ich Euch nach dem soeben geschenehen nicht versprechen. Wie dann aber, so die Gräfin Euch nicht annimmt?"

„Alsdann reden wir weiter von der Sache, Herr Bischof,“ erwiderte er ausweichend mit finster gerunzelter Stirne; „wann erhalte ich Euren Bescheid?"

„Da müßt Ihr mir kurze Frist geben,“ sagte Herr Heinrich gelassen, „ich hoffe, Ihr erhaltet bald Nachricht.“

„Es ist gut, ich werde warten! Und nun lebt wohl, hochwürdigster Herr, — es ist Euch und mir anjeko nur angenehm, so wir diese Unterredung beenden und voneinander gehen.“

Er ergriff seinen leichten Helm und stülpte ihn auf.

„Gehabt Euch wohl,“ grüßte Herr Heinrich kühl. Als sich die Türe hinter dem Grafen geschlossen, sank der würdige Herr hochaufatmend in einen Sessel.

„Mögen die Heiligen uns vor diesem Manne in Gnaden bewahren,“ sagte er sich bekreuzigend. „Der ist gleich schlimm als Freund oder Feind! Und der wagt es die Hand nach unserer Waldblume auszustrecken! Glaub's wohl, daß sie es ihm angetan hat, — — mir grauset bei dem Gedanken, sie in seinen Armen zu sehen! Heilige Mutter Gottes, beschütze sie gnädiglich vor diesem Wüterich!“

Er sprang auf und durchmaß das Gemach mit schnellen Schritten. „Was wird Walter dazu sagen, so ich es ihm mitteile? Noch heute soll er es wissen.“

Er schellte und befahl dem Diener sofort zu satteln, gen Rötteln zu reiten, und die drei Grafen zu einer Beratung um die fünfte Stunde des Nachmittags in den Palast zu bitten. —

Um den schweren, eichenen Tisch in des Bischofs Arbeitszimmer standen vier Sessel, und in zwei mächtigen Weinkannen funkelte roter Burgunder.

Unruhig schritt Herr Heinrich auf und ab, als zur festgesetzten Zeit die Türe aufsprang und Walter, gefolgt von seinen Brüdern, eintrat.

Der Bischof begrüßte sie herzlich; als sie Platz genommen, schickte er den Diener hinaus, der die Pokale füllen wollte, und übertrug dieses Zutold.

„Auf gute Berrichtung der heutigen Geschäfte,“

sagte Walter den Lumpen erhebend, und tat einen tiefen Zug. Die anderen folgten ihm darin.

„Euer Wein ist gut, Herr Ohm,“ sagte Otto absetzend, „vielleicht könnt' er ein wenig süßer sein, doch ist seine Herbigkeit kein Fehl! Und nun laßt hören, was es neues gibt, — nach Eurer Miene ist's nicht gerade Gutes! Schauet aus wie ein Jäger, so ihm ein alt Weib den Weg frühmorgens gekreuzt hat.“

„Du magst recht haben, es ist nichts Gutes, so ich Euch zu sagen habe. Ernst ist die Sache, und es gilt wohl zu überlegen, maßen viel auf dem Spiel steht. Lasset uns auch nicht allfogleich heute Beschluß fassen, zumal die Angelegenheit noch jemand in den Händen hat.“

„Beim heiligen Antonius von Padua, Ohm, Ihr redet gleich einem Wahrsagerweib geheimnisvoll und rätselhaft,“ rief Walter, „je eher wir hören, um was es sich handelt, je besser.“

„Nun so höret! Am heutigen Vormittag war der Wartenberger hier, mir seine Bedingungen zu sagen.“

„Nun, und?“ fragte Lutold gespannt.

„Die Hand Elisabeths,“ sagte der Bischof kurz. Einen Augenblick herrschte Totenstille, Otto hielt in maßlosem Staunen den Pokal in der Hand, den er eben zum trinken erhoben hatte, Lutold lehnte sich zurück und brach in schallendes Gelächter aus, Walter aber rief aufspringend: „Ist der Kerl von Sinnen oder behert?“

„Keins von beiden,“ entgegnete der Bischof ernst. Und wortgetreu gab er die Unterredung vom Morgen den Brüdern wieder. Als er seine erste Antwort auf Graf Wolf's Bedingung wiederholte, nickte Walter sehr beifällig, Otto aber fragte: „Und er blieb darauf hin?“

„Höret weiter,“ erwiderte der Bischof, und teilte ihnen nun auch das Ende der Unterredung mit.

„Da sehet Ihr,“ schloß er endlich, „daß in dieser Angelegenheit noch jemand mitzureden hat, Elisabet nämlich. Ihrem Entschluß müssen wir uns fügen.“

„Ihrem Entschluß?“ rief Otto mit finster zusammengezogenen Brauen, „ihrem Entschluß? Vermeinet Ihr im Ernst, Herr Ohm, wir werden ihr solch Unsinnen mitteilen? Von mir aus erfährt sie's nimmer, — ihrer Antwort bin ich auch so sicher.“

„So mein' ich gleich also,“ sprach Walter mit dröhnender Stimme, „Ohm Heinrich, unsere Waldblume ist nimmer für den Räuber gewachsen, so soll sie auch nicht erfahren, daß er gewagt hat die Hand nach ihr auszustrecken. Hab' ich's Euch nicht gesagt, Ohm,“ rief er mit ausbrechendem Zorn, „vom Wolf kommt nichts Gutes, hütet Euch? Sagt ich's Euch nicht, ich traue dem Kerl mit den unheimlichen Augen nicht, mir ahnt Böses von ihm? Aber nein, Ihr müßtet darauf bestehen ihn noch einmal zu bitten, brachtet ihn mir sogar auf den Hals, — da sehet nun, welchen Brei Ihr eingerührt

habt! Wir helfen Euch nimmer beim auseressen, sehet zu, wie Ihr allein fertig mit ihm werdet! Unsere Schwester bekommt der Wolf nicht.“

„Ruhig Blut, Walter,“ mahnte Rutold; „so er sagt, Elisabet habe es ihm angetan, finde ich es auch begreiflich, so er ihrer begehret, — — ich und Du täten gleich also,“ fügte er mit halbem Lächeln hinzu. „Still,“ sprach er weiter, als Walter auffahren wollte, „laß mich ausreden. So ich den Ohm recht verstand, hat er zuletzt nur gebeten die Werbung zu überbringen, ohne eine Bedingung daran zu knüpfen.“

Der Bischof nickte.

„Nun,“ fuhr Rutold fort, „da eine solche Bitte kein Unrecht ist, so vermeine ich, unser hochwürdigster Ohm tat kein Unrecht, ihm solches zu versprechen, — doch nun muß er auch halten, was er zugesagt hat. Auch mir wär's, gleich Euch, das liebste, so unser Schwesterlein erst nichts von des Wartenbergers Werbung erführe, — doch würden wir als Männer von Ehre und Recht handeln, so wir dem Ohm wehreten, mit Elisabet zu reden, auch selbst nichts sagten? Wie ihre Antwort ausfallen wird, wissen wir alle genau, also mag sie es auch wissen.“

Einen Augenblick schwiegen alle, dann sagte Otto finster: „Es ist leider zu wahr, was Du sagtest,“ — und Walter sprach grimmig, seinen dunklen, kurzen Bart zausend: „Ja, hast recht! Hast verstanden gut zu reden, man kann nichts dawider

sagen. Gätt'st Priester werden sollen, die verstehn's, durch Reden alles zu machen.“

„Sagte ich zuviel?“ fuhr Rutold auf.

„Nein, nein,“ beschwichtigte Otto, „um der Heiligen willen keine Zwietracht zwischen uns wegen dieses Mannes! 's ist wahr, wir dürfen Elisabet nichts verschweigen, unsere Ehre würde sonst Schaden nehmen.“

„So ist's, Rutold,“ sprach Walter und bot seinem Bruder die Hand, „schlag ein, Kleiner, kein Ärger unter uns durch den Kerl! 's wär' dann so weit in Ordnung, Ohm,“ wandte er sich zu dem Bischof, „doch sei es Euch überlassen, unserer Schwester solchen höchst ehrenwerten Antrag zu übermitteln. Ich will nichts damit zu tun haben! Wann kommt Ihr?“

„In drei Tagen, und gedenke, einen Tag auf Rötteln zu bleiben,“ antwortete Herr Heinrich, „dann mag Elisabet entscheiden.“

Sie erhoben sich zum Abschied.

Beim Hinausgehen drückte der Bischof seinem jüngsten Neffen warm die Hand und sagte lächelnd: „Walter's Natur ist uns hinreichend bekannt, — lieber zufahren und mit dem Schwert dreinschlagen, als weise und ruhig überlegen und besprechen. Man muß eben mit seinem Wesen rechnen. Otto ist anders, und Du noch viel mehr, Rutold. Hab' Dank für Deine Worte! Solche Leute als Du kann die heilige Kirche gut brauchen, und sie können viel in ihr wirken.“

Rutold sah plötzlich vor sich ein hold Gesicht, auf dem ein ganzer Frühlingszauber ausgegossen lag, mit blauen, klaren Kinderaugen und dunkelblonden Locken, — — — sein Herz schlug hoch auf beim Gedanken an dieses Antlitz, — fast wie abwehrend erhob er die Hand und entgegnete schnell: „Um der Heiligen willen, Herr Ohm, nimmer käme mir solch Gedanke! Ich tauge nicht für den Kirchenstand, der Ritterstand ist mir tausendmal lieber! Ich bitt' Euch, nehmet auch Walters Worte hierüber nicht für Ernst.“

„Ruhig, ruhig,“ lächelte der Bischof, nimmer käme mir der Gedanke Dich zu etwas zu bereden, wozu Du keine Lust verspürtest! Aber 's geht im Leben oft wunderbarlich zu! Ich dachte auch einst so wie Du, und doch wurd' es anders! So Dich einmal ein Überdruß des jetzt so gepriesenen Standes anwandelt, — so Du weltmüde wirst, — so denk' meiner Worte und komm, die Kirche nimmt Dich freudig auf! Und Ehre und Ansehen gibt sie in Fülle dem, der ihr treu und recht dienet.“

Im Hofe stiegen die Herren zu Pferde. „Auf Wiedersehen,“ scholl es herüber und hinüber, — man ging in gutem Einvernehmen auseinander.



Neuntes Kapitel.

Im Wohngemach zu Rötteln saßen am Abend des gleichen Tages Walter und Otto in ernster, leiser Beratung beieinander. Vor ihnen funkelte roter Schaffhauser in den Krügen, aber ganz gegen seiner Gewohnheit hatte Walter den Pokal beiseite geschoben und schaute nachdenklich vor sich hin.

Ab und zu flog sein Blick zu der tiefen Fenster-
nische, in der Ursula und Lutold saßen.

Bergebens mühte sich Lutold heute, die Aufmerksamkeit seiner Base zu fesseln, sie schien zerstreut und sah träumerisch in den sinkenden Abend hinein.

Die Schwarzwaldberge erschienen wie mit rosigem Schimmer überhaucht von der scheidenden Sonne, die im Westen hinter den Bogesen versank, kleine, rote Wölkchen zogen am Himmel dahin, sich in dem klaren Wasser der munteren Wiese spiegelnd, und abendliche Stille lag über der Natur. Unten im Burggarten ergingen sich Odalinde, Elisabeth und der Pater, wie in Gedanken schaute Ursula ihnen nach. Dabei streichelte sie sanft Ellos glänzend schwarzen Kopf, den das Tier, das zu ihren Füßen lag, auf ihren Schoß gelegt hatte.

Auch Lutold war verstummt und hing seinen Gedanken nach. Er mußte daran denken,

was der Bischof ihm heute Nachmittag gesagt hatte, und wieder häumte sich alles in ihm gegen den Priesterstand auf. Er strich sich erregt durch die blonden Locken, — — nein, er wollte sich nicht hinter den Mauern vergraben, — — was nükten ihm Ehre und Ansehen, so er nicht glücklich war!

Und wo war sein Glück? — — — Seine Blicke hingen an dem schlanken Mädchen vor ihm, — — — wie es ihn beglückte, wenn sie, die sonst so schüchtern und zurückhaltend war, mit ihm so fröhlich lachte und scherzte, wenn sie kindlich offen mit ihm sprach und seine Gesellschaft augenscheinlich so gern hatte! Konnte er sich dieses alles nicht zu seinen Gunsten deuten? — — Sollte er jetzt die Gelegenheit wahrnehmen ihr zu sagen, was er fühlte, — — — vielleicht, — ach vielleicht zog damit neues Glück in der stolzen Burg ein, die jetzt so wenig Glück und Freude barg!

Er wollte Ursula's Hand ergreifen, — — da stand Walter plötzlich vor ihnen.

„Base Sonnenstrahl, zürnt Ihr mir, so ich Euch jetzt in aller Ehrfurcht bitten muß, Lutold's Gegenwart uns zu belassen? Er ist uns von nöten bei unserer Beratung.“

Ursula war heftig zusammengeschrückt, ein heißes Rot überlief ihre Wangen.

Walter sah es, und ein roter Streifen wurde auf seiner Stirn sichtbar, — stets ein Zeichen innerer Erregung bei ihm.

„Ich gehe,“ sagte sie leise und stand auf.

„Halt, nicht so,“ sprach Walter, „ich geleite Euch, Ihr müßt mir solches gestatten! Rutold wird unterdessen durch Otto von dem in Kenntniß gesetzt, was wir bis anhero beraten haben.“

Damit nahm er ohne weiteres ihre Hand, zog sie durch seinen Arm und führte sie hinaus. Ello folgte ihnen.

„Darf ich Euch zum Garten geleiten?“ fragte er freundlich.

Sie nickte.

„Zürnet Ihr mir wieder, Ursula?“

Statt der Antwort schüttelte sie das halbabgewandte Köpfchen. Zugleich bemerkte Walter, wie die kleine Hand, die er auf seinem Arm nur sah, nicht fühlte, heftig zitterte.

Da färbte sich der Streifen auf seiner Stirn dunkelrot, — zwar führte er sie noch sorgsam die schmale, gewundene Treppe zum Garten hinab, dort aber ließ er sie los und sprach heftig: „Was ist's, daß Ihr jedesmal so furchtbar erschreckt, wenn ich Euch anzureden wage, Ursula? Bin ich denn ein Ungeheuer, so Euch Furcht und Entsetzen einflößt? Es scheint ja gerade, als ob der Schreck Euch allsogleich der Sprache beraube! Mußt' leider heute zu Euch reden, mußt' Euch leider Rutold fortholen, denn er durfte bei der Beratung nicht fehlen und Ihr wisset wohl selbst, daß es heuer viel zu bedenken gibt, maßen die Zeiten schwer und ernst sind. Doch so viel ich kann, will ich in Zukunft vermeiden zu Euch zu reden.“

Sie war blaß bei seinen harten Worten geworden, und stand mit gesenktem Haupt vor ihm.

Er zögerte noch einen Moment, dann wandte er sich kurz und wollte nach oben gehen.

„Graf Walter,“ kam es zaghaft über ihre Lippen.

Er hatte aber seinen Namen doch gehört, mit einem Satz war er die fünf Stufen, die er schon gestiegen, wieder hinab und stand vor ihr.

„Ihr riefst mich, Gräfin?“

„Ich wollt' Euch nicht kränken — —“

„Es freut mich, daß Ihr Eure Sprache wiedergefunden habt, — — ich glaub es Euch.“

„Ich saß in Gedanken versunken, da standet Ihr plötzlich vor mir, und durch die Stille im Gemach drang Eure Stimme, — da — da — —“ sie stockte und schwieg.

„Da — da überkam mich die alte Angst vor Eurem Wesen,“ vollendete er, „und ich hätt' Euch am liebsten allsogleich in jenes schöne Land gewünscht, wo sie den Pfeffer pflanzen, — nicht wahr, Gräfin, so meintet Ihr?“

„Nein, o nein,“ sprach sie mit zuckenden Lippen, „solche Gedanken sind mir nimmer gekommen, — ich höre Euch so gerne erzählen und reden! Nur so Ihr oftmals gar so plötzlich vor mir stehet und sprecht, — — —“

„Verliere ich die Sprache vor Angst,“ ergänzte Walter ironisch.

Sie sagte nichts mehr, sondern wandte sich ab.

Da faßte er ihre beiden Hände, sein Blick ruhte flammend auf ihr, und mit einer Stimme, bebend vor innerer Bewegung murmelte er: „Törichtes Kind warum fürchtest Du Dich so vor mir, — —“

Er brach kurz ab, preßte ihre Hände zusammen und war verschwunden.

Einer Träumenden gleich setzte sich Ursula auf eine Bank, die vom Wege ein wenig entfernt in einem Fliedergebüsch stand, und ein paar Tränen rannen über ihr Gesicht.

Plötzlich aber leuchtete eine große Glückseligkeit darüber hin, sie schlang beide Arme um Ello, der vor ihr stehen geblieben war, und barg das Antlitz in seinem dichten Fell.

Otto hatte indessen Rutold mitgeteilt, um was es sich in seinem Gespräch mit Walter gehandelt hatte.

Walters Eintritt unterbrach ihn, und er sprach, einen dritten Stuhl an den Tisch ziehend: „Nun kann Dir unser Wilder selbst seine Ideen klar legen.“

„Wobei ihm unsere holde Base also im Wege war, daß er sie einfach — —“

„Hinausführte, — jawohl,“ fiel Walter gleichmütig in Rutolds unmutige Rede. „Daß das Kind, Rutold! Gold ist sie, ja, derhalben habe ich sie auch „Sonnenstrahl“ geheißten, — aber bei ernster Männerberatung können wir ihrer nicht brauchen. Und nun genug davon! Es handelt sich also um die

Wiederherstellung des unterirdischen Ganges, der uns mit Brombach verbindet.“

„Ich hörte es schon,“ entgegnete Lutold, „und verwunderte mich daß darüber, — ist er denn notwendig?“

„Solches wohl nur in zwei Fällen,“ sagte Otto nachdenklich, „erstens, so die Burg belagert würde, und wir mit dem Hunger zu kämpfen hätten. Leichtlich könnte alsdann durch den Gang Nahrung, auch Hilfe von außen herbeigeschafft werden. Zum anderen, so der Feind doch einmal in die Burg dränge, bliebe dieser Weg zu einer Flucht der Unseren offen. Dies beides spricht für den Gang.“

„Doch vermeine ich, ebenso gewichtiges dagegen,“ wandte Lutold lebhaft ein; „sehst, es könnte nimmer still bleiben, daß solch Weg hier oben anfinge. Wie nun, so die Feinde seinem Ausgang nachspürten und uns eines Morgens hier grüßten, ei dann?“

„Solch Bedenken hegte ich gleich Dir auch,“ erwiderte Walter, „aber es stehet in Frage, ob der Vorteil größer denn der Nachteil sei, oder umgekehrt. Und dem Nachteil eines solchen Ganges stehet noch ein dritter Vorteil entgegen, wir könnten stets gewisse Kunde von den Bewegungen der Feinde haben, so wir einmal von der Außenwelt abgeschlossen würden.“

Nachdenklich schwiegen alle; nach einigen Augenblicken fragte Lutold: „Seit wie lange hat man ihn nimmer gebraucht?“

„Seit zehn Jahren und mehr,“ meinte Otto,

feinen langen, blonden Bart streichend, „es wird viel wieder herzustellen geben, so wir ihn benutzen wollen.“

„Sehr viel,“ nickte Walter, „und darum wäre Zeit, bald anzufangen. Er wurde damals zuletzt gebraucht im Kampf mit etlichen Raubrittern, gegen die der Herzog von Böhmen und unser Herr Vater, Gott hab' ihn selig, fochten.“

„Soll er wieder hergestellt werden, Walter,“ nahm Otto das Wort, „so dürfen nur Männer, denen wir vertrauen können, solches unternehmen. Da denke ich allererst an Balthasar, ferner Wilbold, den Stallaufseher, und Friedung, den Knecht.“

„Auch ich dachte dieser,“ sprach Rutold, „vergesset auch nimmer Gero, den Fechtmeister der Knappen.“

„Und endlich noch Tillo, den nächsten nach Wilbold,“ ergänzte Walter. „Dieser aller dachte ich gleich also, und unter Wilbolds und Geros Leitung könnten sie wohl das Werk meistern. Und so sie noch Hilfe benötigen, — nun, so stehe ich meinen Mann!“

„Und ich,“ sagte Rutold lebhaft; „doch Walter, nur in der Nacht kann solche Arbeit getan werden, — und wo bleibt die Erde, so hinauszuschaffen wird von nöten sein?“

Nach längerem Hin- und Herreden kamen sie überein, eines der untersten Burgverließe in dem viereckigen Wartturm auszufüllen, der hart an der Zugbrücke in der Oberburg stand.

„Sollten wir dann einst Überfluß an Gefangenen haben, so bleibt uns noch immer überlassen, solchen Raum wieder zu leeren,“ lächelte Walter.

Otto rief einen Knappen und sandte ihn hinab, die fünf bestimmten Männer zu ihren Herren zu befehlen.

Es war bald Mitternacht, da die acht auseinander gingen, rings in der Burg herrschte tiefste Ruhe. Gero, der Fechtmeister, rechte seinen gewaltigen Körper, da sie im kleinen Zwinger standen, fuhr sich durch den schon grauen Bart und flüsterte Walter zu: „Wird ein sauer Stück Arbeit werden, Herr, aber fertig kriegen wir's, was Wilbold?“

Dieser, ein Riese an Körperbau und Kraft, nickte nur, und ging leise zu der steinernen Schwelle, die zu Ottos kleinem Wohnhaus führte. Die erste Stufe war breiter als die zwei anderen, doch nahm man an ihr nichts besonderes wahr.

Er bückte sich, betastete sie an den Rigen, lockerte vorne die Erde, und winkte Otto: „Sehet, Herr, hier den Eingang. Oftmals machte ich früher den Weg. Unter dieser Steinplatte ist die Tür, so den Gang von hier aus schließet. Sie muß geöffnet sein, auch die Platte nur lose aufliegen, wenn der Gang in Gebrauch genommen wird.“

„Wie nun aber,“ flüsterte Lutold plötzlich auf das Haus weisend, „im ersten Zimmer hier unten hauset unsere Base Ursula, — ei so sie in der Nacht von den Arbeiten in der Erde unter dem Hause etwas gewahr wird?“

„Des seid unbesorgt, Herr,“ entgegnete Gero, „hier zu Anfang ist der Gang wohl noch imstand, zu arbeiten gibt's erst weiterhin, da merket's niemand.“

Leise gingen die treuen Diener der Grafen von Rötteln hinab zum unteren Zwinger, Otto trat ins Haus, und Walter und Lutold gingen in den Pallas zurück, — — — mit einem schelmischen Lächeln auf dem reizenden Kindergesicht zog Ursula ganz vorsichtig und leise die Vorhänge an ihrem Fenster dichter zusammen, und schlüpfte unter die Decken ihres Lagers.

Mit klopfendem Herzen sprach sie: „Wie gut, daß ich nicht schlafen konnte, und am Fenster lehnte, die heiße Stirn zu fühlen, — dadurch ward ich Mitwissende von etwas, was, wie es scheint, niemand wissen soll! Hab' wahrhaftig erst vermeinet, es seien Gespenster, so da geräuschlos über den Hof hierher schritten, bis ich Walter gewahr wurde, und dann auch Lutold und Otto.“

Kurz nach Mitternacht des anderen Tages war es.

Lautlos kamen fünf Männergestalten in den kleinen Burghof, bewaffnet mit allerlei Gerätschaften. Gero und Wilbold faßten kräftig die Platte an, nach einigem Widerstand gab sie nach, ließ sich abheben und nun lag die Tür frei da. Sie wurde mit möglichster Geräuschlosigkeit geöffnet und an der Seite im Gange befestigt. Nun zündete Balthasar ein Windlicht an, in seinem Schein wurde die schmale, steile Treppe sichtbar, die hinabführte in den Gang, — — — auch für Ursula, die, wieder hinter dem

Fenstervorhang stehend, gespannt jede Bewegung draußen verfolgt hatte.

Sie schauderte, als sie das finstere Roth gähnen sah, in dem jetzt einer nach dem anderen der Männer verschwand, — — nun war auch der letzte fort, — — still und dunkel wie zuvor lag der Burghof da.

Als sie am Morgen aus dem Hause trat, glaubte sie zuerst, das ganze Erlebnis der Nacht sei nur ein Traum gewesen, — die breite Steinplatte lag wie immer, und nichts verriet auch nur eine Spur davon, daß sich hier ein Geheimnis verbarg, und eine schwere Arbeit von wenigen Getreuen getan wurde.



Zehntes Kapitel.

Herr Heinrich, Bischof von Basel, „Kaplan Jesu Christi und der Maria,“ wie er sich nannte, ritt am Nachmittag des bestimmten Tages, von mehreren Rittern begleitet, den Schloßberg hinauf. Er sah ruhig und freundlich aus wie immer, und dankte huldvoll lächelnd den Vandleuten, die ihn ehrerbietig grüßten.

Walter und Rubertus empfingen ihn am unteren Tor und geleiteten ihn hinauf. In der Halle hatte Odalfrinde für eine reiche Erquickung gesorgt, dann zogen die edlen Herren, die mit dem Bischof gekommen waren, zurück gen Basel, und nun saßen im Herrenzimmer die vier Männer zu ernster Rede beisammen.

„Hab' einen Handel geschlossen,“ begann der Bischof, „muß Euch zu allererst davon berichten. Hätt' längst schon gern die große Grafschaft Pfirt zu eigen gehabt, nunmehr ist es mir gelungen sie zu erhalten! Graf Ulrich hat sie mir um tausend Gulden gegeben, und ich ihn wieder mit der Grafschaft belehnt. Also sind Ulrich von Pfirt und sein Sohn meine Vasallen, und müssen mir wider den Habsburger helfen mit allen Mannen.“

„Gute und frohe Kunde, Herr Ohm,“ rief Otto

lebhaft, „da ist Euch ein groß Ding gelungen, die Sache lohnt!“

„Der Ohm hat noch mehr Gutes auf Lager,“ lächelte Walter, und Herr Heinrich fuhr fort: „Du hast recht, Wilder. Ich habe mit Herrn von Tüfenstein einen Tauschhandel geschlossen. Er gab mir seine Burg gegen eine der meinen und vierzig Goldgulden. Das Schloß ist mir sehr wertvoll wegen seiner Lage, denn es ermöglicht von dort bequem ins Habsburgische Gebiet fallen zu können.“

„Glück zu, Herr Ohm,“ rief Lutold, und Walter reichte ihm fest die Hand.

„Solche sind gute Nachrichten,“ sagte der Bischof, „doch nun kommt das unerfreuliche, um dessen willen ich hier bin, — mein Auftrag an Eure Schwester. Lutold, willst Du sie holen?“

Elisabet erstaunte nicht wenig, als ihr Bruder sie aus dem Wohngemach rief, da der Herr Ohm ihre Gegenwart begehrte.

Sie nickte Odalsinde und Ursula, mit denen sie spinnend gefessen hatte, zu, und folgte ihm. Da sah sie Lutold's finsternes Gesicht, — ein unbestimmtes Gefühl von etwas unheilvollem bemächtigte sich ihrer, und bangenden Herzens trat sie ein.

Der Bischof kam ihr entgegen, grüßte sie milde, küßte sie auf die Stirn, und führte sie auf den Platz neben sich. Mit vorsichtig gewählten Worten, väterlich liebevoll, setzte er ihr den Grund seines Kommens auseinander, und übermittelte ihr den Antrag des Wartenberger Herrn, verschwieg aber

wohlweislich, daß der Graf ihre Hand zuerst als Preis für seine Hilfe verlangt hatte.

„Nun, liebes Kind,“ so schloß Herr Heinrich, „teile uns Deine Ansicht mit, welche Antwort ich dem Ritter geben soll. Bist Du geneigt ihm zu folgen oder nicht?“

Ungläubig lächelnd hatte Elisabeth zuerst zugehört, nach und nach erstarb aber ihr Lächeln, und ängstlich schaute sie jetzt vom Bischof auf ihre Brüder. Sie sah, wie aller Augen erwartungsvoll auf sie gerichtet waren, abwehrend hob sie die Hände auf und rief schauernd: „Nie, nie, hochwürdigster Ohm, nimmer kann ich sein Weib werden! Er soll sich eine bessere, würdigere aussuchen und meiner vergessen, sagt ihm das!“

„Brav Schwesterlein,“ rief Otto heiter, und Lutold frohlockte: „Wir haben's Euch gesagt, Herr Ohm!“

Walter aber sprach mit funkelnden Augen: „Und von mir nehmet noch eine Bestellung dazu, Herr Ohm, diese nämlich: Wölfen sei der Eingang zur Burg Rötteln verwehrt, sie sollen sich ihre Beute wo anders suchen! Eine bessere fände er nirgends, denn unsere Waldblume, aber sie wüchse für keinen Habicht!“

Herr Heinrich lächelte, obgleich ihm nimmer zum Lachen war. Einesteils war er froh über diese Entscheidung der jungen Gräfin, andernteils lag ihm doch viel am Beistand des Ritters, — und der war jetzt ein recht ungewisser geworden.

Als Elisabeth sah, daß das, wozu man sie gerufen hatte, erledigt war, erhob sie sich, küßte dem Bischof die Hand und schritt hinaus. Aber wie angewurzelt blieb sie stehen, denn gerade, als sie die Thür zuziehen wollte, schlug des Bischofs Stimme an ihr Ohr: „So ist nunmehr auch für Rötteln große Gefahr.“

Rötteln, — ihr Rötteln in Gefahr? und wodurch? — warum? von welcher Seite? —

Sie mußte es wissen, — — — um jeden Preis, — — sie blieb stehen und vernahm deutlich jedes Wort der drinnen geführten Unterhaltung.

„Meinet Ihr, Herr Ohm?“ sprach Walter ironisch; „seid versichert, wir werden uns gegen den Wartenberger zu wehren wissen, — mit dem nehmen wir's schon noch auf!“

„Du vergiffest, es gilt nicht mit ihm allein ringen,“ entgegnete Herr Heinrich sehr ernst, „er schlägt sich gewißlich nunmehr zum Habsburger, und so er dann gegen Rötteln anrennt, so ist's nicht allein mit seinen Mannen, — dann hat er Hilfe.“

„Doch, Ohm Heinrich, Ihr vergesset, seine Drohung tat er zuerst auf Euren Bescheid, daß Ihr ihm nimmer Elisabeths Hand als Dank für seinen Beistand geben würdet,“ sagte Otto eifrig, „darnach kam er als Bittender, und die Bitte nahm Ihr an.“

„Wohl, wohl,“ rief der geistliche Herr, „doch bin ich gewiß, und Ihr gleich also, daß er sich jetzt nimmermehr gleichmütig zurückzieht, oder uns noch gar hilft! Seine Worte klingen mir noch in

den Ohren: ‚Der Wartenberger weiß sich zu rächen, Rötteln wird fallen, muß fallen, alle meine Kraft soll diesem Ziele gelten. Dann trag' ich das Fräulein auf meinen Armen in meine Burg, — sie muß mein werden, und sie wird es.‘

Mehr hörte Elisabeth nicht, — — sie preßte die Hände an den Kopf und floh in ihr Zimmer. Fast bewußtlos sank sie dort nieder, unfähig, jetzt klar zu denken. Es rauschte und brauste um sie wie Meereswogen, — sie sah und fühlte nichts wie Nacht, — schwarze Nacht! Das war das Furchtbare, dessen Kommen sie geahnt hatte, — — nun war es da, und forderte sie als Opfer!

Lange dauerte es, ehe sie ihre Gedanken sammeln konnte, sie stützte den schmerzenden Kopf auf und fing an, mit möglichster Klarheit zu überlegen. Woher ihre Abneigung gegen Wolf von Wartenberg kam, wußte sie nicht, — sie wußte nur, er war ihr unheimlich mit seinen dunklen Augen und dem unstäten Blick. Ein Zittern durchflog sie bei dem Gedanken, sein Gemahl werden zu müssen!

Langsam stand sie auf und ging zum Fenster. Die Nacht war gekommen, am tiefblauen Himmel leuchteten die Sterne in schimmernder Pracht, — sie hörte, wie es leise in den Bäumen des Schloßgartens rauschte, — — in Brombach drüben schimmerte da und dort ein erleuchtet Fenster durch die Dunkelheit, — — sie zählte diese hellen Punkte mit peinlicher Genauigkeit, — — sie sah alles und hörte alles, — — und doch drehten sich alle ihre

Gedanken nur um das eine: Was tun? was tun? Nach den Worten des Bischofs, die nicht für sie bestimmt waren, und die sie doch gehört hatte, lag ja plötzlich alles so ganz anders! Jetzt handelte es sich ja nicht um sie allein, nein, vielmehr um Nütteln, — — und sie, sie hatte vielleicht das Schicksal ihrer Heimat in Händen!

Der Wartenberger war wohl der Mann dazu, seine Drohung wahr zu machen, — hatte sie aber Grund, sie zu fürchten? War nicht Nütteln eine feste Burg mit dicken Mauern, besetzt mit tüchtigen Männern? Wohl ja, — aber ganz uneinnehmbar war sie nicht, — — und was geschah, wenn er sie einnehmen würde? Sie wußte, daß der Weg hinein für den Grafen nur über Leichen führen würde, — — wer aber hatte die Schuld an all dem Blut, das notwendig auf jeder Seite fließen mußte, ehe es zu einer Entscheidung kam?

Sie sah die zerstörten Felder um die Burg her, — sie hörte das Wehklagen derer, die um die Thren weinten, — — sie sah im Geist all die Not, die eine Belagerung der Burg für diese selbst und die Umgegend bringen würde, und das alles — ihretwegen!

„Barmherziger Gott, nein, nein,“ rief sie schauernd.

Im anderen Fall aber als Herrin dort einzuziehen im Wartenberg, der finster und drohend auf dem Felsen am Rhein sich erhob? Dort an der

Seite des gefürchteten Mannes das ganze, vielleicht lange Leben zubringen müssen? „Ich kann es nicht, ich kann nicht,“ murmelte sie tonlos.

Wenn aber auch das nicht, was dann? O wer ihr hätte raten können in diesem schrecklichen Kampf! An ihre Brüder durfte sie nicht denken, sie wußte, sie würden eher bis in den Tod ringen, bevor sie ihr zuredeten, den Grafen von Wartenberg zu freien, — — und ihre Basen? Ursula war ja noch so jung, — und Oda, — — sie würde ihr sagen: Sieh mich an, gelüftet es Dich ein gleiches Leben zu führen? und Otto ist doch anders als der Wolf! Vater Hubertus? Nein, o nein, nimmer mit ihm darüber reden!

Sie sah ihn plötzlich vor sich mit dem blassen, edlen Gesicht, den dunklen, ernsten Augen, die so herzugewinnend blickten, und in der letzten Zeit besonders oft so traurig auf ihr geruht hatten, — — — da sank sie auf die Fensterbank und barg das Antlitz in beiden Händen. Wie ein Schleier fiel es von ihren Augen, — sie erkannte plötzlich, daß sie mit einem anderen Gefühl denn dem der Verehrung den Vater angeschaut hatte, — sie sah plötzlich, daß er ihr etwas anderes denn der gottgeweihte Priester und Beichtvater war! O der Sünde, des bitteren Unrechtes gegen die heilige Mutter Kirche, daß sie ihr Herz nicht besser gehütet, sondern es solcher Liebe geöffnet hatte! Unbemerkt zwar war sie gekommen, — aber solches entschuldigte sie nimmer! Daher, — als Strafe

dafür brach nun solch Unheil über sie herein, — die Sünde forderte Sühne!

Sie versuchte zu beten, aber sie konnte nicht, — fast erschöpft sank sie vor dem Kruzifix in ihrem Gemach zusammen, und brach in heftiges Weinen aus. Mit den Tränen kam eine Erleichterung in ihr Herz, die Hände falteten sich wie von selbst, und ihre Seele erhob sich zu dem, der ihr schon manchmal Frieden und Ruhe gegeben hatte. Nach und nach wurde es auch jetzt wieder stiller in ihr, aber in der Stille trat auch greifbar der Gedanke vor ihre Seele: kein Blutvergießen um meinetwillen! Zugleich rang sich der Entschluß in ihrer wunden Seele empor zu sühnen, wo sie meinte gesündigt zu haben. Aber sie fühlte, der Entschluß mußte sogleich ausgeführt werden, wollte sie nicht wieder in die schweren Kämpfe kommen.

Es war in der fünften Morgenstunde, sie erhob sich, schlang ein Tuch um und schritt geräuschlos hinaus.

In seinem Gemach saß Bischof Heinrich am Fenster und schaute in das Wiesetal hinab. Auch für ihn war diese Nacht, wie schon so manche, schlaflos gewesen, seine Pläne, seine Entwürfe und Gedanken hatten ihm keine Ruhe gelassen.

Zwei strebten gleich ihm nach der Herrschaft im Schweizergebiet und dem angrenzenden Breisgau, — zwei, gleich mächtig wie er, hochangesehen bei Adel und Volk, das waren Rudolf, der Graf von Habsburg, und Berthold von Falkenstein, der

Abt von Sankt Gallen. Sie hatten sich wider ihn zusammengeschlossen, und eine große Menge der Ritter und Herren stand fest zu ihnen, weil sie sich auch nimmer beugen wollten unter sein bischöflich Regiment.

Wenn nun die beiden die Oberhand behielten, — was dann?

Heinrich mußte wider Willen lachen, — o ihr Heiligen alle, dann ging der Krieg von neuem los! Nimmer beugte sich der heilige Gall gutwillig dem Grafen, und dieser sich nimmer dem Kloster, — — was blieb da anderes übrig, als mit Feuer und Schwert die Entscheidung darüber zu treffen?

„Es ist besser, so ihr euch alsdann alle beide vor mir beuget,“ sprach Herr Heinrich, — und war damit wieder auf dem Standpunkt angelangt, den er schon lange eingenommen hatte: „Der erste bin ich als der Bischof; der zweite nach mir mag der heilige Gall sein, dieweil er kirchlich und ein Kloster von Wert ist. Mir und ihm aber muß sich der Habsburger beugen, sintemal die Kirche ohne den Ritter, der Ritter aber nimmer ohne die Kirche fertig werden kann!“

Von diesem Standpunkt aus hatte Heinrich gehandelt, und handelte er noch immer. Er wollte der erste sein, und diesem Ziel hatte er schon manches geopfert. Deshalb scheute er keine Kosten, jetzt die vor dem Waffenstillstand zerstörten Burgen neu zu bauen, fester zu rüsten, Söldner zu werben, und streute das Geld mit vollen Händen aus. Er

dachte nicht daran, dem Waffenstillstand den Frieden folgen zu lassen, — er wollte unumschränkter Herr sein, — — und da das nicht im Frieden zu erreichen war, nun gut, so mochte es durch Krieg geschehen!

Eher alles daran setzen, als sich diesem übermütigen Grafen beugen!

Deshalb hatte er sich auch herabgelassen, zweimal zu dem Wartenberger zu senden, deshalb auch hatte er seine Werbung um Elisabeth selbst hergebracht.

Es pochte leise an seine Thür. Im höchsten Grade erstaunt, wer ihn zu so früher Morgenstunde stören kam, unwillig darüber und mit einer scharfen Frage auf den Lippen öffnete er, — aber das Wort erstarb ihm, staunend fragte er: „Elisabet, Du?“ nahm ihre Hand und zog sie ins Gemach.

„Verzeihet, hochwürdigster Herr, daß ich Euch in der Frühandacht störe, aber ich mußte kommen, selbst so ich Euren Zorn damit erzeuge.“

Sie sprach hastig und schnell, so daß der Bischof beruhigend über ihr blondes, weiches Haar strich, und freundlich entgegnete: „Du störst mich nicht, mein Kind! Zwar war ich nicht in der Andacht, doch schlaflos war mir die Nacht. So Du jetzt meiner bedarfst als Ohm oder Priester, — ich bin für Dich bereit.“

„Ich komme, Herr Ohm, um Euch zu sagen, daß ich meine Entscheidung in betreff des Grafen von Wartenberg geändert habe, — ich bin gewillt, sein Gemahl zu werden.“

Ihre Stimme war schwankend geworden, ihr Antlitz weiß als der Schnee.

In maßlosem Staunen schlug der Bischof die Hände zusammen.

„Elisabet, woher solche Wandlung?“

„Ich hörte, was Ihr sagtet, Ohm Heinrich, da ich zur Thür hinausgeschritten war. Ihr vermeinet, es könne mich nicht mehr erreichen, — ich vernahm es doch! Um meinetwillen soll kein Blut fließen.“

„Aber auch nimmer verkaufen wir Dich,“ rief Heinrich erregt; „Dein Entschluß zeugt von Deinem edlen Herzen, mein Kind, aber nimmer nehme ich ihn an, und ob Ströme von Blut fließen sollten.“

„So wende ich mich an Euch als den Priester, — nehmet Ihr meine Einwilligung auch dann nicht an, so ich Euch sage, ich will damit etwas sühnen, das ich Euch nicht näher erklären kann?“

„Du, Elisabet?“ fragte der Bischof ungläubig erstaunt, „Du solltest etwas zu sühnen haben? Das glaub' ich nimmer! So es aber der Fall wäre, rate ich Dir', nimm den Schleier und gehe ins Kloster, solches ist besser, denn den Wartenberger nehmen. Ich bring' ihm Deine Einwilligung nicht.“

Er durchmaß mit großen Schritten das Gemach.

„So zwingt Ihr mich, dem Grafen heute noch einen Boten zu senden, der ihm mein Wort bringt, Herr Ohm.“

Heinrich blieb vor ihr stehen.

„So ist es Dein unumstößlicher Entschluß, sein Gemahl zu werden?“

„Mein unumstößlicher,“ entgegnete sie leise, aber fest.

„Nun wohl, so sei es denn,“ sprach er hochaufatmend, und schritt wieder durch's Zimmer. Nun war ihm der Beistand des Grafen sicher, — wär's nur um einen anderen Preis gewesen! Er konnte sich nicht darüber freuen, zumal er sah, wie schwer ihr das Opfer wurde.

„Elisabet, besinn Dich, noch ist es Zeit, noch reite ich nicht heimwärts,“ sprach er noch einmal.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts zu besinnen! O Herr Ohm, macht es mir doch nicht so schwer! Mein Entschluß ist unabänderlich.“

„So sag' es Deinen Brüdern,“ entgegnete der Bischof, „wirßt noch manches hören müssen, ehe Walter sich beruhigt.“

Elisabet schaute in den wallenden Nebel hinein, der das Tal deckte. Schwer hingen vom Himmel graue Regenwolken herab, — — sie antwortete nicht, — sie sah über ihrer Zukunft auch solche grauen, schweren Wolken lagern, die kein Sonnenstrahl durchdringen würde.

Sie stand auf und strich das Haar aus der Stirn. „Ich sag's den Brüdern nach dem Frühmahl, Herr Ohm,“ klang es ruhig von ihren Lippen.

„Gott segne Deinen Entschluß, mein Kind, und gebe, daß er uns allen zum Heile gereiche,“ sprach der Bischof bewegt, und schlug das Zeichen des Kreuzes über ihr.

Nach dem Frühmahl, zu dem der Pater nicht

erschienen war, teilte die junge Gräfin in kurzen Worten ihren Brüdern mit, daß sie gesonnen sei, der Werbung des Grafen Wartenberg Gehör zu schenken.

Es war, wie der Bischof gesagt hatte, — sie mußte einen Sturm von Fragen und Vorwürfen über sich ergehen lassen, aber sie blieb standhaft, bis endlich Walter ausrief: „So kann Dich nur unser Ohm mit jener Drohung dazu bewegt haben.“

Da trat sie auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm, und schaute in sein zorngerötetes Gesicht. „Ich wechselte mit dem hochwürdigsten Ohm kein Wort, seit ich gestern Euch verließ, bis ich ihm heute meinen Entschluß mittheilte. Warum willst Du mir das, was ich doch tun muß, gar so sehr erschweren, Walter?“

„Weil ich nicht will, daß Du, unsere einzige Schwester, unglücklich wirst Dein Leben lang! Daß den Wolf doch kommen, er wird finden, daß er sich an unseren Mauern seine Raubzähne ausbrechen kann,“ rief Walter flammend.

„Und so Rötteln doch fällt?“ beharrte Elisabeth.

„So fallen die Röttler Grafen zuvor, und mein letzter Dolchstoß wär' in Dein Herz, Elisabeth! Ich wüßt' Dich schon vor dem Wolf zu schützen.“

Innig schlang das Mädchen beide Arme um den Bruder und flüsterte: „Mein Wilder, hab' Dank für Deine Liebe! Aber ich darf nicht nachgeben! Walter, ich hab' etwas zu sühnen, und nur solches Opfer kann es. Es ist meine Pflicht, also

zu handeln, und ihre Pflicht taten die Röttler doch immer.“

Grenzenloses Staunen malte sich in seinem Antlitz, er wollte fragen, aber Elisabeth legte ihm bittend die Hand auf den Mund.

„Walter, bitte, nicht fragen,“ murmelte sie mit schwankender Stimme, „laß mich, es ist meine Pflicht!“

Er preßte sie an sich. „So helfe Dir Gott,“ sprach er finster, „ich aber hoffe, die Heiligen haben ein Einsehen, und legen etwas in den Weg, also, daß diese unheilvolle Verbindung nimmer zu stande komme.“

Am Nachmittag zog der Bischof fort, aber nur finstere Gesichter schauten ihm nach.

* * *

Aus dem Tagebuch des Paters.

Am 4. Junius.

Herr, allbarmherziger Gott, ist es denn möglich? Ich kann das, so heute hier geschehen ist, noch immer nicht fassen! Elisabeth, die holde, lichte Waldblume, sie will dem finsternen Grafen von dem Raubnest jenseits des Rheines folgen als Ehegemahl? Was ist's, das sie zu solchem Schritt zwingt? Liebe? — — — So mir nur nicht so entsetzlich weh wäre, könnte mich das Lachen anwandeln bei dem Gedanken! Alles andere als Liebe für den Grafen sprach aus ihrem Blick, da sie mir diese Kunde heute selbst mittheilte. Es war, da der Bischof

fortgeritten war, und ich ihn mit dem Grafen zum Thor hinaus geleitete. Daß etwas geschehen sein müsse, so tief in das Leben hier eingreife, hatte ich an den finsternen Gesichtern der Herren gesehen. Lutold gab dem Bischof das Geleit gen Basel, die Grafen Walter und Otto blieben noch im Hof mit Balthasar und Wilbold, und ich schritt nach oben. Am Brunnen im kleinen Zwinger blieb ich stehen, und schaute über die niedere Mauer in den Wald. Da tönten leichte Schritte hinter mir, — Elisabet stand neben mir. Fast trat ich erschrocken zurück, da ich in ihr Antlitz schaute, — weiß war es, und in den Augen lag ein Ausdruck, der mich an ein zum Tode getroffenes Reh gemahnte.

„Um Gott, Herrin, was ist geschehen?“ fragte ich, — sie aber hob die Hand und sagte mit fast klangloser Stimme: „Wünschet mir Glück, Vater Hubertus, ich habe mich heute dem Grafen von Wartenberg anverlobt.“

Wäre ein Blitz vor mir niedergefahren, ich hätte kaum betäubter dastehen können! Schier fassungslos starrte ich sie an, — bis ich ihre Hand ergriff und nur sagte: „Möcht' es Euch nie gereuen.“ Mehr konnt' ich nicht reden, ich hab' mich gewandt und bin gegangen, maßen ich sonst nicht Herr meiner selbst geblieben wäre!

Glück wünschen konnt' ich ihr nicht!

Solches war heut Nachmittag, jetzt ist es Mitternacht. Von den Stunden, so dazwischen liegen, will ich nicht viel schreiben, — — — — daß sie mir

nimmer angehören konnte, mußte ich ja! Konnte auch gar wohl wissen, daß sie über kurz oder lang einem folgen würde als Gemahl, aber ich vermeine, solches zu tragen wäre mir nimmer so schwer geworden, so ich gesehen hätte, sie sei glücklich.

Nun aber! — — —

O Elisabet, ich leide um Dich noch schwerer denn durch mein eigen Weh! Ich kann nur eines wünschen, möcht' es Dich nie gereuen, — — ich kann's nicht glauben, da Du diesem, grade diesem gern Dein Wort gabst! Mir ist, als stünde eine treibende Macht hinter Dir, die Dich dazu zwingt.

Ich konnte in diesen hangen Stunden nur eines flehen: Barmherziger, gib ihr Kraft dieses zu tragen, — ihr und mir!

Den 10. Junius.

Es lieget schwül über Rötteln, gleich als wenn ein Unwetter im Nahen sei. Graf Walters Rede klingt befehlender denn sonst, und eiserner sind die Züge seines edlen Antlizes. Graf Otto schauet finster drein, und auch auf Lutolds offenem, sonst so heiterem Gesicht siehet man nur noch ein Lächeln, so ihn Ursula anredet. Zu Elisabet aber sind sie alle von liebevoller Güte.

Ich hörte gestern, wie Graf Walter zu ihr sagte: „So Du denn vermeinest, es sei Deine Pflicht, diesen Weg zu gehen, nun wohl, so hindern wir Dich nimmer. Daß es uns aber sehr sauer ankommt, Dich dorthin mit diesem Manne zu lassen,

kannst Du uns nimmer verargen. Und wenn Du dann noch gerne gingest.“

Da lehnte sie das Haupt an seine Schulter, und er küßte ihr Haar, — ich aber wandte mich schnell ab — — — —

Gestern kam, hoch zu Roß, ihr Verlobter. Wir waren alle im Saal, da er hineinkam, von Lutold geleitet. Elisabet wollte ihm einen Schritt entgegen gehen, konnte aber nicht, so sehr zitterte sie. Er kam näher, nahm ihre Hand und küßte sie mehrere Male. Sie ließ es geschehen, aber ich sah, wie blaß sie war, — noch mehr denn sonst.

Die Verlobung wurde so kurz als möglich gemacht; es folgte ein Mahl, bei dem fast niemand etwas genoß, nur der Wartenberger fleißig dem Wein zusprach. Hierauf zog er von dannen, „dieweil er noch Geschäfte in Basel hätte beim Herrn Heinrich, dem hochwürdigsten Bischof.“

Ich atmete auf, da er fort war, und gleich mir ging's auch den anderen, — ja, Graf Walter rief dem Davonziehenden etwas nach, das wahrlich nicht ein Segenswunsch war!

Was nützt aber solches alles? Was nützt es auch, so ich viel darüber schreibe? Es macht mir das Herz doch nicht leichter, — — ist mir's doch zu Mute gleich als hingen schwere Stücke Blei an meiner Seele, also, daß sie sich nimmermehr aufraffen kann!

Am 15. Junius.

Gestern abend, es war wohl schon die zehnte Stunde, ging ich zur Kapelle hinab um zu beten. Ist doch anhaltend Gebet das einzige, so mir hilft in dieser bangen Zeit, und lern' ich doch dadurch immer mehr mich Ihm zu beugen, der da von Herzen sagen konnte: nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!

Aber zum einsamen Beten ist es diesmal nicht gekommen, ich sollt' mir nicht Trost holen, sondern ihn geben, — und noch ist mein ganzes Herz in Aufruhr vor Zorn, Weh und Schmerz.

Da ich in die Kapelle trat, sah ich eine regungslose Gestalt auf den Stufen vor dem Altar liegen. Ich ging näher, und erkannte Elisabeth. Da sie sich lange nicht regte, besorgte ich, es könne ihr etwas geschehen sein, beugte mich über sie, legte leise die Hand auf ihren Arm und sagte: „Herrin, vergebet, so ich vielleicht Euer Gebet störe, mir ist aber, als ob Ihr nicht betet, sondern Euch vielmehr etwas geschehen sein möge.“

Sie hob das Gesicht empor und sagte: „Ich betete nicht, ich muß nur denken, immer denken, ob ich die Kraft haben werde meine Pflicht zu tun, — sie ist so schwer, so unsagbar schwer.“

Es war das erste Mal, daß sie also zu mir sprach, — ich hob sie auf und führte sie zu einem Stuhl. „Warum denn, Herrin, ist's Eure Pflicht?“

fragte ich, „wer macht es Euch zur Pflicht, wer zwingt Euch zu diesem unseligen Verlöbniß?“

Da kam's über ihre Lippen, eine lange Geschichte über allerlei, so der Graf zum Bischof gesagt, und dieser den Röttler Herren wiederholt hat, — ich will's nicht näher schreiben, mein ganzes Inneres ist darob in Aufruhr geraten! Der Bischof ist mein geistlicher Herr und Vorgesetzter, ich soll nimmer über ihn urtheilen, am lezten ihn richten, und ich will's ja auch nicht tun. Aber doch kann ich die Frage nimmer unterdrücken: warum theilte er denn überhaupt Elisabet den Handel mit, da er doch ihrer ersten Antwort sicher war? Ich kann den Herrn nimmer begreifen, und — — doch nein, ich will nicht weiter denken, ist doch so schon Zorn genug in mir ob der ganzen Geschichte, und im Wort des Höchsten stehet geschrieben: Des Menschen Zorn tut nicht, das vor Gott gut ist! Ich möcht' am Ende eine Äußerung hinschreiben, so nicht recht ist, — da will ich lieber schweigen. Der Höchste hat es zugelassen, daß es so kam, daß auch Elisabet des Bischof's Worte hören mußte, — — guter Gott, und nun meint sie, sie müsse viel Blutvergießen verhüten durch ihr Wort, und gab es deshalb dem Wartenberger!

Aber nicht deshalb allein, sie fügte noch hinzu: „Zudem habe ich etwas zu sühnen, das geschehen ist, und ich auch Euch, Herr Vater, nimmer sagen kann, da soll dies meine Sühne sein.“

Was hat sie damit gemeint, und was sollt' ich

ihr darauf sagen? Ach, all mein eigen Weh trat zurück in diesen Augenblicken, da ich in ihr leidvoll Antlig sah. Ich hatte nur den einen Wunsch, sie trösten, ihr helfen zu können, sie über die schweren Stunden hinweg zu bringen, ihr Ruhe und Frieden verschaffen zu können!

„Herrin,“ hob ich an, „nichts geschiehet ohne den Willen, oder die Zulassung Gottes, des Höchsten. Von Eurer Pflicht, diesen Weg zu gehen, will ich nicht reden, es leuchtet mir dieses nicht ganz ein. So Ihr aber glaubt damit etwas sühnen zu müssen, kann ich nichts dawider sagen, obgleich ich nicht wüßte, was Ihr, o Herrin, solltet begangen haben, das einer lebenslänglichen Sühne bedürfe! Ich bin nun der festen Zuversicht, so dies der Weg und Wille Gottes ist, wird die Sache ihren Lauf gehen. Alsdann aber werdet Ihr, Elisabet, die Kraft Gottes dazu bekommen, das Opfer wird Euch leichter werden, und aus dem, das uns jetzt so unheilvoll dünkt, kann noch ein Segen blühen. So Gott aber nicht das Opfer von Euch verlangt, hat er Wege genug, es zu verhindern, ehe denn es zur Ausführung kommt, — und er wird es alsdann hindern. Vertrauet ihm, o Herrin.“

„Ja, ich will's tun,“ entgegnete sie leise, „an Eure Worte will ich gedenken, so ich wieder verzage, und Gott wird mir helfen.“

Ich drückte ihre Hand, und wurde jetzt erst gewahr, daß ich sie die ganze Zeit in der meinen gehalten hatte, — — und sie hatte sie mir gelassen!

Auch jetzt entzog sie sie mir nicht, und sagte nach wenigen Minuten: „Herr Vater, Ihr begehrt vor etlicher Zeit heim gen Einsiedeln zu ziehen. Ich bat Euch damals zu bleiben, und ich bitt' Euch heut' noch einmal darum: bleibt. Tut es wenigstens so lange, bis ich fortziehe, — ich — ich möchte von Euch allein den priesterlichen Segen zu meiner Vermählung mitnehmen, so sie geschieht.“

Zuerst wollt' ich heftig „nein, nein“ rufen, — ist's doch schier zu viel, was sie bat, — — und doch sagte ich ihr „ich bleibe!“

O Elisabet, so der Tag einmal anbrechen sollte, müßte der Höchste doppelt Erbarmen mit mir haben, — maßen ich sonst nimmer kann ruhig hören, wie Du Dein Wort einem anderen gibst, — und Dich dann segnen soll zu einem Bunde, dagegen Dein ganzes Herz sich sträubet!

Wir saßen noch lange still beieinander, bis ich mein Herz in lautem Gebet zu dem Herrn erhob, und ihren Weg, auch Rötteln und den ganzen unseligen Krieg vor seinen Thron legte, und Ihm alles befahl. Während ich also betete, neigte sie ihre Stirn auf meine Hand, und ich fühlte zwei heiße Tränen. Da wir die Kapelle verließen, lag ein friedevoller Zug auf ihrem Antlitz, und sie sagte: „Vater Hubertus, ich danke Euch! Seit ich mit Euch heute sprach, schaue ich mutiger vorwärts.“

„O Herrin, das tut,“ antwortete ich ihr, „und denkt daran, der Höchste ist ein Erbarmender und er

legt uns nur so viel auf, als wir auch tragen können.“

Jetzt ist die Mitternacht längst dahin, der Schlaf flieht mich, wie schon so oft, aber mein Herz ist stiller geworden und mit Dank gegen meinen Herrn erfüllt, daß ich ihr Trost geben durfte.



Erstes Kapitel.

Auf waldumstandener Höhe des Wülpisberges, nicht weit von der heutigen Stadt Brugg entfernt, thronte die Habichts- oder Habsburg.

Sie war nicht groß und machtvoll wie manche andere Burg, aber trotzig schaute sie ins Land hinein, fest und dick waren ihre Mauern, und manch harter Kopf hatte sich schon daran eingerannt.

Hier hauste Rudolf, der mächtige Graf, mit Anna Gertrud, seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Hohenberg aus Schwaben, und seinen lieblichen Töchtern. Von hier aus beherrschte er sein weites Besitztum, sah überall selbst nach dem Rechten, wehrte den Händeln der Raubritter, wo er konnte, und schaffte den Unterdrückten Recht.

Das hinderte ihn aber durchaus nicht, selbst den gewaltsamen Krieg gegen Heinrich, den Bischof von Basel, zu führen, um die höchste Machtstellung zu gewinnen.

Er war vor einiger Zeit zu seinem Stammsitz heimgekehrt, und leitete nun von hier aus vorsichtig und mit großer Überlegung die Fäden der Rüstungen zu dem bevorstehenden, erneuten Kampf mit Herrn Heinrich.

Im Mittersaal seiner Beste tagte heute eine große Versammlung.

Die Träger bekannter und bedeutender Namen saßen um die Tafel beisammen, und ernst war die Beratung, die sie führten.

Obenan, auf dem Ehrenplatz, saß Rudolf selbst.

Er war eine große, schlanke Erscheinung, die aber von sehniger Kraft sprach. Sein Antlitz war blaß, seine Züge immer, und so auch heute, tiefernt. Über der stark gebogenen Adlernase saßen ein paar Augen, aus denen eiserne Willenskraft sprach, und die gefurchte Stirn war kahl, da er seinen Haarwuchs früh verloren hatte.

Ihm zur Seite hatte Berthold, der Abt von Sankt Gallen, seinen Platz, und an diese beiden schlossen sich in bunter Reihe die Grafen von Fürstenberg, Neuenburg, Badenweiler, die edlen Herren aus Schwyz, von der Insel Schwanau im Rowerzer See, aus Uri und Unterwalden, und Walter von Alingen, einer von Rudolfs Getreuesten. Auch etliche der Ritter vom Stern waren da, die Edlen von Eptingen, Biktum, von Neustein, von Ufheim, Krass, und grade dem Habsburger Grafen gegenüber saß der finstere Herr von Magerell.

Vor jedem der Herren stand ein großer Humpen, und diensteifrige Knappen und Pagen sorgten dafür, daß der Wein in den Krügen nicht alle wurde.

Es war eine lebhaftere Unterhaltung im Gange, bis endlich der Graf von Habsburg den Becher, aus dem er eben getrunken hatte, hart auf den Tisch

setzte, und mit tiefer Stimme, die durch den ganzen Saal drang, also begann: „Ihr wisset, hochedle Herren, liebe Freunde und gute Nachbarn, daß ich Euch herlud, diemeil allerlei wichtiges zu sagen und zu beraten sei. Die Zeit des Waffenstillstandes ist bald dahin, wir sind im Junius und im Obstmond*) ist er beendet; da gibt es noch viel zu rüsten, auch zu bedenken. Ich vermeinte, es sei am besten, so jeder von Euch vorher wisse, wo er einzusetzen und anzugreifen habe, maßen alsdann jeder seine Rüstungen besser vorbereiten kann.“

„Ihr habt recht, Habsburger Graf, recht, wie Ihr in allem das rechte trefft,“ antwortete Herr von Makerell. „Nur bitt' ich Euch um eines, schließt von allen Euren anderen Plänen uns, die Ritter vom Stern, aus, und führet uns nur gegen eine Stadt, gegen Basel selbst. Dort wollen wir alsdann beweisen, daß man nicht so ohne weiteres edle Herren hinausweisen kann, und uns gelüftet mit dem Herrn Bischof ein Wörtlein zu reden, bei dem ihm die Ohren klingen sollen.“

Ein flüchtig Lächeln glitt über das ernste Antlitz des Grafen, und er sprach: „Dafür ist gesorget. Doch für's erste fehlet heute, wie Ihr sehet, ein gar mächtiger Herr, dessen Hilfe mir wert gewesen wäre, und die uns verloren ist, das ist der Wolf von Wartenberg.“

„Der Wolf, — ja, wo ist er?“ riefen mehrere Stimmen durcheinander, „wir vermißten ihn schon!“

*) September.

„Er ist bischöflich geworden,“ fuhr Rudolf fort, „und solches um den Preis der Hand der Gräfin Elisabeth von Rötteln.“

„Nun, schlecht ist sein Geschmaç nicht,“ lachte der Herr von Kraff.

Etliche aber fuhren zornig in die Höhe: „Das soll ihm mit dem Schwert heimgezahlt werden.“

„Ruhig Blut, Ihr Herren,“ mahnte der Abt von Sankt Gallen, „mit Zorn ist hier nichts ausgerichtet. Wir brauchen Taten, nicht Worte, hier gilt's zu handeln, so die Zeit da ist, nicht vorher das Schwert ziehen, — dieweil es sonst, so man es braucht, aus der Scheide schon fort ist.“

„Herr Abt, Ihr werdet grob,“ erhigte sich der Herr von Ramstein; „Ihr vergesset, daß Ihr nicht Euresgleichen vor Euch sehet, — da möchte man von viel Worten und wenig Taten reden, denn —“

„Genug der Zänkereien,“ fuhr Graf Rudolf heftig dazwischen, „so Ihr, die Ihr Bundesgenossen seid, Euch in Zank und Streit verrennt, was soll aus der gemeinsamen Sache werden? Höret jetzt, was ich Euch allen kund zu tun habe.“

Die Ritter vom Stern bleiben in meiner Nähe und gehen mit meinen Mannen; ich greife zuerst die Burg Tüfenstein an, die der Bischof sich durch Tauschhandel erworben. So wir ihrer habhaft geworden sind und sie geschleift haben, ziehen wir gen Säckingen, allwo wir Hauptlager beziehen. Wann wir gegen Basel ziehen, muß die Zeit lehren, auch haben wir vorher die Burg Werra im Werratal,

die der Bischof neu hat erbauen lassen, zu nehmen. In dem Bärenfeller Herrn hat sie gar gute, freundnachbarliche Hilfe, — dorthin braucht's Kräfte! Die Hauptmacht aber gilt Rötteln, da gehe ich selbst hin. Und Ihr, Herr von Ufheim, ziehet, so nichts anderes kommt, gegen den Wartenberg.“

„Und will dem Wartenberger heimzahlen, daß er uns um eines Weibes willen im Stich ließ,“ rief der Ufheimer Herr.

Rudolf von Habsburg lächelte ein wenig und sagte: „Schaden könnt's nimmer, so ihm ein wenig die Krallen beschnitten würden!“

Der Abt von Sankt Gallen erhob sich, gebot den Knappen alle Pokale zu füllen, nahm den seinen zur Hand und rief: „Nun Ihr Herren, Nagelprobe auf ein gut Gelingen unserer Pläne und siegreiche Beendung des Krieges.“

„Recht so, Abt Berthold, auf den Sieg, und unser Führer, der Habsburger Graf, soll leben,“ schrieen alle durcheinander, — — dann wurde es still, — und da sich die edlen Herren setzten, fand sich kein Tropfen des Trankes mehr in den Bechern, also daß die Knappen sich zu eilen hatten, sie neu zu füllen.

Bis spät in die Nacht hinein ging das Belage, dann zogen noch zur Nachtzeit etliche der Herren von dannen, andere blieben bis zum Morgen, alle aber gingen mit erneuter Hingabe für ihren Führer.

Es war einige Wochen später.

Der Sommer war mit seiner Pracht ins Land gezogen, im Burggarten zu Rötteln dufteten die Rosen in herrlicher Fülle, auf dichtbelaubten Bäumen reifte die Kirsche, und der Wein im Weinberg neben dem Garten hatte große Trauben angefüllt.

Es war um die Abendzeit.

Ein köstlicher Julitag ging seinem Ende entgegen, vom Schwarzwald kam ein erfrischender Wind.

Auf einer Bank saßen Odalsinde und Elisabeth schweigend beieinander und schauten in den sinkenden Abend. In einem Seitengang wandelten Rutold und Ursula auf und nieder in lebhaftem Geplauder, Walter war in den Zwinger hinabgegangen, angeblich um Befehle für den nächsten Tag zu geben, in Wirklichkeit aber, um mit Wilbold die Fertigstellung des unterirdischen Ganges zu besprechen, und Otto war nach Basel geritten.

Daran dachte Elisabeth, und tiefe Trauer überkam sie darüber, daß diese beide Menschen, Otto ihr Bruder und Odalsinde seine Gemahlin, sich so wenig verstanden. Das war allein der Grund, daß Otto so oft fort war, sie wußte es nur zu gut.

Seit der Hochzeit war eine gewisse Ruhelosigkeit über ihn gekommen, finstere Falten begannen sich in sein Gesicht zu graben, — und Elisabeth hatte schon manchmal bittere Tränen darüber vergossen.

Und doch hätten diese beiden Menschen so gut zu einander passen können! Beide aus edlem Geschlecht, beide mit einem warmen, tiefen Gemüt begabt.

Wie tief es bei Oda war, das mußte ja keiner besser wie Elisabet, die es bei dem Tode der Mutter und in der nachfolgenden schweren Zeit reichlich erfahren hatte.

War's nicht möglich, daß es doch noch einmal zwischen diesen beiden anders werden konnte?

„Ich will es in Gottes Hände legen,“ dachte sie und faltete unwillkürlich die ihren, „was er in seinen Händen hat, wird gut auf jeden Fall.“

Welche Art Gedanken aber mochten Odalsinde bewegt haben? Sie mußten wohl ziemlich den gleichen Weg gegangen sein, denn ein bitterer Zug lag um ihren Mund, als sie jetzt das Antlitz Elisabet zuwandte.

Sie nahm ihre Hand und sagte: „Wie beklage ich es, daß Du, gerade Du, zu solch einem liebeleeren und kalten Leben Dich hast entschließen können, Elisabet, die Du so ganz dazu angetan bist zu beglücken und beglückt zu werden. Würdest Du es kennen, wie ich es kennen gelernt habe, — keine Macht der Erde würde Dich dazu bringen können, des bin ich sicher.“

„Just eben dachte ich Deines traurigen Lebens, Oda, — meiner dachte ich allerdings nicht dabei, — und mir fielen Worte ein, so mir unser Vater gesagt, da ich ihm einmal meine bangen Sorgen über Eure Heirat sagte. Er sprach: „Leget es in Gottes Hände, was er in seinen Händen hat, wird gut auf jeden Fall.“ Das Wort hat mich schon oft

getröstet. Oda, ich bin gewiß, es wird noch einmal anders werden.“

„Ja anders, — aber nur noch kälter,“ sprach die Burgherrin düster, „wo keine Liebe ist, kann keine erzwungen werden.“

„Das ist wohl richtig,“ entgegnete traurig Elisabeth, „aber Du könntest den Höchsten anflehen, die Abneigung gegen Deinen Gemahl Dir zu nehmen, Du könntest Deine Augen mehr für seine guten Eigenschaften öffnen, und also würde es Dir vielleicht gelingen, ihn weniger zu hassen.“

„Ich ihn hassen,“ rief die schöne Frau mit hervorbrechender Leidenschaft, und schlug die Hände vor das Gesicht, „o wenn ich es könnte, — — ich wollt's mit jedem Atemzug tun!“

„Oda, — — dann — dann liebst Du Deinen Gemahl,“ sprach Elisabeth fast bebend vor Überraschung.

„Sprich's nicht aus,“ bat Oda hastig, und lehnte das erglühende Antlitz an Elisabeths Schulter.

„Und doch ist's so,“ sprach diese, und ein glückliches Lächeln verklärte ihr zartes Gesicht, „Oda, Oda, nun weiß ich gewiß, es wird alles gut! Er muß es ja erfahren, und wie könnte er anders, als Dich in Deiner strahlenden Schönheit wieder lieben, und dann — o dann wird doch noch wieder das Glück auf Rütteln einziehen.“

„Elisabet, er darf es nicht erfahren, hörst Du, er darf nicht,“ rief Oda in höchster Erregung, und preßte die schlanken Hände ineinander, „so ich

wüßte, Du verrietest mich mit einer Silbe, ich bliebe nicht eine Stunde länger hier oben! Er soll mich lieben lernen, ohne zu wissen, daß ihm mein Herz gehöret, — und so er es nicht lernet, will ich mein Leben lang kalt neben ihm hergehen.“

„Sei ruhig, Du stolzes Herz,“ antwortete die junge Gräfin liebevoll, „von mir soll er's denn nimmer erfahren. Aber Oda, versprich mir eines zu tun, leg' Deine Liebe und Dein Leben in die Hände unseres hochgelobten Erlösers und bitte ihn es gut zu machen.“

„Stundenlang habe ich drum vor der heiligen Katharina, meiner Schutzpatronin, gelegen,“ antwortete Oda, mit aufsteigenden Tränen kämpfend, „aber keine Hilfe ist mir geworden, auch nicht von der heiligen Jungfrau.“

„Sie halfen auch mir nimmer,“ sagte Elisabet sanft, „da ließ ich sie und ging zu dem Erlöser selbst, — und er half.“

„Wie wär' solches möglich,“ fragte Odalsinde halb erstaunt, halb erschreckt, „wie darf ein sündhaft Menschenkind dem großen Gott anders nahen, denn durch die lieben Heiligen?“

„Also dachte auch ich,“ sprach das Mädchen weiter, „da zeigte mir unser Vater einen anderen Weg. Ich meinte auch zuerst, ich dürfte ihn nimmer gehen, aber da mir in manchen Kämpfen keine Hilfe wurde, ging ich ihn doch, zaghaft und furchtsam. Und der Herr der Welt half mir, also daß nunmehr

ein lieblicher Friede mein müdes und krankes Herz erfüllet.“

„O Elisabet, solches ist ja ein — ein — wie nannte es doch unser Vater Marcus, — ja richtig, eine Ketzerei, und erklärte mir, es sei ein Abwenden von der heiligen Kirche zu Irrlehren, so der böse Feind, der Teufel“ — sie schlug das Zeichen des Kreuzes, — „versucht in die Herzen zu säen, also, daß es sich schon an etlichen Orten, zwar noch heimlich und versteckt, reget.“

„Das glaube ich nimmer,“ entgegnete Elisabet ruhig und bestimmt; „Vater Rubertus sagte mir's und wies mir den Weg, den er selbst auch gehet; und was er sagt und tut, ist gewißlich keine Sünde.“

Solches wollt' ich auch nimmer damit sagen,“ sprach Oda schnell, — „ach, so ich wüßt', ich fände Ruh und Frieden, ich wollt' den Weg gewißlich auch gehen.“

„Du findest beides, Oda,“ versicherte Elisabet, „versuch' es einmal.“

Die junge Burgherrin erwiderte nichts, aber ihr inniger Händedruck antwortete Elisabet deutlich genug.

Es war kurz nach Mitternacht, als Oda im Wohngemach ihres Hauses, am Fenster sitzend, durch die Stille der Nacht Hufschlag unten im Thal hörte. Nicht lange nachher vernahm sie einen raschen Schritt auf dem Hof, an dem sie ihren Gemahl erkannte.

Sie hörte ihn hinaufkommen, auch, wie sein Schritt zögernd wurde, als er sich dem Wohngemach

näherte, in dem er den Lichtschein bemerkt haben mußte, — da öffnete sie kurz entschlossen die Thür, und stand dem erstaunten Grafen gegenüber.

Sie hatte nach dem Gespräch mit Elisabeth gar wohl gefühlt, daß sie oft hätte anders handeln müssen, — sie wußte gar wohl, daß sie mit ihrer Kälte ihn oft tief verletzt hatte. Nun drängte es sie, ihm heute noch freundlich zu begegnen, und mit der Ausführung des in diesen stillen Nachtstunden gefaßten Entschlusses, ein besseres Verhältnis herbeizuführen, sofort zu beginnen.

„Odalsinde, ist etwas geschehen?“ fragte er halb erstaunt, doch mehr erschreckt.

„Nein,“ sprach sie fast verlegen, „ich vermeinte nur, nach dem Abendritt an diesem heißen Tage würde Euch ein Labetrunk willkommen sein, und bereitete einen solchen. Wollt Ihr eintreten?“

Sie wies nach dem Tisch, auf dem ein Krug Wein und ein Becher stand.

Otto war zu erstaunt, um sogleich Worte zu finden, aber er trat ein und nahm am Tisch Platz.

Eine Kerze erhellte notdürftig das behagliche Gemach, so sah er nicht die tiefe Röthe, die Odalsindes Wangen färbte, während sie schweigend den Becher füllte und ihm darbot.

„Wollt Ihr ihn mir kredenzen?“ fragte er hastig.

Sie trank ein wenig, und er nahm den Becher und leerte ihn mit einem Zuge.

„Das tat gut,“ sprach er, und strich sich mit

der Hand durch das volle Haar, „ich danke Euch für Eure Freundlichkeit, Odalsinde, der Ritt war ermüdend — —“

„Müßtet Ihr ihn heute Abend noch unternehmen?“ fragte sie teilnehmend.

„Ich mußte nicht, nein,“ entgegnete er, und seine Stirn zog sich zusammen, „ich wollte nur. — Waret Ihr im Garten?“

„Ja,“ sagte sie, „und der Abend war so schön hier.“

„Ich wollt' ihn Euch nicht verkümmern, darum ritt ich,“ sprach er schnell.

Odalsinde zuckte unmerklich zusammen, — — da war schon wieder die gefürchtete Kälte.

„Solches fürchtete ich fast zu hören,“ erwiderte sie beinahe herbe, „es ist bitter für mich zu wissen, daß Euch meine Gegenwart so oft hinwegtreibt.“

„Odalsinde, nein, so war es nicht gemeint,“ rief er, „ich hoffte, daß Ihr Euch des schönen Abends ergözen würdet, und wollt' Euch nicht durch meine Gegenwart an Eure — —“ wieder erschien die finstere Falte, — „an die Fesseln erinnern.“

Sie schüttelte den Kopf und schwieg.

Er sah ihr abgewandtes Gesicht, und er bereute unfreundlich gewesen zu sein, da sie ihm so freundlich heute begegnet war.

Er stand rasch auf und trat vor sie hin.

„Odalsinde, wär's Euch lieb, so ich weniger ritte? Wär's Euch lieb, so ich jeweilen bei Euch im Garten wäre oder hier im Wohngemach?“

Er sah nicht das Zucken um ihre Lippen, aber er mußte doch wohl ein leises Beben aus ihrer Stimme herausgemerkt haben, als sie stoßend antwortete: „Mir — ich — — ich hätt' es wohl gern, aber Ihr müßtet Euch nur dazu zwingen — —“

„Nein, so Ihr freundlich seid gleich heute, würd' ich mich nicht zwingen müssen, — da wär' es mir eine Freude, jeweilen in Eurer Gesellschaft eine Stunde zu verleben, so Ihr es verstattet.“

Er ergriff ihre lose herabhängende Hand und wartete auf Antwort, — aber sie schwieg.

„Darf ich zuweilen Euch Gesellschaft leisten?“ fragte er sich herabbeugend.

„Ja,“ entgegnete sie, das schöne Antlitz zu ihm emporhebend und ihn frei anschauend, „kommt.“

„Habt Dank! Dank auch für diese halbe Stunde! Nun ruhet Euch, gute Nacht, Odalsinde.“

Rasch schritt er hinaus.

Sie saß noch lange mit verschlungenen Händen, den Kopf darauf gebeugt, und ihre Seele schlug den Weg ein, den ihr Elisabet gezeigt hatte, — sie redete mit dem, der allen seinen Menschenkindern einen offenen Zugang zum Vaterherzen Gottes gebracht hatte.

Otto aber fand nicht die Ruhe, auf die er nach dem Ritt gehofft, — er dachte der plötzlichen Änderung im Wesen seiner Gemahlin.

Er hatte die Hoffnung längst aufgegeben eine Verständigung herbeizuführen, nach dem heutigen Abend regte sie sich wieder, — — die Zukunft erschien ihm plötzlich nicht mehr so trostlos dunkel.

*

*

*

Aus dem Tagebuch des Paters.

Burg Rötteln, am 25. Juli.

Heute unternahm ich gleich nach dem Mittagsmahl einen Weg nach dem Ehrifchonaberge zu Antonius. Da ich aus dem Hause trat, sah ich Elisabet auf der niederen Mauer sitzen, die Hände lässig gefaltet, mit weltfernem Blick. Wie weh tat mein Herz bei ihrem Anblick, wie zart und bleich ist meine Waldblume geworden! Aber ein Ausdruck stillen Friedens lag auf den reinen Zügen. Mochte sie merken, daß sie angeschaut wurde? Sie wandte den Kopf zu mir, da trat ich zu ihr und fragte sie, ob sie eine Botschaft für Antonius hätte.

„Keine,“ sagte sie, „erzählet ihm von meiner Verlobung, und so er fragt, ob ich glücklich sei, so saget ihm, ja, in Gott, und solches hätte ich durch Pater Hubertus gelernt!“

Dann fügte sie noch hinzu: „Wie gerne käm’ ich mit Euch, wißt Ihr noch, wie einst?“

Elisabet, das war kein gut erinnern! Mich überkam’s mit zwingender Gewalt, ich preßte ihre Hand an mein Gesicht und stürzte davon! Ob ich mich verriet — ich weiß nicht, ich bin auch nur ein Mensch!

Antonius schaute mich seltsam an, da ich ihm von Elisabets Verlobung alles gesagt, auch ihre Botschaft ausgerichtet hatte. Er nickte ein paar Mal, alsdann nahm er meine Hand und sagte langsam: „Mich will bedünken — es sei recht, daß es also

lam. Jehova hält seine Augen offen über seinen Kindern Tag und Nacht, und Elisabet ist sein Kind. So aber dieses nicht geschehen wäre, — hättest Du von Kotteln gehen müssen, Hubertus, — — — weißt Du das?“

Eine glühende Röthe stieg in meinem Gesicht auf, ich entgegnete leise: „Ich wollt' auch gehen, damals schon, als Gräfin Edelgundis das Zeitliche segnete. Elisabet selbst hat mich zu bleiben, da sie des Zuspruches nimmer entraten könne, — — und ich blieb. Nunmehr, da sie sich versprochen, mag sie wohl geglaubet haben, ich wolle gehen. Ist auch solches mein Vornehmen gewesen, doch hatte ich noch nicht darüber geredet. Nun hat sie aufs neue gebeten, ich solle bleiben, — — — und ihren Ehebund einsegnen.“

„Wirst Du solches können?“ fragte Antonius zweifelnd.

„Ich hoffe,“ sprach ich düster, „oder besser: ich muß, — so ich mich nicht verraten will.“

Der Alte schüttelte nachdenklich das ehrwürdige Haupt.

„Es tut doch nimmer gut,“ sagte er, „so ein Mönchlein der Mauern entledigt und in die Welt gesandt wird, — zumal dann, wenn sein Weg ihn nicht zum Volk, sondern gleich in Schlösser führet. Dort ist der Boden glatt, und so alsdann einem unberührten Herzen ein Wesen begegnet gleich der Waldblume, ist's nimmer zu verwundern, so das menschliche Herz sein Recht verlanget. Euer Abt

in Einsiedeln hätt' sich dreimal besinnen sollen, ehe denn er Dich fortließ. — — Doch der Allmächtige hilft Dir hindurch, sintemalen Du, mein Bruder, eine aufrichtige Seele bist.“

Ich konnt' ihm nur fest die Hand drücken, und sagte nichts.

Nach einer Weile fuhr Antonius fort, die Hand erhebend und gen Süden weisend: „Siehe, wie sich dort in eisiger Schönheit und Reinheit die Häupter der Alpen erheben und klar am blauen Himmel abzeichnen. Selten schaut man sie so wie heute. Sie waren, ehe denn wir waren, — sie werden sein, wenn längst neue Geschlechter hier weilen, und von Rötteln und dem Wartenberg vielleicht nur noch Mauern stehen.“

Aber noch unwandelbarer denn sie ist die Treue Gottes, mit der er solche Herzen wie Deines, mein Bruder, die ihm angehören, löset, wo sie noch ans Irdische gefesselt sind. Zwar führet er sie durch dunkle Tiefen, aber er hält sie fest, also daß sie nicht fallen können, und hilft ihnen zum Lichte. Auch Du wirst das Licht schauen, harre nur.“

„Wohl, — doch ich hoffe nur aufs himmlische,“ sagte ich leise.

„Das aber vergehet auch nimmer,“ sprach Antonius, „und es leuchtet ewig, also daß keine Dunkelheit mehr sein wird.“

Wieder schwiegen wir lange, endlich sagte Antonius: „Wie kam's, daß Du geistlich wurdest?“

Erzähle mir's, doch so es Dir leidvolle Erinnerungen weckt, so sage es und schweige."

„Leidvolle Erinnerungen? nein,“ sprach ich sinnend. Zwar sind mir in letzter Zeit des öftern die Gedanken gekommen, wie's doch vielleicht so anders gewesen wär', wenn mein Vater mich hätte den Ritterstand erwählen lassen. Aber alsbald hab' ich mir gesagt, daß ich dann nimmer der geistlichen Segnungen teilhaftig geworden wäre, nimmer das Heil in Christo erkannt hätte. Solches ist aber doch tausendmal werter, denn als Ritter große Taten tun, — — oder sich ein irdisch Glück zu erringen!

Diese Gedanken sprach ich auch zu Antonio aus, und erzählte ihm alsdann meine Geschichte. Dabei kam doch ein Weh über mich, daß mit mir mein Geschlecht ausstirbt und verlöscht, — aber Antonius sprach: „Desto heller leuchtet es in der Ewigkeit und ist dort unvergessen, Rubertus!“

Noch lange sprach er gleich einem Vater mild und weich mir zu, alsdann ging ich heim zur Burg, geleitet von seinem Segen.

O mein Gott, wären nur erst die nächsten Wochen dahin! Aber ich will stark sein und still!

Am 26.

Gestern am Abend saßen wir alle im Burggärtlein beisammen. Die Herren waren in Basel gewesen zu einer Unterredung mit dem Bischof, jetzt teilten sie uns einiges davon mit. Wohl nur

noch kurze Zeit, und Graf Lutold ziehet gen Werra. Die beiden anderen Grafen halten Rötteln, Herr Hugh von Marschalke, der Bürgermeister von Basel, übernimmt die Verteidigung der Stadt, indes sein Sohn mit Lutold zieht.

Nachher sprachen wir von allerlei anderem, nur eines blieb unberührt, Elisabets Fortgang von Rötteln.

Da wir in der zehnten Stunde einander gute Nacht wünschten, geschah etwas, so mich halb rührte, halb freute. Ich stand, gegen Walter gewendet, und merkte, wie ihm Gräfin Ursula die Hand schüchtern hinstreckte und leise sagte: „Gute Nacht.“

Walter hielt die schlanken Finger in seiner großen Hand fest und fragte leise: „Wollet Ihr mir nicht einmal sagen: „Gute Nacht, Walter?“

Einen Moment schwieg sie, dann hörte ich sie flüstern: „Gute Nacht, Walter.“

„Gute Nacht, Ursula!“ erwiderte er, aber seine Stimme klang anders denn sonst — mild und weich...

Walter! Walter!

Heute früh war Elisabet bei Antonius. Gieselbert, der Knappe, mußte sie begleiten, — — wie gerne hätte ich es getan aber nein, es ist besser so!

Bleich war sie, da sie wiederkam, und sah mich zuweilen traurig an, — ob Antonius ihr meine Geschichte erzählt hat? Mag sein, doch ist es schließlich auch gleich!

Herr, hilf mir!



Zwölftes Kapitel.

Die Zeit verstrich.

Auf Rötteln hatte man alle Hände voll zu tun mit Vorbereitungen für Elisabeths Vermählung.

Es war beschlossen, daß die Hochzeit in der Mitte des August stattfinden sollte, kurz bevor der lange Waffenstillstand beendet war.

So hatte es Wolf von Wartenberg gewünscht, und Elisabeth fand nichts dagegen einzuwenden.

Wenige Tage nach der Hochzeit wollte er dann mit seinen Mannen zum Heere des Bischofs unter des Homburgers Oberbefehl stoßen, natürlich nicht ohne genügend starke Besatzung auf dem Wartenberg zu lassen, die Burg und sein Gemahl zu schützen.

„Nur noch acht Tage, dann ziehest Du fort,“ sagte Odalsinde eines Morgens zu ihrer Schwägerin, „mir hängt vor der Trennung.“

„Der Wartenberg und Rötteln sind nicht gar so weit voneinander,“ entgegnete Elisabeth tröstend, „wir werden uns des öfteren sehen, Oda. Auch bleibt Dein bester Freund hier, und es gereicht mir zur besonderen Freude, daß ich Dir den Weg zu ihm weisen konnte. Du wirst es nun mehr und mehr erfassen, daß wir zu dem Allmächtigen persönlich nahen dürfen, und er unserer Seele Frieden schenkt.“

„Ich danke Dir, daß Du mir den Weg zeigtest.“

Sie waren beschäftigt Sinnen zusammenzulegen, und setzten ihre Arbeit fort ohne zu reden. Elisabeths Antlitz trug den Stempel völliger Ruhe, sie wußte, was Gott in seinen Händen hat, wird gut auf jeden Fall.

Auch an diesem Morgen war ihr diese Gewißheit zu einer Quelle der Freude geworden, fast lag ein Zug der Heiterkeit auf ihren Zügen und mit freundlichem Wort scherzte sie mit ihrem weißen Mädchen.

Oda schaute sie verwundert an, sagte aber nichts.

Es war drückend heiß an diesem Tage. Schon seit vierzehn Tage leuchtete die Sonne von einem wolkenlosen Himmel hernieder. Well und schlaff hingen die Blätter an den Bäumen herab, vom Staub der Wege grau bedeckt, die Vöglein zwitscherten nicht so munter wie sonst, und träge schlich die Wiese im Tal dahin.

„Ich kann fast nimmer,“ sagte Oda gegen den Mittag und sank aufseufzend in einen Stuhl, „die Hitze ist schier unerträglich.“

„So mach' mit mir einen Ritt in das Tal hinab,“ schlug Elisabeth vor — aber die Burgherrin hob abwehrend beide Hände.

„Bei dieser Glut, — und vergiffest Du, was ich noch zu schaffen habe für das Fest?“

Elisabeth schwieg, aber der Gedanke an einen Ritt blieb in ihr haften.

Schon wollte sie nach der Mittagstafel ihren

Bruder Lutold auffordern sie zu begleiten, da sah sie, wie er mit Ursula in den Burggarten hinabging, und nun mochte sie seine Freude nicht stören.

Plötzlich fiel ihr Auge auf den Vater, der eben hinaus schritt, — — — eine ungestüme Sehnsucht erfaßte sie, nur einmal noch mit ihm allein einen Ritt zu machen wie damals nach dem Chrischona-berge, — — sie überlegte auch nicht, sie dachte nicht weiter, — — sie rief ihn, und er trat zu ihr.

„Reitet mit mir gen Schoppsheim!“

Er wurde blaß und senkte das Haupt. „Es tut nicht gut“, wollte er sagen, aber er sprach es nicht aus, sondern fragte nur mit eigentümlicher Betonung: „Befehlet Ihr, Herrin?“

„Ich befehle,“ sprach sie schnell.

„Wann?“

„Sogleich! In einer halben Stunde bin ich fertig.“

Er nickte und ging, auch sie eilte hinauf in ihr Gemach.

Mit fieberhafter Eile kleidete sie sich um, und stand schon vor der festgesetzten Zeit im Hofe. Bald nach ihr kam auch Hubertus. Sie gingen zusammen hinunter in den Zwinger, wo ein Knappe die Pferde bereit hielt.

„Tut's gerne, Herr Vater,“ bat Elisabeth, als sie sah, wie langsam er zu Pferde stieg.

Er wendete das Gesicht ein wenig zur Seite.

„Ich begleite Euch gern, Herrin!“ — —

Lächerlich auch wär's gewesen, wenn er ihr

hätt' sagen wollen, wie ihn eine unerklärliche Angst beim Gedanken an den Ritt gefaßt hatte, wie er sie noch jetzt viel lieber vom Pferde gehoben und sie beschworen hätte, daheim zu bleiben . . . wie sollte er das begründen?

So schwieg er, und in raschem Trapp ritten sie dahin, den Burgweg hinab zum Tal.

Über und über waren die Tiere mit Schweiß bedeckt, als sie nach anderthalbstündigem Ritt in Schopfheim anlangten.

„Wir müssen eine längere Pause machen und können nicht allsogleich umkehren,“ sagte Elisabet, „die Tiere müssen ruhen.“

Sie übergaben sie dem Knechte eines großen Wirtshauses, das dicht am Wege stand und nahmen unter einer großen Linde Platz.

Wenig hatten sie unterwegs geredet, auch jetzt wollte kein richtiges Gespräch in Gang kommen, bis Rubertus den Bann gewaltsam brach und von Einsiedeln allerlei zu berichten anfing. Da lauschte sie gespannt, und schnell war eine Stunde verflogen.

„Ich will nach den Tieren sehen,“ sprach er aufstehend, und blickte dabei nach dem Himmel, weil der helle Sonnenschein verschwunden war.

„Herrin, wir müssen heimwärts,“ sagte er schnell, „und das eilends. Ein Wetter ziehet herauf.“

Nun sah auch sie, wie sich eine weiße Dunstschicht vor die Sonne gelegt hatte, geballte Wolken standen zu Hauf, und der Horizont hatte, soweit sie sehen konnte, eine schwarzgraue Färbung angenommen.

„Endlich scheint der ersehnte Regen kommen zu wollen,“ sprach sie, „doch es wär' nicht allzu angenehm, so er uns überraschte. Laßt uns eilen.“

„Ich fürcht', er ist schneller denn wir,“ sagte Rubertus besorgt, und wieder überfiel ihn eine unerklärliche Angst; „die Luft ist bleischwer, das Wetter ziehet mit Wind, wär' es nicht vielleicht besser, wir blieben hier?“

Sie beobachtete einen Augenblick die Wolken.

„Es zieht sehr langsam, wir sind daheim ehe es kommt,“ entgegnete sie dann, „auch würden sich die Unseren sorgen, so wir nicht kommen, — wir wollen es wagen.“

„Nun denn in Gottes Namen, aber schnell,“ erwiderte der Vater.

Rasch wurden die Pferde vorgeführt und im scharfem Trapp gings den Weg dahin.

Aber noch hatten sie kaum die Hälfte zurückgelegt, da brauste ein Sturmwind daher, dem beängstigende Stille folgte, die nur das dumpfe Rollen des Donners unterbrach. Schwer hingen die Wolken über ihnen, von zuckenden Blitzen zerteilt.

Die Pferde jagten dahin, als ahnten sie eine drohende Gefahr.

Jetzt brach das Gewitter mit voller Gewalt los. Unaufhörlich flammten die Blitze, — krachende Schläge folgten, der Sturm raste, und schwere Tropfen fielen.

Die Pferde bäumten sich hoch bei jedem neuen Blitz, um dann fast dahin zu fliegen.

Der Pater hatte mit raschem Griff Elisabets Hand, die die Zügel hielt, gefaßt, um über das Tier, das sie kaum noch händigen konnte, die Macht zu behalten.

„Herr Gott, wir sind in Deiner Hand,“ sprach er leise bei dem immer stärker werdenden Toben der Elemente.

Da trat plötzlich eine furchtbare Stille ein, — — der Sturm verstummte, — der Regen hörte auf — links am Wege tauchten die Häuser von Brombach auf, sie bogen rechts in den Wald noch wenige Minuten, und Rötteln war von dieser Seite erreicht, — sie waren geborgen!

Schon wollte Rubertus aufatmen, — da — ein Flammenmeer — ein Schlag, daß die Erde bebte — ein Splintern und Krachen — kerzengerade bäumte sich sein Tier — zugleich fühlte er einen Ruck an seiner Hand — betäubt und geblendet mußte er sekundenlang die Augen schließen.

Dabei prasselte der Regen nieder, und mit neuer Gewalt heulte der Sturm durch den Wald.

Gewaltsam öffnete der Pater die Augen — — um mit einem entsehten Schrei zur Erde zu springen — die Stelle neben ihm war leer!

Er blickte umher, — da sah er rechts am Wege, hart an ihm, eine vom Blitz getroffene, völlig zersplitterte Eiche, die Krone war auf den Weg geschleudert, — und links im nassen Grafe unter einem Baum lag eine regungslose Gestalt.

Dem Pater wollte das Blut erstarren, mit

einem Sprung war er dort und kniete neben Elisabeth. Der Hut war ihr vom Kopfe geflogen, totenblaß war das Antlitz, aus einer tiefen Wunde am Haupt sickerte Blut heraus und färbte die blonden Haare rot.

Wie Fieberfrost schüttelte ihn die Angst, aber er preßte die Rippen aufeinander jetzt galt es, Herr seiner selbst zu bleiben, denn hier tat eilende Hilfe not!

Behutsam hob er sie auf und trug sie zu seinem Roß, das zitternd mit gesenktem Kopfe da stand . . von dem anderen Tier war nichts zu sehen. Er schlang die Zügel um einen Baum, nahm die bewußtlose Gestalt in seine Arme und trug sie die wenigen Schritte zum Burgtor hinauf.

„Rasch nach Basel zum Arzt,“ rief er im Vorbeigehen dem entsetzten Torwächter zu, und noch bevor er mit seiner teuren Last zur Oberburg kam, jagte unten ein Knappe mit zwei tüchtigen Pferden der Stadt zu.

Inzwischen hatte das Gewitter nachgelassen, es schien, als wäre seine Gewalt mit diesem entsetzlichen Schlage gebrochen, nur der Regen fiel noch gleichmäßig hernieder, ferner und ferner rollte der Donner.

Rubertus achtete es nicht, daß das Wasser ihm aus dem Gewand floß . . . ihn beherrschte nur ein Gedanke: Hilfe!

Gerade als er auf den oberen Burghof kam, trat Walter aus dem Herrenhause, hinter ihm Odal-

finde, die besorgt um Elisabet und Rubertus auf den Söller steigen wollte um nach ihnen auszuspähen.

Mit weit geöffneten Augen starrte sie auf den Mann und seine Last, auch Walter war zuerst wie versteinert, dann aber war er mit einem Schritt beim Vater und nahm dem völlig Erschöpften Elisabet ab.

Jetzt raffte sich auch Odalsinde auf und flog hinauf, ein Lager zu rüsten. Wenige Minuten später lag Elisabet in ihrem Gemach, mit zitternder Hand suchte Odalsinde das noch immer rinnende Blut zu stillen und aus den Haaren zu entfernen, und stumm und still umstanden die anderen das Lager. Zu jäh war dieser neue Schlag über sie gekommen, und hatte sie bis ins Innerste erschüttert.

Der Vater saß in einem Lehnstuhl und sprach nichts, — gab keine Antwort, als Rutold ihn leise fragte, wie es geschehen, — er sah nur eins das todesbleiche Gesicht.

So verrann eine lange, bange Stunde. Elisabet hatte die Augen noch nicht aufgeschlagen, kaum merklich ging der Atem. Totenstille herrschte ringsum, keinen Laut hörte man als hin und wieder ein leises Flüstern der Geschwister.

Auf den Höfen standen in Gruppen die Mägde und Knechte, Bagen und Knappen beisammen, alle Arbeit ruhte, die Kunde von dem Geschehenen hatte ihre Herzen aufs tiefste erregt. Aller Gedanken weilten oben in dem stillen Gemach, und manche

Träne floß aus Sorge um das Leben der geliebten, jungen Herrin.

Endlich kam der Arzt.

Mit bebender Angst hingen besonders Odalfinde's Blicke an ihm, wie er wieder und wieder Elisabet untersuchte. Immer ernster wurde sein Gesicht — — — endlich wandte er sich zu Otto, der gleich den anderen atemlos auf seinen Ausspruch wartete.

„Soll ich Euch die Wahrheit sagen, edler Graf?“

„Die volle,“ antwortete Otto schnell mit gepreßter Stimme.

Da sprach er zögernd: „Der Fall war zu hart, die Wunde ist zu tief, und — es wird mir schwer, so bitteres zu sagen, — die Gräfin wird nur noch bis zum Morgen leben.“

Tiefes Schweigen folgte diesen inhaltschweren Worten.

Otto schlang schnell den Arm um seine wankende Gemahlin, Walter ballte die Hand und biß die Zähne aufeinander, Lutold beugte sich zu der leise schluchzenden Ursula und doch rannen ihm selbst Tränen des bittersten Schmerzes über die Wangen.

Mit eisernem Griff faßte Walter des Arztes Rechte.

„Verlangt was Ihr wollt, alles sollt Ihr haben, — nur wendet Eure ganze Kunst an, rettet das Leben meiner Schwester!“

„Meine Kunst ist hier zu Ende,“ entgegnete der

Mann, traurig den Kopf schüttelnd, „ich kann nichts mehr tun.“

Er entfernte sich, nachdem er noch einmal den Verband erneuert und die Bereitung eines Tränk-
leins verordnet hatte.

Stunde auf Stunde verrann — die Nacht brach an.

Sturm und Regen hatten aufgehört, hell strahlte der Mond hernieder auf die neubelebte Erde.

In Elisabets Gemach zitterte der Schein einiger Kerzen, mehrmals hatte Odalsinde sich über das Mädchen gebeugt, — noch immer ging leise der Atem. Plötzlich schlug sie die Augen auf, halb erstaunt ging ihr Blick von einem zum andern. Wie suchend schaute sie noch einmal umher. Das sah der Vater und trat an ihr Lager. —

„Elisabet,“ sprach er mit weicher Stimme, sich über sie beugend.

Ein glückliches Lächeln flog über das liebliche Gesicht, leise flüsterte sie: „O Vater Hubertus, Ihr seid unverletzt? und hier? — bleibt hier — bei mir — wollt Ihr?“

„Gewiß Elisabet, ich bleibe. Leidet Ihr sehr?“

„Nein,“ sprach sie, „nur müde bin ich, sehr, sehr müde. Wißt Ihr, wie alles geschah?“

„Nein Elisabet,“ erwiderte er, „ich weiß nur, daß es entsetzlich war.“

Sie winkte Oda näher und sprach leise: „Vater Hubertus hielt mein Pferd, diemeil ich schon fast die Gewalt darüber verloren hatte. Da kam der

Blick und Schlag, ich sah den Baum stürzen, fühlte, wie mein Tier zur Seite sprang und mich abschleuderte, — weiter weiß ich nichts mehr.“

Sie schwieg erschöpft, Odalsinde gab ihr etwas Wein, nach einigen Minuten fuhr sie fort: „Ich weiß, daß ich nicht mehr viel Zeit habe, ich fühle es. Sagt meinem Verlobten einen Abschiedsgruß! Ich wollte durch das Wort, so ich ihm gab, viel Blutvergießen hindern, ich hoffe, mein Opfer hat genügt, wenngleich ich es nicht ganz vollbringen kann. Rubertus, wisset Ihr noch, wie Ihr mir sagtet, so Gott mein Opfer nicht wollte, hätte er Wege genug, es zu hindern? Jetzt hat er es gehindert, anders zwar denn wir damals wohl dachten, — aber doch gut.“

„Für Euch gut, Elisabet. Ihr gehet in die ewige Freude, uns bleibt das Leid, murmelte Rubertus tonlos.

Odalsinde aber lehnte den Kopf an die Kissen und sprach mit erstickter Stimme: „Mit Dir nimmt mir der Allmächtige alles, was ich hier noch hatte, — warum, o warum das?“

„Sprich nicht so, Oda,“ bat Elisabet, „Dein treuester Freund und Helfer bleibt Dir, und dann, — — o ich weiß gewiß, der Höchste hat noch ein großes, großes Glück für Dich, — — solches ist meine Freude.“

Sie versuchte über der Gräfin tränenüberströmte Wange zu streichen, aber kraftlos sank die Hand zurück; lange war es wieder still in dem Ge-

mach, dann sprach Elisabeth von neuem: „Willst Du mir etwas kaltes Wasser holen, Oda?“

Als die Burgherrin hinausgegangen war, winkte sie Otto näher zu sich. Er beugte sich tief herab, um ihre leisen Worte zu vernehmen.

„Hastest Du Dein Weib?“

Er zuckte zusammen . . . die Frage kam zu plötzlich! „Guter Gott, nein,“ sagte er verwirrt.

„So versuche sie zu lieben,“ bat sie; „Oda hat ein liebebedürftig Herz, sie ist eine Perle, sie verdient glücklich zu werden, — und möchte glücklich machen, mehr darf ich nicht sagen, — — willst Du meiner Worte gedenken, wenn ich nicht mehr bin, Otto?“

Da drückte er einen langen Kuß auf ihre Hand und seine Stimme bebte, als er antwortete: „Elisabeth, Du lässest mich einen Blick in eine glückliche Zukunft tun, o daß ich es Dir nicht mehr danken kann, wie ich möchte! Deine Worte will ich nie vergessen, — — Oda soll glücklich werden.“

In dem Augenblick trat die Gräfin mit dem Wasser ein, und dankbar nahm Elisabeth den erfrischenden Trunk. Danach bat sie um die letzte Ölung.

Dem Vater bebte die Hand, seine Stimme versagte ihm immer wieder, aber er brachte die heilige Handlung zu Ende. Er blieb neben dem Lager sitzen.

„Hubertus,“ sprach sie nach langer Pause, „wißt Ihr, wie Ihr mir einstmals sagtet, was Gott in seinen Händen hat, wird gut auf jeden Fall? Sehet,

das Wort hat mich oft getröstet, aber nunmehr habe ich es erst recht erfahren, ja er hat es gut mit mir gemacht.“

„Geht Ihr im Frieden heim?“ fragte er.

„Ganz im Frieden, auf das Verdienst meines hochgelobten Erlösers,“ antwortete sie mit seligem Lächeln.

Stunde um Stunde verstrich, schon färbte sich der Himmel im Osten purpurrot. Der erste Sonnenstrahl fiel in das Gemach.

Da richtete sich Elisabet plötzlich mit der letzten Kraft auf: „Stützt mich,“ bat sie.

Rasch schoben der Vater und Oda die Arme hinter sie — liebevoll ließ sie die Blicke von einem zum anderen gleiten — ihr Haupt sank müde an Hubertus Schulter — noch einmal blickte sie ihn an, und die klaren blauen Augen schlossen sich für immer.



Dreizehntes Kapitel.

Aus dem Tagebuch des Vaters.

Am 14. August.

Nun ist alles vorüber, alles! Elisabet, unsere Waldblume, ruhet in der kühlen Erde, und schlummert der Auferstehung entgegen. Mir ist zu Mute, als sei alles ein böser, schwerer Traum, aus dem ich endlich einmal erwachen müsse — aber die Stille in der Burg, die tränenden Frauenaugen, der leere Platz an der Tafel — — — o sie reden nur zu deutlich von dem, das geschehen.

Vier Tage sind es her, aber ich vermeine, der entsetzliche Augenblick im Walde, da ich sie unter dem Baume liegen sah — bewußtlos — wird mir mein Leben lang vor Augen stehen, — . . . gleich der langen, bangen Nacht, da Gott kam und mir das Teuerste, so die Erde für mich trug, zu sich nahm. Allbarmherziger, das waren Stunden der Qual!

Schier ist es mir ein Rätsel, woher ich die letzte Kraft nahm, ihr die letzte Ölung zu geben, und wie ein Nebel liegt es mir über dem, das nachher geschah. Ich sehe nur allüberall ihr holdes Antlitz vor mir. Gleich einer Schlummernden lag

sie im Sarge, da ich in der Nacht, die ihrem Hingang folgte, zu der Kapelle hinabkam und lange Stunden neben der Toten saß. Aber vor dem süßen Frieden, der diese reinen Züge verklärte, mußte aller laute Schmerz schweigen! Von der Stille und Ergebung, so in den letzten Wochen ihre Seele erfüllt hatte, lag ein Abglanz über ihr, — oder war's der Abglanz der Herrlichkeit, die nunmehr sie umfängt? Und daß ich ihr den Weg dorthin weisen durfte, daß ich ihr von der freien Gnade Gottes in Christo reden konnte . . . daß ich ihr damals, gleich da ihre Mutter dahingegangen war, die bange Furcht vor dem Fegefeuer nehmen durfte, maßen ich in den ganzen heiligen Büchern des Wortes Gottes nichts davon fand, — . . . das, o mein Gott, will ich Dir danken, so lange als ich lebe!

Elisabet, Du bist schon dort, wohin ich wandere — Du bist am Ziel, ich noch nicht! Schneller denn man es ahnen konnte, erreichst Du es, — wie lange werde ich noch pilgern müssen?

Solange es Gott gefällt, — — und dann sehen wir uns an seinem Thron wieder, — des will ich mich getrösten, so der Schmerz meine Seele zu sehr erfassen will. Sollte ich, nein, dürfte ich wünschen, Du wärest noch hier und gesund? So ich recht alles überdenke, muß ich mich vor dem Höchsten beugen und ihm sagen: „Unerforschlich sind Deine Wege, aber — sie sind gut!“ Was war wohl schlimmer für Dich, dieser schnelle Tod oder ein Leben, vertrauert an der Seite eines solchen Mannes? Gott

nahm Dein Opfer an, aber anders, denn wir zuerst meinten. Viel Blutvergießen hast Du gehindert, — es gab nur den einen Weg dazu, — aber das Schwerste ersparte Dir der Höchste selbst!

Empfand der Wartenberger Graf wohl tiefen, wahren Schmerz, da er an ihrem Sarge stand? Ein Bote war am Morgen zu ihm geritten und überbrachte ihm die Kunde, — zwei Stunden später war er hier. Wir hatten sie schon nach der Kapelle gebracht, zwischen einer Fülle von Blumen und Bäumen ruhte die Waldblume, und Kerzenschimmer leuchtete über sie hin. Lange stand er an ihrem Sarge mit gefurchter Stirn, wandte sich ohne ein Wort für die Röttler Herren und ging hinab, bestieg sein Roß und ritt heim. So tat er auch am anderen Tage, ritt auch heute, da wir vom Gottesacker kamen, alsbald heimwärts. Walter sagte ihm zu bleiben, aber er sprach: „Warum? Sie war das Band zwischen Euch und mir, nun ist es zerrissen, was soll ich hier?“

Viel Edle waren heut' gekommen, die Trauerkunde gelangte überall hin, allerorts war die Waldblume geliebt. Der Bischof segnete sie in der Kapelle ein, — heute schwand mein Groll gegen den würdigen Mann — er hat sie doch geliebt! Ihm rannen große Tränen über das Gesicht, da er die Hand aufhob zum Aussegnen und Ritter den Sarg aufhoben, um ihn den Burgweg hinab zum Friedhof zu tragen.

Dort sollt' ich sie zur letzten Ruhe einsegnen,
— — — — ich konnt' es nicht, hab' mich erst

gewaltsam fassen müssen. Da aber sah ich im Geist jenseits des Grabes den Erstandenen, der über Tod und Grab triumphiert und alle die Seinen nach sich ziehet. Solches gab mir große Kraft, also, daß ich über meine Waldblume den letzten Segen sprechen konnte. Dann haben sie den Hügel geschlossen, und ich bin in meines Zimmers Stille geflohen.

Nun ruhet sie!

Mein Herz zittert im Weh, wengleich ich mich in diesen Tagen und Nächten ganz dazu durchgerungen habe, daß ich sprechen kann: Dein Wille geschehe! Aber das Herz ist ein gar verzagt und und schwach Ding — — ich muß mich nur fragen, wie es möglich ist, daß in dem kleinen Menschenherzen solch groß Weh Raum haben kann.

Nun ist das Band zerstört, so mich an diese Welt fesselte. Der allmächtige Gott tat es mit einem Schnitt. Jetzt hat die Welt nichts mehr für mich — und ich nichts für die Welt! Aber das zerrissene Band hat der Herr in seiner unendlichen Liebe oben an seinem Thron angeknüpft, um mich nur desto fester hinaufzuziehen. Fortan wird mein Blick nimmer erdenwärts gerichtet sein, wohin er sonst, selbst so ich in Einsiedeln gewesen wäre, doch sich verirrt hätte, — — nein, nunmehr ist er nur himmelwärts gerichtet.

Morgen gehe ich zu Antonius, er ist der einzige, zu dem ich sprach von meinem Leid, — wie wird er die Kunde von ihrem Tod aufnehmen, so er sie noch nicht weiß? — — —

Dann aber will ich heim gen Einsiedeln. Mehr denn je zuvor verlangt es mich nach unseres Klosters stillem Frieden, nach meines ernstestn Freundes milden Worten, — — — und es ist ja jetzt niemand mehr hier, der da bittet: Bleibet!

Den 15. August.

Mein teurer Bruder Antonius ist heimgefahren, das ist das erste, so ich von neuem zu verzeichnen habe auf diesen Blättern, die schon von soviel und bittrem Leid reden. Ich ging heute in der Frühe des Morgens hinüber zu der Einsiedelei und hoffte auf eine gesegnete Stunde bei meinem alten Freunde. Da ich in der zehnten Stunde oben ankam, war die Hütte offen, aber von Antonius nichts zu sehen. Ich ging umher — suchte — rief nach ihm — nur das Echo antwortete mir.

Eine Bangigkeit besiel mich, es möchte ihm etwas begegnet sein, . . . ich wartete mehr denn eine Stunde, schließlich machte ich mich auf den Heimweg. Da ich langsam bergab stieg und durch das Dörflein Bettingen kam, so im Thal gelegen ist, begegnete mir ein Bauer, der mich grüßte und scheu stehen blieb. Auch ich blieb stehen und fragte ihn: „Sagt, guter Freund, wißt Ihr etwas von Antonius, dem frommen Alten dort oben?“

„Ach Hohehrwürden,“ sagte er da, „den trugen wir vor drei Tagen zu Grabe.“

Erschrocken schaute ich ihn an: „Er ist tot?“

„Ja Hochwürden, etliche von uns fanden ihn

vor fünf Tagen auf seinem Lager, da sie zu ihm wollten. Viel Wehklagens herrscht hier darob, wir haben ihn sehr geliebt! Oben im Kirchlein neben seiner Hütte haben wir ihn aufgestellt und dann auf dem kleinen Friedhof, so dort an der Kirche ist, sein Grab gegraben!“

Er wischte sich die feuchten Augen, ich danke ihm und bin wieder hinaufgestiegen. Das frische Grab fand ich gar bald, und lange, lange saß ich dort. So blieb ihm das Schwere, die Kunde von dem jähen Tode seiner Waldblume, erspart, — sie haben droben ein fröhlich Wiedersehen gefeiert. Auf meinem Lebenswege aber schloß sich ein zweites Grab über einem Herzen, das ich geliebt, und das mir teuer war gleich wie der Vater dem Sohn.

Als die gesegneten Stunden zogen an meinem Geist vorbei, die ich hier verlebt, . . . auch jene, da er den Blick in die Zukunft tat und das Licht sah, so einst in unserer Kirche aufgehen wird mit hellem Schein. O käm' die Zeit bald! Nun ich selbst an mir und anderen hab' erfahren dürfen, welche Kraft in den reinen Worten Gottes liegt, ist der Wunsch brennend in mir geworden: „Könnten es noch viele, viele erfahren!“ Doch es wird kommen — o Herr, mein Gott, laß es bald geschehen!

Der Trost, dessen ich so brennend gehofft, ist mir nicht geworden, nun Antonius heimgegangen. Aber ich bin ruhig darüber. Mein Trost ruht in Gott und in dem Erstandenen, dagegen schwindet der irdische, und so es der beste wäre!

Später bin ich heim, doch nicht ohne an Elisabets Grab zu beten. Zwar hat es mich dort wieder übermannen wollen, — die Wunde ist zu tief und noch zu frisch, — — aber ich getröste mich des Wiedersehens.

Am 20.

Es ist die zehnte Vormittagsstunde. Heute gleich nach dem Mittagsmahl zieht Graf Lutold von dannen, gen Werra, und ich — ziehe in drei Tagen gen Einsiedeln.

Heute nach dem Frühstück sagte ich es Graf Walter, daß ich heimwärts möchte. Er schaute mich lange an, tiefer Ernst lag in den blauen Augen, die sonst so sprühen und leuchten, — er strich den kurzen Bart und fragte: „Warum?“

Ich sagte ihm darauf: „Ich paß' nicht mehr für die Welt, und die Welt nicht mehr für mich, — mich verlangt nach Ruhe, — — nach Ruhe und Frieden.“ Er nickte nur und entgegnete: „Ziehet in Frieden! Des Friedens und der Ruhe Stätte ist Rötteln nimmer, und wird's noch weniger, so der Kampf um seine Mauern toben wird, — — und der kommt, kommt sicher! Ersatz für Euch zu finden wird schwer sein, Herr Vater. Ihr seid ein Mann, anders als die übrigen Pfaffen, Ihr habt mich Achtung vor Euresgleichen gelehret. Doch muß Ersatz geschafft werden, der Ohm kann mir vorläufig einen Priester aus Basel schicken, bis ich später selbst mit Eurem Abt reden kann, und er mir wieder einen aus Eurem Kloster gibt.“

Dann redeten wir noch allerlei, bis er seufzend ausrief: „Herr Vater, mir scheint, das Glück wich von Rötteln, seit wann und warum . . . ich weiß es nimmer! Erst starb die Mutter, da man schon meinte, der Tod sei aus dem Dorfe gezogen, — dann kam das Verhängnis über unsere Schwester und ihr schneller Tod, — was wird noch geschehen? Das Glück wich von uns, wird Rötteln es noch einmal sehen? Wie ein alt Weib, so plagen mich oft Ahnungen! Doch sollte Rötteln untergehen,“ — dabei sprang er auf und aus den Augen brachen Blicke, — „dann werden wir wissen, wie Männer zu sterben!“

„Graf Walter, um Gott, was redet Ihr,“ sprach ich erschrocken, „wie könnt Ihr an Röttelns Niedergang denken! Schauet Eure kraftvollen Brüder und Euch, — weil zwei schwere Schläge kamen, müssen keine weiteren kommen.“

„Wir werden uns auch dagegen wehren,“ sagte er, und die alte Tatkraft leuchtete von seinem Gesicht, „wenn es nicht überirdische Mächte sind, so gegen uns angehen, . . . mit den irdischen wollen wir schon fertig werden.“

So sprach er zuversichtlich, — ach, möcht' er nie getäuscht werden! Mein Flehen zu Gott ist um Röttelns und seines Geschlechtes Wohlfahrt, o möcht' es blühen bis in die spätesten Zeiten!

Grau in grau ist draußen die Landschaft, vom Rhein her wälzen sich schwere Nebelmassen, gleich einem See liegt es hin und her schiebend, bald

weiß, bald grau, bald schwärzlich gefärbt über dem ganzen Thal, daß selbst die Berge drüben völlig verschwunden sind. Dazu fällt ein dichter Regen schon seit der Nacht, — es ist ein unwirtlich Wetter! Drückend wirken solche Tage auf manch Gemüt, zumal dann, so es schon ohnehin schwer darauf lastet.

Es wär' mir lieber, so Sonnenschein heut' auf Lutold's Weg schiene, — ich glaub', er zöge leichter. Ach, wie viel gehet durch meinen Sinn, so ich einen nach dem anderen der drei Grafen anschau, und dazu Odalsinde, die Burgherrin, und Ursula betrachte. Ich kann nur immer wieder die Hände falten und beten, beten für jedes von ihnen „Herr Gott, erbarme Dich!“

Am Spätnachmittag des gleichen Tages.

Jetzt ist er davon gezogen, der jüngste der drei Herren, dessen fröhlich Lächeln und jugendschön Antlitz aller Herzen im Fluge gewann. Das war einst, — heut' ist es anders! Die Zeiten ändern sich, noch mehr die Menschen! Schön ist er noch immer . . . aber mich dünkt, er sei auf dem Wege, das Lachen nicht nur, sondern auch das Lächeln zu verlieren!

Der Tod der Mutter, das jähe Sterben der Schwester, dies beides konnte ihn wohl ernst machen, — — armer Mann, möcht' Dir ein dritter Schlag erspart bleiben! Ich fürcht' aber, er bleibt nicht aus, und er — fürchtet es wohl auch!

Gar stattlich sah er aus in der blinkenden Rüstung, da er zum letzten Mittagsmahl daheim in die Halle trat. Köstlich kleidete ihn das Panzerhemd mit dem gestickten, schweren Mantel aus blauem Tuch darüber, an der Seite hing sein Schwert, er war völlig gerüstet. Er schnallte es ab, warf den Mantel über einen Stuhl und aß schweigend mit uns. Nur so er etwas gefragt wurde, gab er kurze Antwort.

Nach dem Mahl trat er schnell auf Ursula zu, die ihm gegenüber gesessen.

„Wollet Ihr mein Schwert festschnallen, Ursula?“ fragte er leise; sie nickte und tat es. Da sie fertig war, hielt er ihre beiden Hände fest und schaute sie an. Ich stand allein in ihrer Nähe, die anderen beiden Grafen waren schon hinaus gegangen, da sie den Bruder ein Stück Wegs begleiten wollten, . . . vor dem Priester meinte er wohl keine Scheu haben zu dürfen.

„Ursula, denkt meiner,“ sprach er innig bittend, „vergeßt mich nimmer, wie ich stets Euer gedanke.“ Sie hatte ihm ruhig die Hände gelassen und blickte ihn unbefangen an. Von dem, das in seinen Augen lag, sah ich bei ihr — nichts!

„Wie sollt' ich Euer vergessen, Rutold,“ sagte sie mit tränenfeuchtem Blick, „ich werde Euch sehr vermiffen, Ihr waret mir stets ein treuer Bruder und Freund, mögen Euch die lieben Heiligen alle bewahren, daß wir uns fröhlich wiedersehen.“

Es zuckte seltsam über sein Antlitz. „Ich danke

Guch," sprach er sich abwendend, nahm den Mantel und ging hinaus. Wenige Minuten später ritt er davon mit seinen Brüdern und einem Häuflein erlesener Knechte, so ihn geleiten sollen nach Burg Werra. Dort harren sein als ihres Herrn des Bischofs Mannen. Wir blickten ihm trotz des Regens vom hohen Söller lange nach. Ursula schwenkte gleich der Herrin ihr Tüchlein, Graf Rutold sah sich oft um.

Ach, so er doch möchte des Trostes Quell in allem Leid kennen, wie Elisabeth ihn kennen gelernt hatte! Aber so ich auch des öfteren mit ihm davon hab' reden wollen, ich mußte immer wieder merken, daß er mir zuhörte, um mir nicht wehe zu tun, daß er aber mit ganz anderen Gedanken im Geist beschäftigt war. Er ist eben durch und durch ein Ritter und vermeinet, so er die heilige Messe höre und seine Gebete treulich sage, auch Gutes tue und der Frauen Schützer und Ritter sei um der heiligen Jungfrau willen und der Liebe zu ihr, so sei es genug. Ach, und er ahnt nicht, daß alles dies das Herz so leer lassen und nimmer Frieden und Ruhe geben kann, so die Seele krank und matt geworden ist!

Es dunkelt allbereits, der Regen fällt in Strömen hernieder, durch die Bäume im Burggarten streicht der Wind und schüttelt sie. Ich will hinab zur Kapelle und beten, — solches ist das beste Mittel, schwere Herzen leicht zu machen! Noch zwei Tage und ich ziehe davon. Ich gehe gern, nur von dem stillen Grab dort unten auf dem Friedhof wird es

mir schwer zu scheiden. Ach, daß ich es erst ganz vermöchte, nie mehr in das Grab zu schauen, sondern hinauf zu blicken zum Thron unseres Herrn, wo ihr verklärter Geist weilet! Noch kann ich es nicht ganz, aber ich muß es lernen. Herr hilf meiner Schwachheit!

* * *

Es war in der neunten Stunde. Walter und der Vater saßen in der Halle beisammen, und redeten bald von diesem, bald von jenem. Ursula saß bei ihnen und strich lieblosend über Ello's schwarzen Kopf, den das Tier auf ihren Schoß gelegt hatte. Odalsinde war vor einer halben Stunde hinaus gegangen, und Otto bald nachher gefolgt.

Plötzlich trat er wieder ein. „Ist Odalsinde hier?“

Erstaunt sah Walter auf. „Du sahest doch, daß sie hinausging, sie ist nicht zurückgekommen.“

„In ihrem Wohngemach ist sie auch nicht.“

„So wird sie sonst wo sein,“ sprach Walter gleichmütig.

Otto ging wieder.

Wo mochte sie sein? Sie sah so traurig aus am heutigen Abend, gern hätte er ihr ein freundlich Wort gesagt, und sein Elisabet gegebenes Versprechen, Oda glücklich zu machen, angefangen zu erfüllen, — nun war sie nicht zu finden. Er schritt zum Zwinger hinab und fragte Radigundis, ob ihre Herrin drunten sei.

Die Gürtelmagd hatte sie nicht gesehen. Die Antwort hörte aber einer der Knappen und berichtete dem Grafen, er hätte die Burgherrin vor einiger Zeit aus dem Thor schreiten sehen.

Ein Angstgefühl wollte sich Ottos bemächtigen, — — wo war sie hin — allein, so spät am Abend — — — in dem Wetter? Vielleicht zum Kirchhof . . . durchzuckte ihn ein Gedanke, und schnell entschlossen schlug er den Weg dorthin ein.

Wirklich sollte er Oda hier finden, sie war gekommen um zu beten. Sie hatte nicht des nassen Weges geachtet, nicht des kalten Windes, — sie merkte kaum, daß es aufgehört hatte zu regnen und nur von den Bäumen schwere Tropfen fielen, — — sie war an dem stillen Hügel in das feuchte Gras gesunken und ließ ihren Tränen ungehindert Lauf.

Hier sah es ja niemand außer Gott, zu dem sie flüchten wollte, immer verlassenener fühlte sie sich, immer einsamer auf der stolzen Burg, die Sehnsucht nach Elisabeths liebewarmem Herzen wurde immer größer, und dunkler als je zuvor schien ihr das Leben. Sie wußte noch nicht, daß Gott wunderbare Wege mit seinen Kindern geht, — und daß die Nacht, so sie am schwärzesten scheint, dem Licht des Morgens am nächsten ist, — aber sie sollte es bald erfahren, um es dann nie wieder zu vergessen.

Sie drückte das Gesicht in das Gras und schluchzte leise: „Elisabet, wie sehne ich mich nach Dir! Ach, seit der Allmächtige Dich mir nahm,

bin ich ganz verlassen! Niemand versteht mich, niemand trägt mit mir. O Gott verlaß Du mich nicht, an Dir hängt meine Seele, Du bist meine einzige Zuflucht! Du verstehst mich, — hab' Dank, daß ich zu Dir persönlich kommen darf" — — — immer leiser wurde ihre Stimme und erstarb schließlich ganz . . . aber Otto, der unhörbar im Grase näher gekommen war, hatte doch jedes ihrer Worte verstehen können.

Es wallte hoch in ihm auf, . . . o wie schwer hatte er an seinem Weibe gefehlt! Er hatte ja nie versucht, ihr Verständnis entgegenzubringen, hatte nie versucht, ihr Vertrauen zu gewinnen, und war zornig gewesen, als sie sich so völlig von ihm abschloß. Wer trug die Schuld an dem bisherigen Leben? Gewiß, sie war kalt, herb, stolz gewesen, — — aber war er ihr denn vom ersten Augenblick an, da sie sich vor Jahren sahen, anders als kalt und fremd entgegengetreten? Hätte nicht alles anders sein können, wenn er anders gewesen wäre? Und wie hatte Elisabet in ihrer letzten Stunde gesagt? „Oda hat ein liebebedürftig Herz, sie verdient glücklich zu werden und möchte glücklich machen," — er hatte diese Worte nicht vergessen, unauslöschlich standen sie in seinem Herzen.

Leise rief er ihren Namen, erschreckt hob sie das Haupt, . . . sie hatte nicht geahnt, daß sie nicht allein hier sei.

Rasch trat er zu ihr und beugte sich über sie. „Ich bins, Oda, Dein Gemahl," sprach er weich

und innig, „ich kam mein Weib zu suchen, weil ich mich um Dich sorgte.“

Sie antwortete nicht — konnte nicht sprechen — alle ihre Selbstbeherrschung, all ihr Stolz, all ihr zur Schau getragener Gleichmut hatte sie in dieser Stunde am Grabe verlassen.

Er legte die Hand leise auf ihre Schulter und sprach weiter: „Ich sah, daß Du heute besonders littest unter Elisabets Tod, — — warum gingest Du denn jezo hierher und liehest nicht oben Deine Tränen fließen, — weißt Du nimmer, wie sehr Du Dir hier schaden kannst?“

„Was liegt an mir!“ kam es da bitter und unaufhaltsam über ihre Lippen; „warum ich hierher kam? Weil ich Euch nimmer meine Tränen sehen lassen wollte, wie einst, weil hier das einzige Herz ruhet, das mich verstand, das einzige, so mir warme Liebe in Köttern entgegenbrachte, das einzige, das mit mir trug, — weil ichs nimmer aushielt dort oben in der Burg, — weil Ihr —“

„Oda, nicht weiter,“ bat er mit gepreßter Stimme, „ich weiß, Du hast ein Recht so zu reden, aber hör' mich an, was ich Dir jetzt sagen möchte. Versuche alles Vergangene zu vergessen, versuche in mir nicht den Gemahl zu sehen, dem Du aus Pflicht folgen mußtest, laß uns ein neu Leben anfangen!“

Er hob sie mit sanfter Gewalt auf und nahm ihre beiden Hände.

„Was ich schon längst, schon vor Jahren hätte tun sollen, ich tu es heute, Oda: ich werbe um Dich,

nicht dieweil ich muß, nein, dieweil mein Herz es will, aus reiner, treuer Minne zu Dir.“

Er fühlte wie ihre Hand eiskalt wurde und mußte schnell den Arm um ihre schwankende Gestalt legen.

Statt aller Antwort lehnte sie den stolzen Kopf an seine Schulter, er umschlang sie innig und sie weinte lange an seiner Brust.

„Vergib mir alles,“ bat sie endlich sich fassend.

Er schüttelte den Kopf. „Wir haben uns beide viel zu vergeben Oda, laß uns nimmermehr der Vergangenheit gedenken! So es aber geschieht, alsdann mit innigem Dank gegen die lieben Heiligen für die lichtvoll werdende Gegenwart.“

Eng umschlungen standen sie an dem Hügel, ab und zu leuchtete der Mond durch die zerrissenen Wolken, die am Himmel dahin zogen.

„Ach, daß Elisabeth diese Stunde nicht mehr erleben konnte,“ sprach Odalinde wehmütig, „wie wäre sie glücklich gewesen in unserem Glück.“

„Bist Du jetzt glücklich?“ fragte er bangend.

In dem Augenblick glitt ein Mondstrahl über sie hin, er schaute in ein paar strahlende, dunkle Augen. Dort mußte er wohl Antwort genug gelesen haben, — er preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Laß uns heimgehen,“ bat er endlich, „ich forge mich Deinethalben, Dir möchte die Nachtluft schaden.“

Hand in Hand gingen sie langsam den kurzen

Weg zum Schlosse hinauf. Oben am Thor blieb Otto stehen.

„Wirst Du Dich jezo wohler fühlen in Rötteln, Oda?“

„Es ist mein Heim, ich möchte nirgends lieber sein, denn hier,“ erwiderte sie innig.

Da hob er sie mit einem unterdrückten Jubelruf auf seine Arme und trug sie an dem staunenden Thorwächter vorüber in die Burg.

* *

Aus dem Tagebuch des Paters.

Am 22.

So ist nun doch endlich das Glück in Rötteln eingezogen.

Wie danke ich dem Allmächtigen, daß ich die letzte Aufzeichnung, so ich hier auf der Burg mache, mit solchen Worten beginnen darf!

Gestern Abend war es, zu später Stunde, schon hatte ich Graf Walter „Gute Nacht“ gewünscht und wollte gehen, als die Thür aufgerissen wurde und Graf Otto eintrat, sein Weib an der Hand. Ich sah allsogleich, daß etwas besonderes geschehen sein müsse, sein sonst so ernst Antlig leuchtete, und auf Odalsindes wunderholdem Gesicht lag ein glücklich Lächeln.

„Hier bringe ich Euch mein Weib,“ sprach der Graf vor uns tretend.

„Solches sehe ich,“ entgegnete Walter halb erstaunt, „vermeinst Du, Odalsinde sei mir fremd?“

Dann mußte auch er wohl dem Bruder in das Gesicht geschaut und allerlei entdeckt haben, er sprang auf und rief: „Otto, was ist's mit Euch?“

„An Elisabets Grab haben wir uns gefunden,“ sagte der Graf bewegt und zog sein Weib innig an sich, „nun wollen wir uns nimmer verlieren, nun bleiben wir beisammen, eins in Freud und Leid, — Walter, die Heiligen ließen uns das Glück finden, und nun — nun kannst Du uns Segen wünschen!“

Schon ehe er aufhörte zu reden, hing Ursula lachend und weinend an der Schwester Hals und jubelte unter Tränen: „Oda, Oda, wie bin ich froh, daß Du endlich glücklich bist.“

Walter aber hatte des Bruders beide Hände ergriffen, schaute ihn an und sprach kein Wort, aber in den blauen, leuchtenden Augen sah ich es seltsam glänzen! Hätt' den raschen, stürmischen Mann fast nicht solcher tiefen Bewegung fähig gehalten! Plötzlich ließ er den Bruder los, nahm Odas Hand und rief: „Base Sonnenstrahl, laßt Eure Schwester nunmehr einmal mir, maßen ich ihr sagen möchte: Gottwillkommen als Burgherrin, herzliche Schwägerin, wie freut es mich, daß mein Bruder solch traut Gemahl sein eigen nennen kann! Möge die heilige Jungfrau Euch segnen und Euer Glück schützen und mehren.“

Dabei drückte er ihr ohne weiteres einen Kuß auf die reine Stirn.

Ich aber gedachte des stillen Hügels dort unten, gedachte derer, die noch auf dem Totenbett Sorge

trug um des Bruders und der Schwägerin Glück, und mein Herz zog sich in bitterem Weh zusammen. Ach, so sie hätte diese Stunde erleben dürfen! Übervoll war meine Seele, ich trat auf die Glücklichen zu, fügte ihre Hände zusammen, und hab' ein laut und innig Gebet nicht zu den Heiligen, nein, zu unserem Herrn und Heiland emporgesandt, für sie beide und für Rötteln.

Das war eine gar bewegte Stunde!

Dann aber hat Walter von dem besten Wein bringen lassen, bis an den Rand wurden die Pokale gefüllt, und lange noch saßen wir beieinander. So frohe Gesichter als an dem Abend hat man hier oben schon seit Monden nicht gesehen. Allmächtiger, erhalte Du dieses Glück! Wache Du schirmend über diesen beiden, wache über Rötteln!

Solches geschah vorgestern an dem düstern Regen- und Nebeltage, gestern und heute strahlte die Sonne wieder hernieder, und neu belebt schaute die Natur zu ihr empor.

Wie schön ist die Welt hier, — wie wonnig schön!

Ich stand oben auf dem Söller und schaute in das Land, . . . mit bläulichem Duft übergossen waren die Schwarzwaldberge, weiß hoben sich scharf am blauen Himmel der Alpen schneebedeckte Häupter ab, im Westen sah man in matten Umrissen den Wasgenwald. Da wollt' es mir fast schwer werden von hier zu scheiden, von dem Ort, da ich des Lebens tiefstes Leid erfahren mußte, — aber es war nur

einen Augenblick, dann freute ich mich, daß ich heim durfte zu unseres Klosters Frieden.

Gestern am Morgen kam der Bote zurück, den ich gen Einsiedeln gesandt mit der Meldung, ich möchte heim, — er brachte mir des würdigen Abtes Gruß und den Bescheid: Weltmüden Kindern sei das Kloster stets offen, — ich solle kommen, sie warten meiner.

So hab' ich denn gestern schon Abschied genommen von den Stätten, so mir lieb und wert waren. Ich war am Nachmittage noch einmal zum Chrißonaberg. Hab' lang dort in der nun einsamen Einsiedlerhütte gefessen, die die Leut' im Dorf in Stand halten, falls wieder ein frommer Bruder des Wegs daher kommt, bin zum Grab Antonius' gegangen und hab' auch dort lang gefessen und der Vergangenheit gedacht. Zulezt war ich in der Kapelle zu beten, — wer weiß, wann ich wieder komme? Wohl nie! Und so es geschehen sollte, wie würd' ich dann wohl alles finden? — Was wird aus Dir, du schlicht Kirchlein, werden in der Zukunft? Also dacht' ich wehmütig, da ich vom Berge die Landstraße hinabstieg und mich noch einmal umwandte, ehe denn bei der Biegung des Weges das Kirchlein meinen Blicken entchwand. Viel Segen ging von dort aus, da Antonius lebte, — möcht' es in der Zukunft noch mehr geschehen!

Heut' am Spätnachmittag war ich an Elisabets Grab, — ach, das war der schwerste Abschied! Die ganze Zeit hier oben, die ich mit ihr verleben durfte,

zog an meinem Geist vorüber. Wieder sah ich meine Waldblume in ihrer holden lichten Schönheit vor mir, und sah die seelenvollen Augen im Tode brechen, — — — da hab' ich die gefalteten Hände auf die Brust gepreßt, weil ich meinte, das Herz müsse mir schier springen vor Weh, und hab' zu Gott gefleht: „Erbarm Dich meiner, die Last ist zu schwer!“ Je länger sie hier ruht, je mehr vermisse ich sie! All das bittere Leid, so ich durchlebt, all das, was ich durchkämpft, wurde in meiner Seele lebendig, bis ich das Gesicht in das Gras neigte, um mit meinem Erlöser zu reden. Da ward es anders, da wurde ich wieder stille.

Welche Gnade, daß wir zu ihm nahen dürfen, wir schwachen Geschöpfe zu dem ewigen Schöpfer! Und welch ein Trost zu wissen, man kommt ihm nie zu oft, so oft man auch kommt! Wie wird die Seele stille, so sie ins ewige Licht sich versenket und auf die Herrlichkeit schaut, die ihrer am Thron des Höchsten harret!

„Schlaf wohl, Elisabet, meine Waldblume, ruhe im Frieden Gottes, und der Herr lasse sein ewig Licht über Dir leuchten,“ also sprach ich noch leise, und strich lieblosend über das Gras des Hügels, dann bin ich gegangen.

Morgen in der Frühe zieh' ich fort, jetzt ist es bald Mitternacht. Die letzten Stunden hier oben will ich im Gebet zubringen. Ich will meinem Gott danken für die Zeit, so ich hier oben verleben durfte, will betend zurück und glaubend vorwärts schauen.

Rüttelns Geschick wird mir stets, auch in des Klosters Frieden, ein Gegenstand meiner Fürbitte bleiben. Du aber, mein Gott, halte Deine Augen offen über alle hier oben, und laß uns alle Deiner Gnade befohlen sein.



Vierzehntes Kapitel.

Der Herbst war gekommen und mit ihm das Ende des Waffenstillstandes. Hell auf war die Kriegsfackel gelodert, nun brannte sie fort in leuchtendem Feuer, ihr Schein fiel weit durch die Lande, Angst und Schrecken verbreitend.

Bischof Heinrich von Basel lag mit einem Heer vor der Stadt Mühlhausen im Breisgau, in Gemeinschaft mit dem Bischof von Straßburg, der sein Freund und Bundesgenosse geworden war. Dieses Bündnis und der Zug gegen die Stadt Mühlhausen, die habsburgisch Eigentum, war ein arger Strich gegen Rudolfs Rechnung gewesen, so daß er schleunigst den Befehlshabern seiner Scharen Boten sandte mit anderen Weisungen, als den zuerst erteilten.

Er berief die Herren nach Säckingen zum Hauptlager, und unternahm sofort einen Einfall ins Münstertal bei Basel, dem Bischof damit auf seine Belagerung Mühlhausens antwortend.

Sechs Tage hatte diese gedauert, nun kam die Kunde von Rudolfs plötzlichem Erscheinen zu Heinrich, rasch zog er mit den Seinen von Mühlhausen fort seiner Stadt zu Hilfe, und kam an, als Rudolf einige Dörfer sowie das Kloster im Münstertal eingäschert hatte und mit reicher Beute abgezogen war.

Wütend ballte er die Faust hinter dem schlauen Grafen, als er sah, er kam zu spät, aber der Graf hatte seinen Zweck erreicht, ihn von Mühlhausen fortzulocken.

Nachdem er nun Herrn Heinrich von dort entfernt wußte, nahm er seinen ursprünglichen Plan wieder auf und zog mit den Rittern vom Stern vor die Burg Lützenstein. Mit dieser Kunde zugleich erhielt Heinrich die Nachricht, daß der Graf von Wartenberg sich in seiner Burg verschanzt habe und nicht daran dächte, mit seinen Mannen zu Herrn Edo von der Homburg zu stoßen.

Einem Boten desselben hatte er finster geantwortet: „Was schert mich Bischof oder Graf! Ich will weder dem Hochmut des einen, noch des anderen zu Diensten sein. Sagt das Eurem Herrn, dem Homburger. Sagt ihm auch, ich tät' ihm kund, ich säß' allhier sicher und gut, und so sich jemand, ob bischöflich oder habsburgisch, zum Besuch hier einstellen tät', dem würd' ich eine Suppe kochen, so ihm übel bekömmlich wäre. Meine Mannen zielten gut und hätten scharfe Augen.“

„Ich will Dir's eintränken, Du Gefelle,“ murmelte der geistliche Herr grimmig, und Walter, der just bei ihm war, drückte ihm verständnisinnig die Hand: „Ich auch, Herr Ohm, ich auch!“

Um die Burg Lützenstein ging es indessen heiß her.

Nach tapferem Widerstand endlich gelang es dem Belagerer einen Feuerbrand in eine Scheune

zu werfen, die in wenigen Minuten in Flammen stand. Auch auf etliche Stallgebäude trug der Wind die Flammen, und die unter der Besatzung herrschende Eile des Feuers Herr zu werden, die Verwirrung, die entstand, als sie es nicht bewältigen konnten, benutzten die Habsburgischen. Sie erstiegen die Mauern neue Brände werfend, und waren bald Herren der Burg.

Nur wenige der Besatzung entrannten durch schnelle Flucht. Als Rudolf mit den Seinen zwei Tage später abzog, ragten nur noch rauchgeschwärzte Mauern empor, wo das feste Schloß gestanden hatte.

Es war inzwischen Ende November geworden, und Rudolf zog nach Säckingen ins Winterquartier.

Der Bischof setzte sich in Basel fest, — gebot doch die Jahreszeit von selbst Waffenstillstand.

Der Morgen des heiligen Weihnachtsabend brach an.

Ein dichtes Schneegestöber hatte mit kurzer Unterbrechung schon tagelang geherrscht, ein scharfer Nord blies aus vollen Baden, und wer nicht aus dem Hause gehen mußte, tat es nicht.

Odalsinde mit Ursula, Gundula der Schaffnerin und den beiden Gürtelmägde schafften eifrig in den Zimmern des Herrenhauses, — galt es doch alles doppelt schön bereiten, da Lutold für die Festtage nach der Heimat kam. Am Nachmittag wurde er erwartet, jetzt am Vormittag waren Otto und Walter in den Wald geritten, noch allerlei gutes

für die Küche zu schießen; dann nach der Mittagstafel wollten sie ihm entgegen reiten.

In dem großen Saal sah es einladend und gemütlich aus; schöne Tannenzweige schmückten die Wände und verbreiteten einen harzigen Duft in dem Raum; in großen Töpfen stand Buchsbaum in den Ecken, Tannenzweige, und Epheuranthen zierten auch die Tafel in der Mitte, die mit allerlei Überraschungen für die Hausbewohner bedeckt war, und in dem großen Kamin prasselte ein lustiges Feuer. Alles war wohl geordnet, Odalinde entließ die Mägde und schaute mit zufriedenen Blick über das Ganze hin.

Ihr dunkles Gewand, das in schweren Falten ausfiel, ließ ihre Gestalt königlich erscheinen, stolz trug sie den Kopf noch immer, aber eine zarte Röthe färbte die früher so bleichen Wangen, ihre dunklen Augen strahlten, ein glücklicher Ausdruck lag auf dem schönen Gesicht.

Ursula saß in einer Fensternische, hatte die Hände über dem Knie verschlungen und sah bewundernd ihre Schwester an. Ein schelmisches Lächeln huschte über ihr Antlitz, als sie sah, wie Odalinde überall noch ein wenig zu ändern fand.

Sie rief ihr endlich lachend zu: „Laß sein, Oda, 's ist wirklich alles gut und schön so, und nicht von nöten, daß Du noch mehr Mühe verwendest, Otto ist gewißlich schon jetzt, so er alles sieht, entzückt, solches kann ich Dir versichern, — und das ist die Hauptsache, denn für ihn allein schmückst Du ja alles!“

Sie schüttelte ihre langen, blonden Locken zurück, die ein blaues Band hielt, hob die weiße Burgkaze, die einst Elisabets Liebling gewesen und dann von Ursula als Eigentum beansprucht worden war, auf den Schoß und spielte mit dem behaglich schnurrenden Tierchen.

„Gelt, Du,“ plauderte sie dabei, „ich will Dir ein rotes Band mit einem Glöckchen um den Hals schlingen, und dich puzen, also daß die übrigen Katzen unten im Zwinger, mit denen diese Burg so reich gesegnet ist, vor Neid bersten sollen, und sämtliche Katerjünglinge, so hier vorhanden sind, Dir zur Nachtzeit ihre schönsten Lieder vorsingen.“

„Voser Vogel,“ neckte Oda, die zu ihr getreten war und zog sie an den Locken, „was ist's, daß Dich heute so heiter macht? Wohl gar die Heimkehr unseres Rutold, dem der Ohm einen so ehrenvollen Posten gegeben?“

Forschend ruhten ihre Augen dabei auf der Schwester.

„Sicherlich freuen wir uns auf ihn, Käzchen,“ erwiderte sie unbefangen, setzte das Tierchen wieder auf den Boden, zog Oda neben sich auf den Sitz und sprach: „Es ist mir nicht so zum Scherzen zu Mute, als es scheinen mag, Oda. Mich bewegt ein Gedanke schon lange Zeit, und heute will ich ihn Dir sagen.“

„Nun?“ fragte Oda.

„Ich glaube, ich muß heim gen Sausenhardt,

solange schon bin ich fort," sagte leise die junge Gräfin und senkte das Haupt.

„Warum solches," rief Oda erstaunt, „woher kommt Dir solcher Gedanke, Ursula! Sehnt Du Dich vielleicht heim?"

Hestig schüttelte Ursula den Kopf: „Was sollt' mich dort hinziehen," fragte sie; „vom Vater sehe ich fast nichts, seit der Mutter Tod sitzt er entweder allein in seinen Gemächern oder er ist auf der Jagd, Du weißt es ja; und die grämliche Mume ist auch nimmer meine Liebe. Heinrich aber ist noch ein Kind von sieben Jahren und so er nur noch um weniges älter wird, kommt er fort zu Bagediensten. Doch solches weißt Du ja alles, — wie sollt' ich mich denn heimsehnen?"

„Nun denn, um der Heiligen Willen, warum willst Du fort?" rief Oda, die Hände zusammenschlagend, „gefällt es Dir hier nimmer?"

„Ob es mir gefällt," antwortete Ursula mit zuckenden Lippen, „ich glaub', ich werd' krank vor Sehnsucht, so ich gehe — und doch, ich bin schon zu lange zu Gast hier."

„Das ist's," sprach die Burgherrin, „über solches machst Du Dir Gedanken. Töricht Kind, Du sollst hier nicht zu Gaste sein, Du hast Dein Heim hier bei mir. Ich sagte Dir solches schon, da wir hier einzogen. Ob Du aber dem Burgherrn selbst, unserm Walter, zuviel wirst, will ich gleich heute erkunden."

Über Ursulas Antlik rollten Tränen.

„Spare sie Dir," sagte Oda gutmütig und

wischte sie ihr ab, „sie sind nicht von nöten! Geh jetzt, wasche Deine Augen und kleide Dich um, ich höre Rossengewieher, Otto und Walter sind wohl heimgekommen. In einer halben Stunde ist die Mittagstafel.“

Sie küßte Ursula herzlich, und ging mit ihr zusammen hinaus, ihrem Gemahl entgegen.

Nach der Mahlzeit, bei der nur Otto von ihren Jagderlebnissen erzählt hatte, vertrat Walter Ursula rasch den Weg, als sie hinaus wollte.

Er nahm ihre Hand und führte sie zum Fenster.

„Sonnenstrahlen sind zur Winterzeit etwas rares,“ sprach er, „so man sie haben will, soll man ihrer wahrnehmen und sie sich nicht entschlüpfen lassen. Rütteln aber braucht besonders viel Sonnenstrahlen, Ursula.“

Sie antwortete nicht, sie senkte das Köpfchen, flammendes Rot färbte ihr Gesicht bis unter die Haarwurzeln.

„Oda hat mir Eure Gedanken gesagt,“ sprach Walter weiter, „ich lasse Euch aber nimmer fort, — es sei denn, Ihr wolltet und es gefiele Euch hier nicht mehr.“

„Bin ich nicht zulange schon ein Gast?“ fragte sie zaghaft.

„Dummes Zeug,“ entgegnete er kurz, „Ihr seid kein Gast, sondern Hausgenosse mit Odalsinde und uns. Solange Odalsinde hier weilet, ist auch Raum für Euch da. Und so einmal ein Feind kommt, ist für Mittel und Wege gesorgt, Euch beide in Sicher-

heit zu bringen, — solches sollt Ihr wissen für den Fall, daß Euch bange ist.“

„An solches dachte ich nimmer,“ sprach sie rasch, „ich fürchte mich nicht, solange Ihr hier seid.“

Stürmisch preßte er ihre Hände zusammen: „Ursula, die Worte will ich nimmer vergessen! Und nun, — wollt Ihr noch fort?“

„Nein,“ sagte sie bestimmt.

Da ließ er ihre Hände los und ging.

Bald nachher ritten die Brüder zum Tor hinaus, Rutold entgegen.

Oda und Ursula saßen im Wohngemach am Fenster und hingen ihren Gedanken nach.

Draußen hatte es aufgehört zu schneien, Oda ließ die Blicke träumerisch über die Landschaft gleiten, die friedlich im Scheine der hereinbrechenden Dämmerung lag. Wie ein dichtes, weißes Tuch deckte der Schnee die Felder und Fluren, schwer bogen sich die Äste der Bäume unter seiner Last, kein Zweiglein war, das nicht eine kleine, weiße Hülle trug, und über die Wiese breitete sich eine starre Eisdecke, die die munteren Fluten gefangen hielt. Bleigrau hingen die Wolken am Himmel, totenstill war es überall, nur zuweilen tönte aus dem unteren Burghof Hundegebell.

„So still, ruhig und schön,“ brach Ursula plötzlich das Schweigen, „aber wie viel schöner wär's, wenn Elisabet und der Vater noch hier wären.“

„Auch ich dachte soeben an unsere Schwester,“

sagte wehmütig Odalsinde, „wie sehne ich mich oft nach ihr!“

„Laß uns zu ihr gehen,“ bat Ursula, „die Grafen sind erst in einer Stunde hier, bis dahin sind wir daheim.“

Bald waren sie auf dem Wege, gefolgt von Gieselbert, dem Knappen, der einen großen Korb voll Tannenzweigen und Epheu trug, rasch säuberten sie Elisabets und Edelgundis Hügel mit Gieselberts Hilfe vom Schnee und bald prangten sie in dem frischen, grünen Schmuck. Nach einem Ave-Maria, das Ursula halblaut gesprochen, kehrten sie heim, und kamen gerade zur rechten Zeit, die drei Brüder zu begrüßen.

„Wo warst Du?“ fragte Otto seine Gemahlin.

„Wir waren beide an den Gräbern und schmückten sie zum Christfest,“ entgegnete sie. Er legte den Arm um sie und schritt mit ihr, den andern voraus, der Oberburg zu.

Staunend sah ihnen Rutold nach, da nahm Walter, der belustigt seinen verblüfften Gesichtsausdruck gesehen hatte, ihn auf die Seite und erklärte ihm in seiner Weise: „Sie lieben sich! Solches ist zwar nun zwischen Eheleuten nicht so etwas absonderliches, bei diesen beiden aber doch. Hab' früher gemeint, Odalsinde besäße kein Herz, hab' aber nunmehr hinreichend eingesehen, daß sie doch eins hat, — und noch dazu ein weiches, warmes. An Elisabets Grab fanden sie sich,“ fügte er bewegt hinzu, „mögen

die lieben Heiligen das Glück beschützen und erhalten, so nun wieder hier oben erblühet ist.“

„Habt Ihr einen neuen Kaplan?“ fragte Rutold.

„Vorläufig ja, aber ich behalt' ihn nicht,“ antwortete Walter; „Bernhard heißt er, der Ohm hat ihn geschickt, er ist ein Barfüßler von Basel. Ich will aber später wieder einen von Einsiedeln haben.“

In der fünften Stunde versammelten sich alle Burgbewohner in der Kapelle, wo Pater Bernhard eine Christmesse hielt. Hierauf theilte Odalsinde als Burgfrau im Rittersaale alle Gaben aus. Ein festlich Mahl vereinte sämtliche Einwohner, die Knappen, Bagen, Knechte und Mägde mit ihren Herren zusammen in der Knappenhalle im Burgzwinger, — so war es althergebrachte Sitte auf Rötteln.

Später trieben die Leute im Hofe unten allerlei Kurzweil und Scherz, während oben im großen Saale die Familie gemütlich beisammen war. Auch Pater Bernhard war unter ihnen, so sehr sich aber auch Rutold mühte, ein Gespräch mit ihm zu führen, er mußte es doch endlich aufgeben; es scheiterte an der Wortkargheit des Mönches, der nichts reden wollte, — oder nichts zu reden mußte.

Während Rutold sich noch mit dem Pater beschäftigte, war Ursula still an ein Fenster getreten und schaute bewundernd hinaus. Der Mond hatte die dicken Wolken durchbrochen, hell ruhte sein Schein über der Winterlandschaft. Es funkelte und blitzte in seinem Licht wie Tausende von Diamanten auf

der weißen Schneedecke. Zauberhaft schön war die Natur, Ursula konnte sich nicht satt sehen.

Leise war jemand neben sie getreten, sie glaubte, es sei Rutold und sagte aufatmend: „Ist es nicht heute abend wunderschön?“

„Ja, hier liegt eine Welt voller Pracht,“ antwortete Walter, bei dessen Stimme sie leicht zusammenschreckte; er merkte es diesmal nicht und sprach weiter: „Doch die Pracht ist kalt, eisig kalt, und ich — liebe Sonnenstrahlen, die alles belebenden, erwärmenden!“

Sie antwortete nicht, es trat eine kleine Pause ein.

Er beugte sich ein wenig vor und fragte leise: „Ursula, ich möchte auch gern eine Gabe zum heiligen Christfest haben. Darf ich Euch um etwas bitten?“

Sie nickte.

„Gebt mir das blaue Band, so Eure Roden umschlingt.“

„Nichts weiter?“ lächelte sie, band es los und reichte es ihm.

„Habt Dank,“ sagte er, die kleine Hand festhaltend, „für heut' nichts weiter. Ein ander Mal nehm' ich mehr.“

Er steckte das Band ein und ging zu Otto, mit dem er sich in ein langes Gespräch vertiefte.

Auch Ursula trat ins Zimmer zurück, nickte Rutold zu und fragte neckend: „Wie gefällt's Euch dort oben im Wehratal, vieldler Herr Graf?“

„Zum Gefallen finden hab' ich nicht lange Zeit,“ lächelte er, „maßen es gar viel zu verbessern gibt

an den Mauern und Gräben der Burg, und manches noch zweckmäßiger eingerichtet werden muß.“

„Ist die Burg in gutem Zustande? gut wieder hergestellt?“ fragte Otto.

„Sehr gut,“ entgegnete Lutold, „ich vermeine, der Feind hat zu tun, ihr beizukommen, und dann ist er noch lange nicht drinn, denn die Mauern sind hoch.“

„Der Lüfenstein fiel durch Feuer,“ sagte Walter.

„Was in Werra nicht möglich ist,“ entgegnete Lutold, „ich habe mich vorgesehen.“

„Der Ohm kann beruhigt sein,“ meinte Walter, „ich wußte, daß er keinen schlechten Griff tat, da er dich dorthin schickte.“

„Wo habt Ihr das Band Eurer Roden, Ursula?“ fragte Lutold leise, „ich wollt' Euch bitten, schenkt es mir.“

„Ich gab es Walter,“ sprach sie erglühend.

Da stand er schweigend auf und ging hinaus.

Still verliefen die Festtage auf der Burg, die Familie war fast immer beisammen, ein herzlicher Ton herrschte zwischen allen, — — nur ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht bemerkt, daß Lutold weniger gesprächig denn sonst war, daß über seinem offenen, schönen Antlig zuweilen ein Schatten lag.

Als das neue Jahr einen Tag ins Land gezogen, wurde im Morgendämmern Lutolds Pferd gefattelt, und nach einem kurzen, herzlichen Abschied zog er aufs neue davon.

Tief senkte er den Blick beim Gebewohl sagen in Ursulas Augen, fand er darin, was er gesucht? — — — Als er auf der Landstraße dahin-
zog, gefolgt von seinen Knappen und Knechten, gedachte er wieder des Bischofs Worten über den
Priesterstand und heute — länger als damals.

Langsam verstrich der Januar. Viel Eis und
Schnee brachte er und schneidende Kälte, und auch
der Februar ließ sich nicht anders an.

Trotzdem zog in den ersten Tagen dieses Monats
auf dem Wege nach der Stadt Neuenburg ein ziem-
lich bedeutendes Heer dahin. Der festgefrorene
Schnee knirschte unter den Hufen der Kasse, hell
strahlten die Helme und Harnische in dem Schein
der klaren Winter Sonne. Rudolf war's, der Habs-
burger Graf, der mit einer starken Macht gegen
Neuenburg vorging, weil die Stadt bischöfliche Söld-
ner aufgenommen hatte und damit die Feindselig-
keiten wieder eröffnete.

Die Einwohner der Stadt hatten Kunde davon
erhalten, und als Rudolf vor ihren Thoren erschien,
fand er sie verschlossen und verwahrt und von
wehrhaften Männern besetzt.

Er belagerte sie ohne Erfolg etliche Wochen
lang. Mehrmals versuchten die Einwohner Ausfälle,
wurden aber in die Stadt zurückgeschlagen.

Manche fielen dabei in Rudolfs Hände, der die
Gefangenen ohne Gnade töten oder verstümmeln ließ.

Das reizte die Wut der Neuenburger aufs
höchste, sie beschloßen, sich nimmer dem Habsburger

zu ergeben, und blutige Vergeltung an ihm zu üben, sobald er abgezogen wäre.

Als Rudolf sah, daß er fürs erste nichts hier ausrichten könne, gedachte er die Stadt auszuhungern, ließ einen Teil seiner Macht vor ihr lagern und wandte sich mit dem kleineren Teil nach Freiburg.

Hier verbündete er sich mit dem Grafen Heinrich von Freiburg und seinem Bruder Egeno, um mit ihnen vereint wieder vor Neuenburg zu erscheinen.

Nach kurzer Zeit wurde ihm die Nachricht gebracht, daß er einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen in Neuenburg selbst gewonnen hätte, der Adel der Stadt habe sich zusammengetan und sich für ihn erklärt. Nunmehr sei die Lage der Einwohner eine schier verzweifelte, sie könnten sich nicht mehr lange halten.

Frohlockend rieb der Graf die Hände — — — aber zu früh.

Tags darauf kam ein Eilbote ihm zu melden, der Bischof von Basel zöge mit starkem Heer in großer Schnelligkeit herbei zum Entsatz von Neuenburg.

Jetzt hielt es Rudolf für geratener sich zu entfernen. Der Bischof war ihm überlegen, sich mit seiner kleinen Macht in einen offenen Kampf mit ihm einzulassen, wagte er nicht recht.

So zog er ab, doch nicht ohne auf dem Rückzuge alle Felder, Weinberge und Äcker derart zu verwüsten, daß auf Jahre hinaus an kein Pflanzen und Bauen zu denken war.

Dies geschah Mitte März.

Nun wendete der Bischof sich einigen Dörfern zu, die Habsburgisches Eigentum waren und jenseits des Rheins lagen. Er zahlte dem Grafen mit gleicher Münze heim, indem er sie ebenfalls total verwüstete.

Rudolf sah dazu nicht müßig, er zog ins Basel-land, steckte Weil, das dem Bischof gehörte, in Brand und zog sich mit reicher Beute nach Säckingen zurück, wo er sein Hauptlager hatte.

Auf Rötteln hatte man inzwischen hinter fest- und wohlverwahrten Mauern die Entwicklung der Dinge mit angesehen. Noch hatte sich kein Feind vor seinen Toren blicken lassen, und wenn man in's Wiesetal hinabschaute, so mochte man wohl zuerst den Eindruck gewinnen, daß es Friede sei wie ehe- dem aber die Felder, wo keine junge Saat keimte, wie früher, sprachen von anderem denn vom Frieden.

Walter grollte fast ein wenig mit dem Ohm. Mehrere Male hatte er anfragen lassen, ob er mit einem Teil seiner Mannen zu ihm stoßen solle, da zur Verteidigung seiner Burg immer noch Otto dableibe, aber Heinrich ließ ihm sagen: „Bleib wo Du bist, Otto und Du dürst nimmer von Rötteln herab, auch genügt mir nicht einer, — Euch beide will ich oben wissen. Säckingen ist mir zu nahe und Rötteln ist mir zu wichtig. Hab' Geduld, Walter, auch an Dich kommt die Reihe zum Drein- hauen, und solches wohl eher als Du vermeinst.“

Daran mußten sich die Grafen genügen lassen,

und verwendeten nun alle Kraft und Zeit für die Befestigung der Burg, der Ohm hatte recht, Sädingen war sehr nahe. Alle ihre Dienstmänner zogen sie nach Rötteln zusammen, schier war die Burg nicht groß genug sie zu herbergen. Die Grafen ließen Vorräte über Vorräte für Menschen und Tiere aufspeichern, damit die Burg im gegebenen Fall eine lange Belagerung aushalten könne.

Überall hatte Otto Wachen ausgestellt, die Zugbrücke war Tag und Nacht hochgezogen, und so war alles getan, was an Vorsicht geboten war.

Auch der unterirdische Gang war nach langer, mühevoller Arbeit fertig gestellt worden, und mehr denn einmal hatten Otto und Walter den Weg ins Wiesetal hinab durch die Erde gemacht. Der Gang mündete dicht bei Brombach, wo ein dickes Gebüsch seinen Ausgang verdeckte. Er war niedrig und tief angelegt, da er unter dem Bett der Wiese dahin führte, aber er war fest und gut gestützt, alles überflüssige an Erde und Gestein hatte die Arbeit der treuen Männer hinausgeschafft, und an die Seite gebracht.

Noch immer wußte niemand in der Burg von dem fertigen Werk außer Ursula, — und sie schwieg, auch zu Odalsinde. Oft hatte sie dem leisen Boren und Scharren in der Erde gelauscht, ja wenn sie das Ohr an den Boden legte, hatte sie sogar die Stimmen der Einzelnen unterscheiden können, wenn sie nicht zu weit vom Hause entfernt waren.

Mit Vergnügen dachte sie oft daran, was Walter

für ein Gesicht machen würde, wenn er einmal erführe, daß sie von dem Gange wüßte!

Sie ahnte nicht, wie bald und auf welche Weise dies der Fall sein sollte, sie ahnte nicht, ebenso wenig wie sonst einer der Mitwissenden in der Burg, daß man bereits im feindlichen Lager von dem unterirdischen Zugang Kunde hatte und eifrig die Möglichkeit erwog, Stütteln fast mühelos zu gewinnen, und damit dem Bischof einen schweren Verlust zuzufügen.



Fünfzehntes Kapitel.

Mit dem Grafen Rudolf zusammen saßen die Herren von Wiktum und von Reichen. Sie gehörten mit zu den Rittern vom Stern und hatten als solche einen besonderen Haß gegen den Bischof nicht nur, sondern gegen alle, die der Partei zum Sittig angehörten.

Im besonderen waren ihnen die Röttler Herren ein Dorn im Auge wegen ihres Ansehens und der Macht.

Das Gespräch der drei Ritter wurde leise, aber sehr eifrig geführt.

„Und wo endet der Weg?“ fragte soeben Rudolf.

„Solches kann ich Euch nur ungewiß melden, Herr,“ entgegnete der Ritter von Reichen; „mein Knappe, der den Grafen Otto von Rötteln jüngst in Brombach sah und dann merkte, wie er in einem Gebüsch verschwand, als sei er in die Erde gesunken, hat sich später das Gebüsch etwas näher angesehen und gefunden, es decke den Eingang oder Ausgang eines Weges. Er stieg hinein und verfolgte ihn ein Stück weit. Sodann kam er zu mir, ich ritt heute früh hin und fand, wie er gesagt. Wo anders aber soll der Gang münden denn im Schloß?“

„Raum wo anders,“ sprach sinnend Herr von Biktum, „der Sache ist nachzudenken.“

„Fürs erste nachzuspüren,“ sagte Rudolf. „Hört! Ihr, Herr von Reichen, geht zu allererst mit etlichen Getreuen den Weg entlang und suchet auszufinden, allwo er endet. So er in der Burg mündet, haben wir ziemlich gewonnen Spiel.“

Im Flüstertone setzte er ihnen alsdann einen Plan auseinander, und da er zu Ende, schlug sich der Ritter von Reichen aufs Knie, lachte dröhnend und rief: „Glück zu, ein feiner Plan! Der „Guten Morgen“ wird ihnen kaum behagen.“

Dann gingen sie auseinander.

„Heiliger Fridolin*),“ murmelte Rudolf, „so es gelänge, wollte ich Dir ein Duzend Wachskerzen stiften!“

Zwei Tage waren vergangen.

Es war Mai, der Hochzeitstag Ottos und Odasindes hatte sich geöhrt, und war mit einem Festmahl gefeiert worden. Wie viel kleiner war der Kreis heute, als damals. Mit tiefer Wehmut hatte man der Dahingeshiedenen und des Vaters gedacht, auch nicht vergessen, die beiden Grabstätten auf dem kleinen Friedhof reich mit Blumen zu schmücken.

Am Abend hatten die vier Familienglieder noch lange im Garten gefessen, nach dem Gutenachtgruß war Walter in den Zwinger hinabgegangen um zu sehen, ob alles in Ordnung war, und nun lag tiefe Ruhe über der Burg.

*) Der Schutzpatron von Säckingen.

Am geöffneten Fenster ihres Gemaches saß Ursula und schaute in die schweigende Nacht. Sie hatte sich in ein weißes, weiches Gewand gehüllt, das Licht gelöscht, und atmete mit Behagen die milde, reine Nachtluft ein.

Ein Jahr war sie nun schon hier oben, — sie gedachte der wechselreichen Erlebnisse dieser Zeit, — was würde die Zukunft bringen? Würde sie immer hier bleiben dürfen, hier auf Rötteln, das ihr eine Heimat geworden war, das sie liebte mehr wie die ihrige?

Ein liches, strahlendes Zukunftsbild stieg vor ihr auf, . . . träumerisch lächelnd blickte sie nach der Krone der Linde am Schloßbrunnen, die leise im Winde rauschte, — da — was war das? . . .

Sie war emporgesahren in jähem Schreck, deutlich vernahm sie ein leises Klirren wie von Waffen. Es klang dumpf, als käme es unter ihr aus der Erde — sie blickte über den Hof — nein, von hier konnte es nicht kommen, — still war's ringsum, und auch die Steinstufe, die die Deckplatte des Ganges bildete, lag unberührt da.

Niemand war von hier in den unterirdischen Gang hinabgestiegen . . . sie mußte sich geirrt haben! es mußte ja auch niemand davon!

Sie lauschte, da hörte sie das Geräusch wieder — deutlicher als zuvor . . .

„Um der heiligen Willen, sollten auch die Feinde etwas von dem Gang wissen, durch Zufall oder gar Verrat?“ durchzuckte es sie.

Schnell entschlossen legte sie das Ohr an den Boden, und wie aus Grabestiefe hörte sie eine Stimme, die wohl dort unten laut gesprochen haben mußte zu jemand, der noch ferne war: „Wir kommen alsogleich zur Tür; diese geräuschlos zu öffnen, dauert wohl einige Zeit, und — — —“

Mehr hörte sie nicht, sie war emporgefahren und lehnte einen Augenblick zitternd vor Schreck an einem Tisch.

„Walter,“ war dann ihr einziger Gedanke, . . . sie unterdrückte mit Gewalt ihre Aufregung und flog mehr als sie ging, hin in das Herrenhaus.

An Walters Tür pochte sie heftig. „Öffnet, öffnet schnell.“

Er riß die Tür auf. „Alle Heiligen! Ursula, Ihr? Was ist's?“

Wankend lehnte sie an der Tür.

„Feinde im unterirdischen Gang,“ sprach sie mit fliegendem Atem, „ich hörte sie, — sie sind schon dicht an der Tür.“

„Eilt in das Wohngemach,“ rief er und war mit ein paar Sägen hinab.

Sie schritt hinauf und setzte sich an das Fenster, von dem man in den Hof sehen konnte. Sie bebte vor Erregung.

Totenstill war's draußen, der Mond beleuchtete hell einen Teil des Hofes.

Aus ihrem Gemach drüben drang ein schwacher Lichtschimmer, sie sah dort Walter und auch schon Otto lauschen. Dann verschwand das Licht, eine

Gestalt glitt, geräuschlos wie eine Rake, aus dem Hause über den Hof zum Burgzwinger hinab. Nach einigen Minuten, die Ursula eine Ewigkeit dünkten, kam eine zweite, in der sie Otto erkannte.

Er war bereits in voller Rüstung, hatte ein blankes Schwert in der Hand und trat ebenso geräuschlos in den Schatten neben die Steinplatte hin. Gleichzeitig huschte Odalsinde über den Hof und kam hinauf zu ihrer lebenden Schwester.

„Otto hält Wache,“ erzählte Oda, die in eben solcher Erregung war wie Ursula, „Walter ist hinab die Mannen zu wecken und zu sehen, ob die Wachen auf den Mauern etwas Verdächtiges von draußen bemerkt haben. Da ist er schon.“

Im gleichen Augenblick kam er und verschwand im Hause.

Nun wurde es auf dem Hof lebendig, Wilbold kam als erster mit Gero, Balthasar und Friedung, und bald hinter ihnen eine Schar von fünfzig bis an die Zähne bewaffneter Männer.

Aber kein Laut wurde hörbar, . . . keine Waffe klirrte . . . kein Stein rollte . . . gespensterhaft leise kamen sie daher, die einen stellten sich zu Otto, der ihnen gewinkt, in den Schatten, andere bargen sich hinter den Hausecken, . . . wieder lag der Hof still da.

Walter trat ins Wohngemach.

„Es ist keine Gefahr mehr, die ist abgewendet, Dank den Heiligen und Euch, Ursula! Kann Euch vorläufig nicht anders danken, auch nicht fragen,

woher Eure Kenntniss des Ganges kommt. Es wird Blut fließen in der nächsten Stunde hier oben, — so Ihr beide Euch fürchtet, oder es Euch davor graut, so geht in Elisabets Gemach, es hat keine Fenster zum Hof. Doch die Hand will ich Euch reichen, Ursula, ehe ich hinab muß!“

Er trat auf sie zu.

„Glück auf den Weg,“ sprach sie und schaute ihm zum ersten Mal unbefangen in die blickenden Augen.

Er eilte hinab, Oda aber umschlang ihre Schwester und rief: „Dir hat der Allmächtige heute die Ohren selbst aufgehalten, daß Du solch Geräusch hören mußtest, sonst wären wir alle verloren gewesen! Doch sieh,“ fügte sie mit der Hand hinaus deutend, hinzu, „wollen wir hinauf, fort von hier?“

„Nein“, bat Ursula, „laß uns hier bleiben.“

Eng umschlungen blickten sie hinaus.

Die Steinplatte hob sich ein wenig, wurde leise und langsam zur Seite geschoben, — der Kopf eines Mannes tauchte empor. Nach und nach zwängte er sich ganz heraus, schob jetzt die Platte zur Seite, und nun entstieg ein Gewappneter nach dem anderen dem Gang.

In fieberhafter Aufregung sahen die Frauen hinab, — — fünfundzwanzig stark bewaffnete Männer zählten sie, jetzt stieg als der letzte Ritter von Reichen heraus.

„So,“ sprach er halblaut, „hierorts schläft alles gleich den Ratten. Haha, das wird ein Tanz! Zehn

von euch schleichen jetzt leise hinab, den Torwächter überrumpelt ihr, öffnet geschwind und laßt den Ritter von Biktum herein. Seit einer Stunde lagert er im Dickicht mit hundert Mann. Ihr andern besetzt geräuschlos die Tür der Burg hier.“

Er wählte zehn Leute aus.

„Vorwärts jetzt.“

„Doch nur, so wir gestatten,“ schrie Walter, der auf diesen Augenblick gewartet hatte, und sprang in das helle Mondlicht, — „drauf, ihr Leute.“

Aus ihren Verstecken brachen sie hervor, die Mannen von Rötteln, und stürzten sich auf die wie erstarrt dastehenden Feinde.

Nun kam Leben in diese, die Schwerter blitzten wildes Geschrei durchhalte die Burg . . . sie wehrten sich verzweifelt . . . aber der Übermacht mußten sie doch erliegen.

Nach einer kurzen halben Stunde waren alle gefangen.

Nur ein Toter blieb auf dem Platz, — der Ritter von Reichen.

Unter sicherer Aufsicht ließ Otto die fünfundzwanzig Männer in die Burgverließe bringen, die Tür zum Gang schließen, die Platte auflegen, stellte eine Wache dahin, und eilte dann Walter nach, der mit dem größeren Teil der Fünzig schon in den Burgzwinger hinab war.

Dort waren alle übrigen Knechte und Mannschaften bereit, er befahl ihnen sich zu verbergen, und nur wieder auf seinen Ruf hervorzubrechen.

„Wir wollens ihnen eintränken, daß sie dachten, Rötteln bei der Nacht ohne Mühe zu nehmen,“ flüsterte er grimmig, „ein zweites Mal sollen sie das Wiederkommen vergessen.“

Nun ließ er die Tore öffnen. Mit verstellter Stimme schrie er in die Dunkelheit hinaus: „Kommt herein, Herr Better, schier mühelos ward der Sieg unser!“

Nach wenigen Augenblicken ritt der Herr von Biktum ein, von lauten Zurufen begrüßt. Ihm nach drängten seine Leute.

„Fackeln her,“ schrie der Ritter, „man sieht ja nichts, wo steckt Ihr, bringt Licht,“ — —

„Soll Euch werden,“ schrie Walter ihm jetzt entgegen, und drang mit gezücktem Schwert auf ihn ein, „will Euch ein Licht anzünden, so Euch Rötteln gut sehen läßt.“

Zu gleicher Zeit rasselte das Fallgitter auf Ottos Befehl herunter.

Nun begann ein heißes Ringen.

Jetzt war die Arbeit nicht sobald getan. Wohl über eine Stunde wogte der Kampf, tapfer und kühn wehrten sich die habsburgischen Söldner, dann aber ergaben auch sie sich in ihr Schicksal.

Hier blieben zehn Tote auf dem Platz und ein schwer Verwundeter, der Ritter von Biktum, der wie ein Löwe gekämpft hatte.

Otto befahl ihn in das Haus des Burgverwalters zu bringen und zu verbinden; aber als der

Morgen zu grauen begann, erlag der mutige Mann seinen Verletzungen.

Die Toten alle ließ Walter nach dem Röttler Friedhof bringen um sie dort zu begraben, — die Gefangenen kamen zu den anderen, eine Anzahl Knechte machte sich daran, die Höfe zu säubern, und nun erst konnten die beiden Brüder daran denken, ihre Rüstungen abzulegen und zu Oda und Ursula zu eilen.

In Angst und Aufregung waren diesen die Stunden langsam und träge dahingeschlichen, zitternd hatten sie dem erneuten Waffenge töse im unteren Burghof gelauscht, dessen Ursache sie sich nicht erklären konnten, endlich war ein Knappe gekommen, von Otto gesandt mit der Meldung, „die Feinde überwunden,“ — seither war wieder fast eine Stunde verstrichen.

„Die Angst tötet mich,“ rief Odalsinde endlich aufspringend, „vielleicht ist Otto etwas begegnet, und ich soll es nicht allsogleich erfahren! Ich muß hinab und sehen.“

Sie hörte nicht auf Ursulas Bitte zu bleiben, sie eilte die Treppe hinunter und kam just auf den Hof, als Otto und Walter heraufkamen, ihre Rüstung abzulegen. Ursula sah, wie sie ihrem Gemahl entgegeneilte und mit ihm in dem Hause verschwand.

Sie saß einige Minuten allein und wartete, nun vernahm sie Walters schnellen, harten Schritt.

Sie fuhr auf und wollte fort, — aber schon sprang die Thür auf, — er stand vor ihr.

Mit nur mühsam unterdrückter Erregung rief er: „Ursula, der Feind ist bezwungen, Stötteln ist gerettet . . . wie soll ich Euch danken!“

„Nicht mir, den lieben Heiligen dankt, die schützend über unserer Burg wachten,“ sagte sie leise.

„Solches soll morgen in der Frühe geschehen in einer heiligen Messe, die Pater Bernhard lesen soll,“ entgegnete er; dann beugte er sich über ihre Hände, drückte sie an sein Gesicht und sprach: „Dank, Ursula, Dank! Und nun bitt' ich Euch, erzählt mir, woher Euch Kenntniss von dem vorhandenen Gang gekommen ist.“

Sie saß auf der Fensterbank, er hatte die Arme verschränkt und schaute sie unverwandt an, während sie in kurzen Worten erzählte.

Er lachte. „Hätt' mir nimmer solches träumen lassen, Ursula! So ich's früher gewußt hätt', wär's mir wohl sehr unlieb gewesen, — heut' danken wir Euch unsere Freiheit, vielleicht unser Leben, und unsere unverkehrte Heimat.“

Seine Stimme bebte, er schwieg einen Augenblick.

„Doch redet weiter,“ bat er dann, wie kam's, daß Ihr heute wachtet?“

Es war gut, daß es noch halbdunkel im Gemach war, so sah er nicht die dunkle Röte auf ihren Wangen bei seiner Frage.

Wie konnte sie ihm auch sagen, welche Zukunftsbilder sie wach gehalten hatten!

„Ich dachte an allerlei,“ sprach sie, „der Vergangenheit, der Zukunft, und schaute dabei über den Hof, der still und leer war. Plötzlich hörte ich Waffengeklirr, lauschte und vernahm die Worte: „Bald kommt eine Tür, die müssen wir geräuschlos öffnen,“ nun wußte ich, das konnten nur Feinde sein. Da kam ich zu Euch.“

Er beugte sich über sie, — rasch ging sein Atem, — mit hartem Griff faßte er ihre beiden Hände und fragte: „Zu mir? — — warum nicht zu Otto, der Euch schneller zu erreichen gewesen wäre, — — warum zu mir?“

Sie schrak bis ins Innerste zusammen . . . ach, das wäre ja auch das natürlichste gewesen, — aber der Gedanke war ihr überhaupt nicht gekommen! Was mußte er von ihr jetzt denken!

„Ich dachte garnicht an Otto, — nur an Euch,“ flüsterte sie verwirrt, tief erschreckt das Köpfchen senkend.

Da riß er sie stürmisch an sich und rief: „Ursula, Ursula, nun hast Du Dich verraten! Du dachtest nur meiner, sagst Du, in dieser Gefahr? Dann tatest Du es auch sonst, — sag' nein, wenn Du kannst!“

Aber sie sagte nicht nein, die Verwirrung benahm ihr fast den Atem . . . sie hätte sich so gern versteckt und da sie keinen anderen Platz fand, so barg sie das Gesicht fest an seiner Schulter.

„Mein Sonnenstrahl!“ jubelte er auf, „nun bist Du mein, nun halt' ich Dich fest und lasse

Dich nimmer! Hab' ja nie glauben wollen, daß solches Glück auch mir erblühen könne, — hab' gefürchtet, Deine Angst vor meinem Ungestüm sei zu groß, Du könntest den Wilden nimmer lieben, und Rutold, der zartfühlende, sei Dir lieber. Hab' deshalb bis anhero Dir nichts von meiner unsinnigen Liebe geredet, so mein Herz zu Dir erfüllt hat!"

Er hob ihren Kopf empor.

„Willst Du mein sein, mein bleiben bis in den Tod, Ursula?“

„Bis in den Tod,“ entgegnete sie mit leuchtenden Blicken, — — — nicht ahnend, was diese Worte einst für sie bedeuten sollten.

Das war eine große Überraschung für Otto und Odalsinde, die soeben eintraten. Wie angewurzelt blieben sie zuerst stehen, Walter aber trat mit einem glücklichen Lächeln ihnen entgegen, Ursula mit sich ziehend und rief: „Ich hab' mir einen Sonnenstrahl fangen wollen und bin selbst gefangen worden, ich wollt' der Retterin von Rötteln danken, da besiegte sie mich, — was tu ich jetzt?“

„Werde glücklich wie ich,“ rief froh bewegt Graf Otto und umschlang den Bruder herzlich, „mein Wilder, wie freu ich mich Deines Glücks, die Heiligen mögen Dich und Deine Braut segnen.“

Oda aber flüsterte Ursula neckend ins Ohr: „Nun wirst Du Burgfrau, und ich kann ganz für Otto leben.“

Glückliche Stunden verstreichen schnell, sie fliegen wie Minuten, mit Staunen nahm man plötzlich war,

daß die Sonne ihre goldenen Strahlen schon lange über Berg und Tal sandte.

„Jetzt müssen wir aber einige Stunden ruhen,“ sprach Oda, zärtlich ihre holde Schwester umschlingend, „der Aufregungen dieser Nacht waren zu viel, Du siehst blaß aus.“

„Walter aber muß zum Ohm gen Basel, berichten über das so vorgefallen ist, und ich Sorge indes für würdige Bestattung der Toten,“ fügte Otto hinzu.

Beim Abschiednehmen zog Walter seine junge Braut rasch in eine Fensternische und fragte: „Sprach Rutold Dir je von Liebe?“

Lächelnd schaute sie zu ihm auf: „Ist mein Wilder von der Eifersucht geplaget? Rutold sagte mir nie andere denn freundschaftliche Worte, er ist mir ein gar lieber Freund und Genosß gewesen, nichts weiter.“

„Dank für diese Worte, mein Sonnenstrahl! Es wär' mir ein gar trüber Gedanke gewesen, so ich mir hätte sagen müssen, mein Glück war dem Bruder eitel Herzleid und Weh.“

Wenig später ritt Walter gen Basel, unter starker Bedeckung folgten ihm die Gefangenen. Im Hof des bischöflichen Palastes mußten sie warten, er trat mit einem fröhlichen „Grüß Gott, Herr Ohm,“ bei dem Bischof ein.

„Was bringst Du, Walter, Dein Gesicht kündet Gutes?“

„Hab' Euch auch Gutes zu vermelden, hab'“

Lieben Besuch gehabt bei der Nacht und Euch etlichen davon mitgebracht.“

Er deutete zum Fenster.

Der Bischof warf einen raschen Blick hinaus und rief, die Hände zusammenschlagend: „Alle vierzehn Nothelfer, das sind ja habsburgische Söldner!“

„Sind sie auch,“ nickte Walter vergnügt, „sie wollten sich Nötteln näher anschauen und kamen, statt wie sonst ehrliche Leute von vorn, durch den unterirdischen Gang, den ein Schuft entdeckt hatte.“

In launigen Worten erzählte er dem Bischof den Hergang der Sache und schloß endlich: „Als dann gestattete ich den Herren einen Blick und Aufenthalt in unseren unterirdischen Herbergen für diese eine Nacht, nun aber bring' ich sie Euch, Herr Ohm, ich kann ihrer dort oben entraten, und brauche meine Verließe wohl für andere Leute. Zudem, — die meisten von ihnen sind Söldner, denen es gleich ist, für wen sie sich schlagen. Ich rat' Euch, redet mit ihnen, dinget sie und führet sie dann gegen den Habsburger.“

„Nicht so übel wär's,“ lächelte der Bischof, „ich werd's vielleicht tun. Doch ist's allein dieser Sieg, der Dich so strahlen läßt?“ fragte er dann.

„Heiliger Josef, die Augen der Priester sind scharf, sie sehen mehr denn andere,“ lachte Walter; „Ihr habt recht, Ohm Heinrich, 's ist noch etwas übriges! Ich will dem Münster zu Basel ein schwer silbern Kreuzifix stiften, auch zwei dicke Wachskerzen.“

„Wofür?“ fragte der Bischof, „doch nimmer für den Sieg?“

„Für den die Kerzen, — das Kreuzifix aber für meinen Sonnenstrahl,“ und froh erregt theilte er ihm seinen Verspruch mit seiner jungen Base mit.

„Glück zu,“ rief Heinrich erfreut, „also ist für Nöttelns Fortbestehen Sorge getragen! Doch Walter, nach den zwiefachen Geschehnissen dieser Nacht muß ich Dir etwas sagen.“ Sein Antlitz war ernst geworden. „Der Kampf kann, ehe denn man es ahnt, sich hierherziehen, wie der Überfall Nöttelns es zur Genüge bewiesen.“

Wie, wenn Ursula nicht gewacht und es ihnen gelungen wäre? Was wär' aus den Frauen geworden? Ich rat' Euch allen Ernstes, führet sie gen Basel hierher in meinen Palast, Raum genug ist da, und Ihr könntet Euch alldann doch des öfteren sehen. So sind sie in Sicherheit und Ihr kämpft freier.“

„Worauf's Euch doch wohl am meisten ankommt, Herr Ohm,“ sagte Walter fast ironisch; „doch aber möget Ihr nach mancher Seite hin nicht so ganz Unrecht haben, mehr Sicherheit heut Euer Palast denn Nötteln. Ich will's oben vermelden und Euch den Bescheid kund tun.“

„Und was geschieht mit dem Gang?“

„Der wird anders angelegt, vorsichtiger und besser,“ antwortete Walter, „so ihn zu lassen, wär' eine Narrheit. Doch nun gehabt Euch wohl, ich will heim.“

Etliche Wochen später geleitete Otto seine Gemahlin und Schwägerin gen Basel. Sie waren nach langem Überlegen dahin gekommen, den Rat des Bischofs zu befolgen. Otto hatte zuerst vorgeschlagen, sie sollten nach Sausenhardt zurückkehren. Dem hatte sich aber Oda und Walter energisch widersetzt.

„So Du dann einmal verlegt würdest, und ich könnte nicht zu Dir!“ rief Oda, und Walter sprach: „Auf Sausenhardt sind sie nichts mehr in Sicherheit denn hier, im Gegenteil, Rötteln ist sicherer. So aber einmal Basel in Gefahr käme, was wohl kaum zu befürchten ist, hätten wir alsdann der Mittel und Wege genug, ihnen zu helfen.“

Dabei blieb's dann, und sie zogen gen Basel, mit ihnen etliche Mägde und zwei Diener.

Eifrig wurde in der ganzen Zeit auf Rötteln an der Veränderung des unterirdischen Ganges gearbeitet; wie damals, so waren es auch diesmal dieselben Männer, die das Werk betrieben, niemand von den Mannen erfuhr etwas darüber.

Nach langer Überlegung war man dahin gekommen, den Gang bis zu seiner Mitte so zu belassen, wie er war, dann aber sollte der neue Weg von dort aus links abzweigend, einige Meter von dem ursprünglichen entfernt, ebenfalls unter der Wiese hindurchgehend, nach dem Kirchhof in Brombach weitergeführt werden. Sein dortiger Ausgang war unter einer uralten Kastanie, seine Öffnung verschloß eine Grabplatte, die aus dem vergangenen

Jahrhundert stammte und nur noch undeutliche Schriftzeichen trug.

Mit der ausgegrabenen Erde des neuen Ganges verschüttete man den alten, doch ließ Wilbold mit spöttischem Lachen ein kleines Stück des letzten Endes frei.

„So nun die Feinde gedenken uns wieder einen Besuch zu machen,“ sagte er zu Balthasar, „stehen sie nach einigen Minuten vor der Erde und die Herrlichkeit hat ein Ende.“



Sechzehntes Kapitel.

Wonnig leuchtete die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder, die Obstbäume waren wie mit einem weißen Tuch bedeckt von der Fülle der Blüten. Aus dem Waldboden schauten die Anemonen und Veilchen, die Schlüsselblumen und Margariten zur Sonne empor, nickten ihr entgegen und öffneten sich weit für ihre milden Strahlen. Es war ein wundervolles Frühjahr nach dem harten, strengen Winter, aber die Felder wurden nur spärlich bebaut, wußte doch niemand, ob das gesäte Korn auch wachsen und reifen könnte, oder ob alles unter wilden Hufeisen zerstört sein würde, ehe denn es aufkam!

Die Fehde tobte in wilder Leidenschaft weiter.

Rudolf von Habsburg richtete die Blicke zunächst auf einige Klöster, die sehr reich waren und den Bischof als Schirmherrn hatten. Er zerstörte Sizi-
filchen von Grund auf und sein Freund, Graf Heinrich von Neuenburg, machte sich an das Frauenkloster Gutnowe.

Daß gerade Graf Heinrich dies tat, hatte noch einen persönlichen Grund. Er hatte von dem Kloster in früherer Zeit eine ansehnliche Summe geliehen, die er alljährlich gut verzinsen mußte. Dies war

ihm allgemach unangenehm geworden, also daß er vermeinete, nunmehr sei es genug damit. Daher kam seine besondere Feindschaft gegen Gutnowe, daher seine Bereitwilligkeit gegen dieses Kloster zu ziehen.

Bald stand es in Flammen, nur wenige der Nonnen entkamen dem Tode und Graf Heinrich lachte schadenfroh, — seine Schuld war getilgt.

Solches geschah Mitte April.

In den ersten Tagen des Monats Mai durchlief das Habsburger Lager die Kunde von einem bevorstehenden Angriff auf Basel, aber statt des erwarteten Befehles hieß es eines Morgens: Auf, und gegen Rötteln!

„Wir dürfen nimmer gegen einen Adler ziehen, so der andere uns alsdann im Nacken ist,“ sprach Rudolf zu seinen Getreuen, „erst nehmen wir Rötteln, dann Basel.“

Als aber der Graf, wie er meinte unvermutet, im Wiesetal erschien und Rundschafter gegen die Burg sandte, fand er sie zu seinem Verdruß wohl verwahrt und bewacht, Walter aber stand lachend in einem Wachtthurm, sah hinab und freute sich über des Grafen Enttäuschung. Er hatte es längst so kommen sehen.

„Wilder, lache nicht zu früh,“ warnte Otto, der neben ihm stand, „Du siehst, er hat dreimal mehr als wir und heiß wird es wohl noch manchmal um unsere Burg hergehen, — viel Blut wird fließen.“

„Gut, daß die Frauen nicht hier sind,“ entgegnete Walter, „so können wir ungehindert der Blutarbeit obliegen, die wir vor uns sehen.“

Otto schwieg, ihm erschien die Zukunft dunkel.

An einem der nächsten Tage versuchten die Habsburgischen den ersten Sturm gegen die Burg, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgesandt. Sie zählten eine große Anzahl Toter und Verwundeter, — Rudolf nickte finster, als er hörte wieviele, und sagte: „Ich weiß, daß es mit den Röttern einen harten Strauß gibt, aber solches ist mir gleich, die Burg soll und muß mein werden.“

Woche auf Woche verstrich, zu wiederholten Malen hatte der Graf von Habsburg einen Sturm versucht, aber immer vergeblich.

„So hungern wir das Nest aus,“ sprach er mit einem zornigen Fluch, und bald schloß sich ein enger Kreis um die Burg.

Walter lachte laut auf, als er das an einem Morgen wahrnahm, und sagte zu Otto und Balthasar, die neben ihm standen: „Solches Vorhaben könnte uns schlimm bekommen, so wir nicht im Nothfall durch den Gang uns Nahrung verschaffen könnten, wenn die unsere am Ende.“

„Und bis dahin ist auch noch lange hin,“ sprach Balthasar.

So kam der Juni heran.

Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über der grünenden und blühenden Erde, rein und klar war

die Luft, in leuchtender Schönheit schauten die Spitzen der Alpen aus der Ferne herüber.

Wieder einmal machte der Habsburger an diesem Tage einen Versuch, die Burg zu stürmen, und wieder wurde er abgewiesen, — — aber es herrschte in der Burg diesmal keine Freude über den abgeschlagenen Angriff. Zwei nur waren von den Pfeilen der Gräflichen getroffen worden, der eine leicht am Arm, der andere aber in die Brust, und das war Graf Otto.

Mit sorgenvollem Gesicht beugte sich Walter über seinen Bruder, dem man einen notdürftigen Verband angelegt hatte und der nun schwer atmend dalag.

„Otto, Otto,“ murmelte er mit zusammengepreßten Lippen, „ruht denn kein Segen mehr auf Rötteln und seinem Geschlecht?“

Er stützte den Kopf und brütete vor sich hin. Wieder, wie zuweilen in letzter Zeit, stiegen dunkle Ahnungen in ihm auf, . . . gleich einer schwarzen Wolke schien es ihm über Rötteln zu liegen trotz des Sonnenscheins draußen. Ein Schauer ging durch seine Glieder, — plötzlich aber richtete er sich auf, unbeugsamer Trotz sprühte aus seinen Augen.

„Siegen oder untergehen, beides aber mit Ehren,“ murmelte er, und sprach entschlossen zu Otto: „Du mußt fort! Hier oben ist anjeko keine Pflege für Dich, noch diese Nacht lasse ich Dich gen Brombach und von dort auf gelegene Weise nach

Basel hinbringen. Hier oben gehest Du zu Grunde, — und ich kann Deiner nicht entraten.“

Er trat hinaus ohne Ottos Antwort abzuwarten, und rief Gero, Wilbold, Friedung und Tillo, die stärksten seiner Getreuen, zu sich.

Schweigend, mit sorgenvollem Blick, sahen sie in das bleiche, finstere Gesicht ihres Herrn.

„Ihr kennt den Weg gen Brombach,“ redete Walter sie an, „ihr habt ihn gebaut. In dieser Nacht sollt ihr meinen Bruder gen Brombach führen, und von dort, sobald es tunlich ist, gen Basel. Ihr wappnet euch gut, und haftet mir für euren Herrn.“

„Mit unserm Leben, Herr,“ entgegnete Tillo, „Ihr könnt uns vertrauen.“

Walter nickte und reichte ihm die Hand. Dann fuhr er fort: „In Basel laßt ihr euch von unserem hochwürdigsten Herrn Bischof eine Abteilung Söldner geben, und kommt mir zu Hilfe. Ihr im Rücken, ich von vorn, da müßte es mit allen bösen Geistern zugehen, so wir des Habsburgers nicht mächtig würden.“

Als es Nacht war, hoben Wilbold und Tillo den Stein vom Gange ab, Balthasar schritt mit einer Fackel voran, und die anderen vier nahmen die schmale Tragbahre auf, auf der Otto lag. Den Schluß machten noch vier stark bewaffnete Knechte, die Wilbold aus Vorsicht mitgenommen hatte.

Walter preßte des Bruders Hand „auf Wiedersehen, die Heiligen mögen Dich gnädig be-

wahren," murmelte er heiser und sah dem kleinen Zug nach, der langsam in der Erde verschwand.

Er machte die Runde bei den Wachen, stieg hinauf zum Söller um in die Nacht hineinzuspähen, und als er alles in Ordnung fand, schritt er langsam hinab in das Wohngemach, und setzte sich ans Fenster. Sein Blick schweifte nach Brombach hinüber, — guter Gott, ob sie seinen Bruder wohl sicher dorthin und ums feindliche Lager herum nach Basel bringen würden?

Trübe Gedanken kamen ihm, es litt ihn nicht auf seinem Platz, er sprang auf und ging erregt auf und ab.

Wie langsam die Zeit verstrich!

Ob Balthasar nicht wiederkam, ihm zu melden, daß sie glücklich und unbemerkt in Brombach angelangt und auf der anderen Seite des Dorfes wieder hinaus waren?

Stunde um Stunde verging, schon färbte sich im Osten der Himmel rot, da endlich trat der Ersehnte ein.

„Alles gut gegangen, Herr," meldete er, „wohlversteckt ist unser Herr mit den anderen in einer Waldhütte, um gegen Dunkelheit heute gen Basel gebracht zu werden."

Walter drückte ihm kräftig die Hände: „Hätte dich auch gern bei dem gefährvollen Wege mitgehen lassen," sprach er, „aber ich brauch' dich zu nötig hier."

Walter stieg nach der durchwachten Nacht auf

den Söller und badete sein Antlitz in der frischen, kühlen Morgenluft.

Mit scharfem Auge musterte er dabei die Reihen der Belagerer und wurde gewahr, daß sich eine seltsame Tätigkeit bemerkbar machte.

Trotz der sorgsamsten Beobachtung konnte er aber nicht bemerken, was das zu bedeuten hatte.

So schritt er hinab um Balthasar zu rufen, auch selbst wiederum nachzusehen, ob alles auf den Mauern bereit sei, einen erneuten Angriff abzuweisen.

Auf dem Wege von der Zugbrücke, die über den breiten Graben führte, der die Oberburg von der Unterburg trennte, kam ihm Balthasar aus dem unteren Burghofe besorgt entgegen.

„Just dich suche ich,“ rief Walter ihn an; „sie haben etwas vor.“

„Sahet Ihr es auch schon, Herr,“ fragte der treue Knecht erregt, „aber noch ist mir nimmer klar, was sie wollen. Nur soviel vermeine ich, es gehet diesmal gegen den nordwestlichen Eingang, der in den Wald führet, und Herr, dort sind wir schwach.“

„Sobald wir wissen, wo sie gegen an wollen, werfen wir dort unsere ganze Macht hin,“ sprach Walter, „Balthasar, siegen oder sterben.“

Nun entwickelte sich auch in der Burg eine fieberhafte Tätigkeit. Die Wachen standen, scharf Auslug haltend, an den Mauern und Toren, die Männer im Hof schleppten Fässer mit Wasser herbei, wenn etwa Feuerbrände geworfen würden,

und in den Küchen brodelten Kessel voll kochenden Wassers, es auf die Angreifer zu gießen.

Walter war überall selbst und wollte just noch einmal auf den Söller steigen, um Aussicht zu halten.

Er ging die kleine, gewundene Treppe hinauf, die vom oberen Burghof dicht am Herrenhause entlang zu dem freien Platz führte, von wo der Eingang in den Bergfried mit dem Söller war. Wo die Treppe einen Bogen machte, lag zur rechten Seite ein kleines Zimmer, das Elisabeths Lieblingsgemach gewesen war, mit einem mittelgroßen Fenster, das auf einen Altan führte.

Walter trat ein, ging auf den Altan und schaute hinab.

Vollkommen senkrecht ging es hier hundertfünfzig Meter in die gähnende Tiefe, — — da unten sah er keinen Feind, denn von hier aus war die Burg uneinnehmbar.

Von dieser Seite aus war er sicher, wer hier herauf oder hinunter wollte, büßte das Wagestück jedesmal mit dem Tode.

Er ging langsam weiter zur Turmstube des Bergfrieds hinauf, um die feindlichen Bewegungen zu beobachten, doch schien es, als sei dort mehr Ruhe eingetreten.

Aber Walter ließ sich nicht täuschen. Er wußte, der Habsburger war listig und schlau und er rechnete, daß der Ansturm mit desto größerer Macht erfolgen würde.

Eine merkwürdige Unruhe erfaßte ihn, ihm war

zu Mute, als sei die Luft durchtränkt mit Unheil. Er ging wieder hinab, trat aber noch einmal in das Zimmer neben der Treppe, — er maß die Tiefe mit den Augen. Nein, hier war kein Heraufkommen möglich, — — wohl aber ein Hinabkommen — und unten in die Arme des Todes „Marrheit,“ murmelte er, „ich bin wahrlich gleich einem alten Weibe.“

Walter fand im Hof alles fertig, die Mannschaft stand bereit, sobald ein Angriff erfolgen würde, sich an die gefährdete Stelle zu werfen.

Doch vorläufig blieb noch alles still.

Aber Walter sollte sich in dem Grafen von Habsburg nicht verrechnet haben! Bald nach Mittag stand er mit der gesamten Heeresmacht vor dem Haupttor Röttelns, und ließ seine Sturmböcke gegen die Mauern und Tore führen.

Im Nu waren Röttelns Mannen dort, hohnlachend die Habsburger zurückweisend.

Nur zwei lachten nicht, Walter hielt in der Mitte des Hofes auf seinem mächtigen, schwarzen Streithengst, und Balthasar, gleichfalls zu Pferde, neben ihm.

„Herr, der Teufel traue den Kerlen da draußen,“ sprach Balthasar finster, „mir ist, als wenn sie uns in eine Falle locken wollten.“

Walter nickt. „Mir auch! Balthasar, die Augen offen, es wird heut ernst.“

Er riß sein Pferd, daß es sich hoch bäumte, seine blauen Augen sprühten Blicke, er sprengte an

der Mauer entlang, mit kräftigen Worten die Seinen anspornend. Wie aus Erz gegossen saß er auf dem Hengste, dessen kostbares Säumzeug in der Sonne um die Wette mit Walters Rüstung funkelte.

Der Graf sah prächtig aus in seinem silberblinkenden Schuppenpanzer, den Arm- und Beinbergen, und dem blitzenden, offenen Helm.

Lauter Jubelruf grüßte ihn, besonders, als er jetzt die Zügel fallen ließ, nach der Armbrust griff, Pfeil auf Pfeil absendend, nie sein Ziel verfehlend, und das mächtige Tier unter sich nur mit dem Druck der Schenkel regierend.

So war etwa eine Stunde verstrichen.

Plötzlich hörte er ein lautes Geschrei vom nordwestlichen Tore her, er riß sein Pferd herum und jagte dorthin. Auf halbem Wege kam ihm Balthasar entgegen gesprengt und schrie: „Der Böse sitzt in der Wandel! Sie haben mit großer Macht unversehens uns von dort überfallen, Feuerbrände gegen das Tor geschleudert, und ringen nunmehr mit den Wenigen, so wir dort haben, — helfet, Herr!“

Walter schrie den Kämpfenden an der Mauer einige Worte zu und etliche fünfzig eilten ihm nach, die Gefahr abzuwenden. Das Tor hatte Feuer gefaßt, . . . rasch wurde Wasser gegossen . . . Walters Stimme klang scharf und kurz, die Leute flogen, seine Befehle zu tun . . . aber die Übermacht war zu groß.

Immer neue Feuerbrände flogen, — hell loderten die Flammen auf — —

Balthasar jagte zurück, alle die Kämpfenden, die am Haupttor zu entbehren waren, zur Hilfe zu holen — — und fand dort heillose Verwirrung.

Die aufsteigenden Flammen hatten die Mannschaft stutzig gemacht, . . . ihr Gebieter war nicht da . . . besorgt schauten sie dorthin, wo das laute Geschrei der Angreifenden und Zurückgeschlagenen ertönte . . . auf den Augenblick hatte Rudolf gerechnet. Im Nu waren die Seinen in Röhren auf dem Wassergraben, hatten Sturmleitern angelegt und erkletterten die Mauern.

Gerade da kam Balthasar.

„Tod den Feinden,“ schrie er, „rettet euer Leben und die Burg, — Tod jedem, der sich auf der Mauer blicken läßt.“

Er kehrte zurück — ohne Hilfe —

Walter hatte nur noch zehn Männer um sich, alle anderen lagen, teils tot, teils schwer wund, am Boden.

„Keine Hilfe?“ rief Walter.

„Keine, die Feinde ersteigen die Mauern!“

„Kämpft weiter, ich muß hin,“ rief der Graf und flog hinab.

Unten im Hof fand er die Seinen im Handgemenge mit den Habsburgischen, immer mehr erschienen auf der Mauer.

Ein Hagel von Pfeilen empfing ihn . . . er achtete nicht darauf.

Mit Donnerstimme rief er seiner Mannschaft zu: „Zurück zur Oberburg, noch ist nichts verloren!“

Er sprengte zurück, rief Balthasar das gleiche zu, und jagte weiter zur oberen Burg, wo er das schmale, feste Eingangstor weit öffnen ließ.

Kämpfend zogen sich die Röttler Mannen zurück . . . jeder Schritt wurde mit Blut erkaufte . . . endlich war der letzte über die kleine Zugbrücke, rasselnd flog sie in die Höhe vor den nachstürmenden Gräflichen . . . Walter selbst schloß das Tor.

Er war bleich bis in die Lippen, finster war die Stirn zusammen gezogen, nur in den blauen Augen sprühte und flammte es.

Er nahm sein Roß am Zügel und führte das sich zuerst sträubende Tier mit sicherer, fester Hand den ungewohnten Gang die Treppen hinauf in den kleinen Burgzwinger.

Hier scharten sich die Seinen um ihn — — er überflog ihre Reihen — — es fehlten mehr als die Hälfte!

Schweigend sahen die Getreuen ihren Herrn an. Da reckte er die kraftvolle Gestalt, riß den Helm herab, daß der milde Wind ihm die Stirn kühlte, ballte die Faust und rief: „Ihr Mannen von Rötteln, siegen oder sterben — aber nimmermehr ergeben!“

„Siegen oder sterben, nimmermehr ergeben,“ jubelten sie ihm zu, — der Bann, der einen Augenblick auf ihnen gelegen zu haben schien, war fort, sie schwuren ihm begeistert Treue bis in den Tod.

Es war inzwischen Spätnachmittag geworden. Die Habsburgischen schienen den Kampf nicht

weiter fortsetzen zu wollen. Man hörte ihren Siegesjubel im Zwinger, aber es erfolgte kein weiterer Angriff.

„Daß sie der Ruhe noch die Nacht pflegen,“ lachte Rudolf Herrn von Schwanau zu, „sicher sind sie uns doch, und die unseren brauchen auch Kräfte, maßen der Kampf noch heiß genug morgen werden wird.“

Er gab Befehl aus, den Grafen Walter, wenn möglich, lebend zu fangen, niemand sollte auf ihn zielen.

So kam der Abend und die Nacht; in der oberen Burg lagen die Röttler theils auf dem Hofe am Boden, theils in der Halle, aber niemand schlief, — sie wußten alle, daß den neuen Abend wohl nur wenige erleben würden.

Walter saß auf der Platte, die den unterirdischen Gang deckte, der treue Balthasar neben ihm.

„Herr, ruhet,“ bat er.

„Daß mich, — nein,“ wehrte Walter.

Lange war es still, nur der Nachtwind flüsterte im Geäst.

Walter preßte die Rippen zusammen um nicht aufzustöhnen vor innerer Qual. An sich dachte er nicht, nur an seine Burg, das Schloß seiner Väter, — er dachte an seine Getreuen und ihr Schicksal, daß sie ereilen würde, er dachte an die, die dort unten ihr Blut vergossen hatten für die Heimat, und sein Herz zog sich zusammen.

Gab es keine Rettung, — keine?

Er sah keinen Ausweg!

Er sprang auf und machte ein paar erregte Schritte.

„Herr,“ sprach Balthasar, „so wir uns noch Morgen halten könnten und sogleich, jetzt, einen Boten gen Basel sendeten, der hochwürdigste Bischof würde uns doch nimmer im Stich lassen!“

„Schwerlich,“ entgegnete Walter, „mir kam just der gleiche Gedanke. Wen senden wir? Laß sehen.“

Er überflog seine Getreuen und rief einen Knappen herbei. Balthasar schob mit Walters Hilfe die Steinplatte zur Seite, öffnete die Thür zum Gang und sprach: „Du kennst den Weg nicht, sei also sorgsam, und merke, Eile tut not.“

In kurzen Worten gab ihm Walter Befehl zum Bischof zu eilen und ihn um Hilfe zu bitten, der Knappe stieg hinab und die Thür schloß sich.

Der Mann kam nie in Basel an, — er war zu unvorsichtig und wurde, da er zu dicht am habsburgischen Lager vorüberkam, niedergemacht.

Hätte auch seine Sendung wenig genützt, — der Bischof hatte selbst nicht Überfluß an Mannen in Basel, das er auch schützen mußte. Er hatte sofort, nachdem Otto hingebracht worden war, noch in der Nacht zu dem Homburger gesandt, der im Sundgau mit einem starken Abteil stand, — aber von dort konnte Hilfe erst in zwei Tagen kommen. Doch hoffte der hohe Herr auf Röttelns starke Mauern.

Der Morgen graute, der Tag brach an. Balthasar schaute in das zunehmende Licht, — würde er den Abend noch sehen?

Er schüttelte den Kopf. „Mich schreckt der Tod nicht,“ murmelte er leise, „und solches verdanke ich dem guten Vater Rubertus! Mein Gott, vergilt ihm, was er an so manchem unter uns, was er an mir getan hat.“

In seine Gedanken hinein tönte Walters Stimme, der die Seinen zusammenrief.

In kurzen, kräftigen Worten sprach er zu ihnen von der Hoffnung auf Hilfe, wenn sie die Oberburg halten könnten und schloß: „Doch ist es nicht möglich, dann sterben wir! Es gibt nur zweierlei noch für uns: Freiheit oder sterben, — Ergebung keine!“

Diesmal antwortete ihm kein begeisterter Zuruf, aber statt dessen drängten sich die Mannen an ihn, einer nach dem anderen faßte ehrerbietig, aber mit festem Druck seine Hand.

„Nun ans Werk,“ rief der Graf, „die Habsburger sollen uns bereit finden, wenn sie kommen!“

Und sie kamen . . . kamen mit solcher Gewalt, daß auch dem Stärksten das Herz erzitterte. Es war ein furchtbares Ringen, und so gedeckt auch die Müttler standen, so traf doch bald hier, bald dort ein Pfeil eine Brust, — der Getroffene sank lautlos zusammen — über ihn ging der Kampf weiter, — — wer hätte heute noch Zeit gehabt, der Verwundeten zu denken?!

Von drüben her hatten sie über den Graben

Sturmleitern an die Mauern angelegt, aber sobald sich einer der habsburgischen Mannen hinauf wagte, sank er getroffen in das Wasser.

So tobte der Kampf bis gegen Mittag, und noch war der Stand der Dinge der gleiche, wie am Morgen, nur daß Tote und Verwundete bei den Habsburgischen in großer Anzahl den Boden deckten.

Da riß dem Grafen Rudolf die Geduld. „Mehr Sturmleitern her,“ schrie er, „Feuerbrände dazu und Beckkränze, Tod und Teufel, bis zum Nachmittag will ich Herr der Burg sein! Der erste, der mir von drinnen das Tor öffnet, wird heut' noch zum Ritter geschlagen.“

Das zog! Wie die Ameisen kletterten sie auf den Sturmleitern empor, und wenn auch noch viele der Tapferen tot hinab sanken, — es gab für die nachdrängenden kein „zurück“ mehr . . . und diesem heftigsten Ansturm konnte das zusammengesmolzene Häuflein der Röttler keinen genügenden Widerstand mehr bieten.

Und jetzt kam noch das Schlimmste dazu: im Kampfgewühl hatten sie nicht merken können, daß die Habsburger Beckkränze und kleine Strohbindel geschickt an das Tor zu bringen gewußt hatten, — der starke Wind tat das seine dazu — mit einem Wehschrei sahen sie urplötzlich die hellen Flammen empor lodern.

Diesen Moment der allgemeinen Verwirrung benutzend, sprangen etliche der Habsburgischen über die Mauer hinab, rissen die Kette los, daß die Zug-

brücke dröhnend herabflog, — und wenn sie auch ihr Wagestück mit dem Leben bezahlten, so war doch dem Grafen Rudolf der Weg frei!

Mit wenigen Stößen hatten seine Mannen das brennende Stroh in den Graben befördert, andere schleppten Wasser herbei, im Nu war das Feuer am Tor gelöscht . . . noch eine kurze Stunde . . . krachend brach es auseinander unter der Wucht der Steinwerfer.

Nun entstand ein furchtbares Handgemenge!

Langsam wichen die Röttler zurück — Schritt für Schritt — aber wenn auch einer von ihnen es im Mute der Verzweiflung mit zehn Habsburgischen aufnahm — wenn auch die Reichen der Feinde sich häuften, — so sank doch auch von ihnen einer nach dem anderen tödtlich getroffen dahin. Walter kämpfte wie ein Wilder, hageldicht sausten seine Streiche hernieder, nie das Ziel fehlend aber was vermochte er auszurichten, er mit den fünfzehn, die vor ihm fochten um ihn zu decken!

Neben ihm hielt sein treuer Balthasar.

„Herr,“ rief er, „alles ist verloren, gibt's denn für Euch keine Rettung, keinen Weg, damit Ihr Euch Rötteln wiederholen könnt?“

Walter antwortete nicht sogleich — — er sah keinen Weg — — nur einen — und der war fast sicherer Tod — — —

„Aus Elisabeths Altanzimmer, Balthasar,“ sprach er fliegend.

„Allmächtiger, das ist sicherer Tod, Herr,“ schrie der Getreue entsezt.

„Tausendmal eher den, als von der Hand dieser Buben oder gar ihr Gefangener,“ rief Walter hart, „es ist der einzige Weg!“

„Herr, gehet ihn mit Gott, vielleicht erhaltet Ihr Euch für Rötteln! Erobert es Euch zurück,“ preßte Balthasar hervor, „und wenn Ihr —“ ein Pfeil traf ihn, er glitt lautlos zu Boden.

Walters Hand sank herab, — einen Blick warf er auf den treuen Knecht, — einen zweiten auf die Wenigen, die noch vor ihm kämpften, — — wie aus weiter Ferne tönte der Siegesjubel der Gräflichen an sein Ohr, — — er riß seinen Hengst zurück, und während auch der letzte seiner Mannen zur Erde sank, hatte er mit seinem schnaubenden Tier die wenigen Stufen erstiegen und hielt an der Tür des Altanzimmers.

Jubelnd stürmten die Feinde heran, . . . nun war er ihnen sicher . . . nun konnten sie ihrem Herrn den tapferen Feind bringen . . . auch Rudolf war inzwischen in den Burghof gekommen und blickte frohlockend zu Walter hinüber . . . da plötzlich Totenstille . . . der Graf hatte die Zügel fest gefaßt, dem Tier die Sporen gegeben, und mit einem gewaltigen Satz flog es vom Altan hinab mit seinem Reiter in die Tiefe!

Wie erstarrt standen die Sieger und schauten zuerst gebannt auf die leere Stelle, dann eilten einige an den Altan, und blickten schaudernd

in den Abgrund, wo zerbrochene Baumäste ihnen den Weg zeigten, den der Graf genommen hatte. Die anderen aber stürzten aus dem Burghof hinaus, um die Leiche des tapferen Feindes zu suchen.

„Alle Heiligen,“ sprach Rudolf zu Herrn von Schwanau, der neben ihm stand, „in dem Röttler steckt mehr Mut, als ich bis anjeko sonst irgendwo gefunden! So sie die Leiche finden, soll ihm ein ehrenvoll Ritterbegräbnis werden, er hat es redlich verdient.“

Damit schritt auch er hinauf in das Zimmer und sah kopfschüttelnd und schauernd in die gähnende Tiefe.

„Schade um ihn,“ murmelte er.

Als er wieder in den Hof trat, kamen ihm atemlos einige seiner Leute entgegen.

„Herr,“ riefen sie, „solches kann nimmer mit rechten Dingen geschehen! Wir fanden dort unten verendend den schwarzen Hengst des Röttler Herrn, von ihm selber aber nichts weiter, denn seinen Brustharnisch.“

Schier wollte dem Grafen die Sprache vergehen! Er fuhr auf: „Tod und Teufel, so kann er doch nimmer weit sein! Verfolgt ihn, sucht nach ihm, er hat sich sicher gen Basel gewandt, hoher Lohn dem, der ihn fängt.“

Die Mannen eilten auseinander, und bald sah man sie eifrig auf der Suche nach dem Grafen von Rötteln.

Dieser saß indessen verborgen in einem Hause

des Dorfes, angetan mit den Kleidern des Bauern. Die guten Leute zitterten vor Angst um das Leben ihres Herrn und um ihr eigenes, und bebten, als sie die Verfolger sahen, aber ihre Sorge war unbegründet. Die Söldner hatten es nicht so eilig, wie ihr Herr, und hätten lieber der Ruhe gepflegt, als nach einem einzelnen Mann zu suchen.

So kehrten sie, da es dunkelte, unverrichteter Sache zur Burg zurück.

Walter aber entkam im Schutz der Nacht und langte nach zwei Stunden vor Basel an.

Erschrocken erkannte ihn der Torwächter an der Rheinbrücke und ließ ihn ein — — entsetzt schaute ihn der Bischof an, den er um wenigens später aus dem Schlaf geweckt hatte.

„Walter, um der Heiligen willen, was ist geschehen?“

Da sank der todesblasse, unglückliche Mann auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und stöhnte verzweifelt: „Alles verloren! Auf Rötteln sitzt der Habsburger!“



Siebzehntes Kapitel.

Es war im Anfang August. Heiß schien die Sonne herab, schlaff hingen die Blätter an den Bäumen hernieder.

Untätig lagen die habsburgischen Söldner auf der Burg im Wiesetal und vertrieben sich die Zeit mit Würfelspiel und Trinken. Ihr Herr war abgezogen. Er hatte nur eine starke Bewachung zurückgelassen, denn er selbst hatte anderes zu tun als hier zu rasten.

„Der Röttler ist ein geschlagener Mann,“ pflegte er zu sagen, „der tut uns nichts mehr! Bevor er ein Heer zusammen hat um die Burg sich wieder zu holen, ist der Kampf zu Ende. Der Bischof aber kann ihm keine Mannschaften geben, maßen er selbst nicht über allzuviel verfügt.“

So war der Graf ganz sicher, hatte auch deshalb die Burg nicht zerstören lassen, sondern sogar befohlen, ihre Schäden, die sie bei der Belagerung erhalten hatte, auszubessern, denn er erwog in Gedanken, sie später einer seiner Töchter als Heiratsgut mitzugeben.

Nach dem unterirdischen Gang ließ er vergebens forschen, — er konnte den Eingang nicht

entdecken. Das wollte ihm zuerst einige Sorge machen, doch entschlug er sich bald der Gedanken im Blick auf Walters zerstörte Macht.

Aber er hatte nicht mit des Grafen ungebeugter Tatkraft gerechnet.

Als Walter einige Stunden nach seinem Eintreffen in Basel an das Lager seines verwundeten Bruders trat, da war der wilde Schmerz der Verzweiflung, der ihn gepackt, mit eiserner Gewalt in das Herz hinabgedrängt, — trogige, starre Entschlossenheit stand auf seinem Antlitz geschrieben.

Otto stöhnte laut, als er den Bruder sah, — der aber beugte sich über ihn und sprach: „Sei still, mein Bruder, noch steht die Burg, der Habsburger läßt sie kaum schleifen. Ich aber hole sie zurück, und sollt' es mein Herzblut kosten! Lieber unter ihren Trümmern begraben werden, denn das Erbe unserer Väter verlieren. So Du gesund bist, ziehest Du ein in unser Rötteln, — — oder Dein Bruder lebt nicht mehr!“

Nun begann er in aller Stille zu rüsten, eifrig unterstützt von seinen wenigen Getreuen, die aber freilich die Besten waren.

Als der Torwärter vom Sankt Albantor am 2. August des Abends das Tor schloß, schaute er sinnend und kopfschüttelnd einem Bauern nach, der, so schien es, einfältig aus der Stadt gegangen war, und murmelte dann in seinen grauen Bart: „So viel' Bauern als heut' sind selten durch das Tor gezogen — — — — wo die hin wollen in dieser

Nacht, da gibt's am Morgen blutige Köpfe, solches ist sicher."

Der Abend schritt weiter vor, und je dunkler es wurde, desto schneller ging der Bauer. Er wählte den Weg über den Hornfelsen, und trotz der Dunkelheit, die ihn im Walde mehr und mehr umgab, schien er doch die Richtung genau zu kennen, . . . er schritt unbeirrt zwischen den Bäumen und durchs Gestrüpp dahin, und stand nur ab und zu still, um zu lauschen.

Aber nur der eintönige Schrei eines Nachtvogels tönte in gleichmäßigen Zwischenräumen durch die Stille, rief aber jedesmal auf dem Antlitz des Bauern ein befriedigtes Lächeln hervor.

Jetzt schwieg die Vogelstimme.

Geraume Zeit verstrich, der Mann stand häufiger still . . . lauschte anhaltend . . . und nahm schließlich den Hut vom Kopf, um sich den Schweiß abzuwischen. Im gleichen Augenblick fiel ein Mondstrahl durchs Gezweig, und beleuchtet hell Walters Gesicht.

"Da ist etwas verdächtiges," murmelte er, "heiliger Georg, sei barmherzig, laß es gelingen, das Wagestück, so ich mit nur dreißig Mann unternommen habe! Was mag nur Wilbold merken, daß er so beharrlich schweigt? — — Gottlob, da ist wieder seine Stimme!"

Aus weiter Ferne tönte der Vogelschrei zweimal hintereinander durch die Stille, und nun schritt Walter hastig, aber mit doppelter Vorsicht weiter.

Der hellscheinende Mond verschwand unter aufsteigenden Wolken, ein Wetter zog am Himmel auf, hin und wieder leuchtete ein Blitz, in der Ferne grollte der Donner.

Bald nach Mitternacht sah Walter die ersten Häuser von Brombach vor sich liegen. Nun galt es vom Waldessaum aus das Feld zu durchqueren und den Kirchhof zu gewinnen. Er spähte, noch von den Bäumen gedeckt, sorgsam umher, — nichts regte sich.

Langsam trat er hinaus auf die Wiese, und nun sah er drüben Mötteln liegen, die Burg seiner Väter.

Ein unterdrücktes Stöhnen entrang sich seiner Brust, er preßte die Hände zusammen und murmelte: „Mein Mötteln, in den nächsten Stunden bin ich wieder Dein Herr, oder — Dein Boden hat mein Blut getrunken!“

Er ballte die Faust und schüttelte sie in wildem Grimm.

„Wehe euch dort oben, so ich der Herr bleibe und ihr euch nicht ergeben wollt!“

Vorsichtig gleich einer Kaze, die auf Beute ausgeht, schlich er über die Wiese, . . . noch wenige Schritte, er stand auf dem Kirchhof. Eine dunkle Gestalt löste sich von einem Baum los und glitt auf ihn zu.

„Herr, kommt Ihr endlich,“ flüsterte Wilbold, „schon vermeinete ich, Ihr hättet ein Hindernis gehabt.“

„Wie Du, Wilbold, was war's, das Deinen Schrei verstummen ließ?“

„Ein Fuchs, Herr, dem ein echter Bauer folgte, um seiner habhaft zu werden,“ lachte der Knecht leise, „ich sah ihn zur rechten Zeit, und machte einen langen Umweg um den Mann.“

„Sind sie alle drin?“

„Alle, Herr, man harret nur auf Euch. Gero ist voran nach Eurem Befehl.“

„Nun dann vorwärts im Namen aller Heiligen,“ rief Walter, warf das Bauerngewand ab und stand in voller Rüstung da.

Sie traten zu der Kastanie, an deren Fuß ein schwarzes Loch gähnte. Walter verschwand langsam darin, Wilbold folgte ihm und mit einem eisernen Griff zog er die Grabplatte über die Öffnung.

Nach einem längeren, langsamen Vorwärtsschreiten, kamen die beiden Männer zu den anderen, die längst ihrer harreten.

„Herr,“ empfing ihn Gero, „es war kein leicht Stück Arbeit, all diese Bauern hierher zu führen, doch Dank den Heiligen, so weit gelang es.“

„Nun kommt das schwerste,“ sprach mit fliegendem Atem Walter im Vorwärtsschreiten, „versucht vorsichtig hier den Eingang zu öffnen, aber vorsichtig, daß man nicht hierorts unser Nahen merket, gleich wie wir damals das ihre.“

Er nahm das Windlicht, das Gero trug, diesem ab, und jetzt gingen ihrer vier an die Öffnung des Einganges. Es war ein sauer Stück Arbeit, mehr

denn einmal gab es ein Geräusch ab, doch der stärker werdende Donner übertönte es, und im Hof blieb alles still. Endlich wich die Steinplatte, Gero zwängte sich als erster durch die Öffnung hindurch, ihm folgte Walter, der das Licht gelöscht hatte. Sie schoben mit Riesenkraft die Platte etwas weiter fort, und mühelos entstieg die Mannen dem Gange.

Als der letzte heraus war, schlossen sie auf Walters Befehl den Eingang.

Alles geschah so leise wie möglich . . .

„Herr,“ rief der lange Friedung mit unterdrückter Stimme, „und nun über die Schufte her, sagt schnell, wo wir anfangen, sie schlafen ja hier gleich den Murmeltieren.“

Walter antwortete nicht gleich. Sein Gesicht schien im Schein der zuckenden Blicke weiß, er hatte den Helm abgenommen, der heftige Wind fuhr ihm über die heiße Stirn.

Das Wetter war herangekommen, die ersten Regentropfen fielen.

Der Graf holte tief Atem, überschaute sein Erbe, in das er sich hatte hineinschleichen müssen wie ein Dieb, und sprach dann mit einer Stimme, aus der die innere Bewegung zitterte: „Erhebt ein laut Kampfesgeschrei! Wir sind keine Meuchelmörder, sondern wollen im Kampf zurückholen, was man uns nahm. Derer, die hier als Besatzung liegen, ist doppelte Zahl denn wir sind zum mindestens. Sie im Schlaf zu töten, wäre das leichteste, aber unwürdig unser und auch ihrer. Doch eins sei

euch gesagt: „Wenden sich die Heiligen von uns, so bleiben wir alle auf dem Plage, lebend entkommt niemand von uns, und auch mein Blut färbt alsdann die Erde.“

Da brachen die dreißig in ein wildes Kampfgeschrei aus es währte nur wenige Augenblicke, so stürmten die habsburgischen Söldner einher, und meinten eine Spuckgestalt zu erblicken, als sie des Grafen ansichtig wurden.

Sie standen wie erstarrt, Walter aber rief ihnen zu: „Bewaffnet euch, — ich gebe euch fünf Minuten Frist. Nimmer wollten wir im Schlaf euch töten, wir kommen nicht als Mörder, — anjeko soll das Schwert noch einmal entscheiden, und euch beweisen, daß Rötteln mein ist, mein!“ Wild aufjauchzend bei diesem Wort riß er sein Schwert aus der Scheide, da sprang von drüben der Anführer aus dem Haufen und rief: „Auf fünf Minuten Frist!“

Der Mann wandte sich zu den Seinen und sprach hastige Worte, doch so leise, daß der Graf sie nicht verstehen konnte. Bald erhob sich ein zustimmend klingendes Gemurmel . . die Verhandlung wurde immer eifriger, schon klappte der Röttler Herr sein Bisier herab und wollte den Befehl zum Angriff geben, — da wandte sich jener zu ihm und hob an: „Vieledler Herr, verstatet, daß ich Euch ehe wir den Kampf beginnen, etwas sage. Die Burg ist Euer, solches wissen wir, daß der Habsburger Graf, unser Herr,

sie Euch nahm, ist Kriegsrecht, — daß Ihr sie wieder haben wollt, ist selbstverständlich. Zwar sind wir Euch um mehr denn das Doppelte überlegen, doch wissen wir, daß einer von den Euren es mit fünf von den unseren aufnimmt. Solches aber ist's nimmer, was wir soeben erwogen und was uns dazu treibet, Euch ein Anerbieten zu machen. Hättet Ihr uns angegriffen ohne uns zu warnen, so hätte gar mancher von Euch da drüben ins Gras beißen müssen, ehe wir uns ergaben, und wer weiß, wer gesiegt hätte. Teuer wär' Euch gewißlich die Wiedereinnahme der Burg zu stehen gekommen! Aber Euer Großmut hat uns entwaffnet — Ihr seid ein edler Feind! Nehmet was Euer ist, wir sind Eure Gefangenen, aber schon unser Leben.“

Mit wachsendem Staunen hatte Walter zugehört, schweigend sah er eine Weile den Mann an, zu unerwartet war ihm dies gekommen.

Er schlug sein Visier auf, trat einen Schritt vor, bot dem Mann die eisenbehandschuhte Rechte und sprach: „Ihr seid meine Gefangenen, wie ihr gesagt habt. Ihr sollt es nicht bereuen, daß ihr mir mein Eigentum kampflos überlaßt, und ich also die Kraft meiner besten Mannen spare. Friedung und Gero,“ wandte er sich zu seinen Leuten, „nehmt ihnen die Waffen ab, und führt sie in den Zwinger hinab, alsdann sorgt für einen guten Trunk.“

Er winkte Wilbold und ging mit ihm in die Halle des Herrenhauses.

Dort sank er auf einen Stuhl und preßte die Hände an die Stirn.

„Rütteln, mein Rütteln,“ stieß er hervor, „nun wieder mein mein mein!“

Die Erregung durchschüttelte ihn, schwer ging sein Atem. Der treue Knecht stand abseits und überließ den Burgherrn einige Minuten seines Gefühls, — hätte er doch selbst vor Freude laut jauchzen mögen!

Dann aber trat er ehrerbietig hinzu und sprach: „Herr, nun ist's genug, vergebt, so ich also zu Euch rede, aber Ihr habt nimmer Zeit zum Hinsitzen. Mir scheint doch Vorsicht noch geboten gegen die Söldner und — Quartier müssen die Gefangenen auch haben.“

Walter sprang auf: „Du hast Recht, Wilbold! Laß uns vorerst sehen, in welchem Zustand wir alles finden, und alsdann gehen wir zu den Mannen hinab.“

Er schritt voran und Wilbold folgte ihm.

Walter sah bald, daß da und dort Schäden zu bessern waren, nicht aber soviel wie er befürchtet hatte. Durch die Wohnräume zu gehen nahm er sich nicht die Zeit, wollte auch dabei allein sein, und so stiegen sie zum Zwinger hinab.

Von unten schallte ihnen froher Gesang entgegen, ein Lächeln flog über sein Gesicht, er öffnete die Thür zur Knappenhalle und trat ein.

Der Gesang verstummte, und er sprach: „Genug des Trinkens! In einer halben Stunde seid ihr

auf dem Weg nach Basel. Der Bischof braucht Leute, er soll euch werben.“

Er winkte Gero, und als zu der bestimmten Zeit zwanzig der Röttler Mannen, an ihrer Spitze der lange Friedung, die Gefangenen nach Basel geleiteten, brachten sie dem edlen Grafen eine begeisterte Huldigung dar.

Das Tor schloß sich hinter ihnen, — die Zugbrücke flog auf, — Röttler Mannen standen als Wachen auf den Mauern, — und Walter stand oben im Burghof still, um sich zu besinnen, daß nicht alles ein Traum sei.

Er ging in den Ballas und schritt langsam von Zimmer zu Zimmer. Alles war unverändert, — der Graf von Habsburg hatte schonend verfahren.

Nun kam Walter an das kleine Altanzimmer, von wo aus er den Todesprung gewagt hatte. Er trat auf den Altan und schaute lange, lange in die gähnende Tiefe.

Das war vor acht Wochen gewesen, und heute war Rötteln wieder fein!

Dageschah, was dem starken Mann noch nie passiert war, — — große Tränen stahlen sich über sein Gesicht, er sank auf die Knie und flüsterte: „Mein Gott, ich danke Dir.“

Als er hinaus auf den Hof trat, leuchtete der erste Strahl der Morgensonne durch die Linde, hell war sein Auge, der alte, freudige Mut lag auf seinem Antlitz.

Die Landleute im Dorf rieben sich die Augen,

sie vermeinten, es äffe sie ein Spud, als sie im Morgenwind von Röttelns Zinnen die alte wohlbekannte Fahne ihres Herrn flattern sahen.

Im bischöflichen Palast aber herrschte lauter Jubel, und Otto beschloß trotz Odalsindes Bitten, am Nachmittag mit seinen Mannen und noch fünfzig von des Bischofs Knechten nach Rötteln zurückzukehren.

Es hielt ihn nicht länger in Basel. Seine Verwundung war fast ganz heil, „den Rest wird die Röttler Luft heilen, und mir auch die fehlende Kraft wiedergeben“ meinte er.

Rudolf von Habsburg geriet in seinem Hauptlager in Säckingen schier außer sich, als er hörte, der Röttler sei wieder auf seinem Schloß! Er ballte die Fäuste und teilte mit Donnerstimme seine Befehle aus — — — da ereignete sich etwas, das seine Gedanken vollständig von Rötteln ablenkte.



Achtzehntes Kapitel.

In Säckingen, der kleinen Stadt am Rhein, ging es sehr lustig zu.

Zwar lag viel Kriegsvolk in der Stadt und außen herum, aber die Einwohner standen zu dem Habsburger Grafen, und waren dieserhalb seine Söldner und Mannen gut Freund mit ihnen.

Zuerst, als der Graf mit seinem Heer erschienen war, hatten die Leute bange Sorge getragen, ob er nicht trotz aller Freundschaft ein harter Kriegsherr sein werde, — — dazumalen gabs in der Kirche des heiligen Fridolin soviel Andächtige und Bittende, daß sie kaum Platz für alle bot, — sie war stets überfüllt und gar viele Gelübde wurden dem heiligen Fridolin getan, dessen Reste in dem großen Sarg in der Kirche ruhten.

Der liebe Heilige hatte bis anhero stets der Stadt Bestes gewollt, sie treulich bewahrt und den Einwohnern viel Gutes getan, so stand zu hoffen, daß er bei der Leute frommen Gesinnung auch fernerhin treulich seines Amtes als Schutzpatron walten würde.

Hätte er alle dicken Wachskerzen bekommen, so ihm allein von der Minderzahl der Beter gelobt worden waren, — — seine Kirche hätte Vorrat auf

mehr denn fünfzig Jahre gehabt! — — ohne all' der anderen Gelöbniſſe zu denken, als da ſind heilige Geräte, Meßgewänder, Decken und anderes mehr, ſo die Vielbegüterten der Stadt getan hatten.

Als der Graf von Habsburg aber wirklich da war, und ſich gar nicht als rauher Kriegsherr und Oberſter der Stadt, vielmehr als ihr Beſchützer und Freund erzeigte, da waren die Kerzen mitſamt den Decken, Meßgewändern, heiligen Geräten, ja, auch das fleißige Kirchenbeſuchen vergeſſen, — die Einwohner lebten in Saus und Braus mit den Rittern und ihren Mannen.

In den Sälen der Reichen ſchmauſten die Grafen und Herren, und liebäugelten mit den Frauen und Jungfrauen auf feinere und gröbere Weiſe, . . in den Räumen der Dienerschaft ſaßen die Knechte und Mannen, tatens den Herren nach, zuweilen waren ſie ihnen noch über — zechten und ſchäkerten auf ihre Weiſe mit den Mägden und war ein toll und luſtig Leben in der Stadt.

So ging's etliche Zeit, bis eines Tages das Gerücht die Stadt durchlief, der heilige Fridolin hätte ſtark in ſeinem Sarge geklopft und damit ſeinen Unwillen über die Bewohner kund getan. Darob lachten die Einen, die Anderen ſchüttelten die Köpfe und meinten, — „'s wird eine Ratte geweſen ſein, ſo hinter dem Sarg zu Boden fiel und gepoltert hat,“ — noch andere beſchwichtigten ihr aufgeschrecktes Gewiſſen und gelobten eine neue Wachskerze, — wenn die erſte, die ſie noch ſtiften wollten,

abgebrannt sein würde, . . . und alles blieb beim alten.

Ja, es wurde sogar noch schlimmer, so berichtet die Chronik der Stadt Kolmar aus jener Zeit. Nach und nach fanden die Bewohner der Stadt Gefallen an den Streifzügen der Ritter in die Umgegend, sie taten mit, zuerst nur vereinzelt, dann ihrer mehr, endlich begleiteten sie jedes Mal die Herren und machten reiche Beutezüge auf Kosten der armen Landbewohner.

Darob erneutes starkes Pochen des heiligen Fridolin in seinem Sarge. Diesmal horchten nur noch wenige auf, als man davon erzählte, und die Warnung schlug an taube Ohren.

So war der Sommer dieses Jahres herangekommen.

Der Graf saß fest in Säckingen, nachdem er von Rötteln gekommen war. Er schmiedete Pläne, — seine Ritter raubten, — die Einwohner halfen, — so verging allen die Zeit.

Da sprach Rudolf eines Tages: „Genug der Müßiggängerei, ich will euch Arbeit geben. Jene Brücke dort,“ — er wies auf eine steinerne, die unweit der Stadt über den Rhein führte, „brecht ab, sie ist mir hinderlich.“

„Herr, warum,“ fragte einer der Umstehenden, „sie ist gut und fest, auch besonders der Stadt wert, dieweil der heilige Fridolin sie, da er hier lebte, selbst erbaut hat.“

„Solches hat hierbei nichts zu sagen,“ entgegnete Rudolf kurz.

Da wurde die Brücke abgebrochen. Kurz vorher klopste der heilige Fridolin noch einmal, noch stärker als vorher, — diesmal ganz vergeblich. Niemand achtete mehr darauf.

Das war Ende Juli geschehen.

Am 10. August 1272, wenige Tage vor Rudolfs beabsichtigtem neuem Aufbruch gegen Nötteln, schlug in der Vormittagstunde plötzlich eine helle Flamme aus einem Hause empor. Das Feuer fand gute Nahrung, die Sommerhitze hatte alles ausgedörret, . . . rasch griff es um sich.

Bald standen etliche Häuser in Brand . . . schreiend und ratlos liefen ihre Bewohner umher . . . manche konnten nur das Notwendigste retten, andere nichts.

Alles wurde aufgeboten dem wütenden Element Einhalt zu tun, . . . Knappen und Knechte, Ritter und Mannen waren tätig, — — umsonst, es fraß immer weiter.

Mit verhängten Zügeln sprengte ein Eilbote nach Badenweiler, wohin Rudolf von Habsburg mit einer kleinen Schaar geritten war, um dort mit dem Grafen von Badenweiler zu beraten. Der Bote sollte ihm Kunde bringen von dem Unglück, und ihn zurückrufen, da jede Hilfe nötig war.

Einem Flammenmeer war die Stadt gleich, und wie eine schwarze Wolke lag der Rauch über ihr. Von Basel aus hatte man den Rauch auf=

steigen sehen, in Haufen standen die Leute und fragten und schauten, da kam um Mittagszeit die Kunde: Säckingen brennt!

Im Augenblick war auch des Bischofs Plan fertig.

„Zu Pferde und hinaus,“ tönte der Befehl, — und noch war keine Stunde verflossen seit dem Eintreffen der Kunde, da war er an der Spitze einer erlesenen Schar auf dem Weg nach der Stadt.

Betäubend wie ein Donnerschlag wirkte die Nachricht „der Bischof kommt“, auf die verstörten Einwohner.

Eilig versuchte der Graf von Arid, ein Befehlshaber Rudolfs, Leute zu sammeln, — da war Heinrich auch schon heran und stürzte sich mit seiner Schar auf ihn.

Ein blutig Ringen begann, aber die Verwirrung durch den plötzlichen Überfall und durch das immer wütender um sich greifende Feuer war zu groß, — auch glaubten sie, des Bischofs ganze Heermacht aus Basel sei angerückt, — sie selbst aber waren nicht gesammelt zum Streit, zum größten Teil auch nur wenig bewaffnet, — da wichen des Grafen Mannen.

Die Bischöflichen jagten ihnen nach, kehrten aber auf Befehl ihres Herrn, der selbst der Anführer war, um und wurden nun auch mit leichter Mühe des Ortes Herr.

Sie rissen die steinernen Mauern ein, zerstörten die noch stehenden Häuser und raubten und

plünderten nach Herzenslust. Was noch in der allgemeinen Verwirrung daran dachte sich ihnen entgegenzustellen, wurde niedergemacht, und so verlor der Graf von Habsburg an diesem Tag viele gute Kräfte.

Mit Beute reich beladen machten sich die Bischöflichen auf den Heimweg.

Als sie fort waren, traf Rudolf auf dem Kampfplatz ein, — er knirschte vor Wut, als er übersah, daß nur ein kleiner Teil Bischöflicher seine Mannen in die Flucht geschlagen hatte.

Aber an eine Verfolgung war nicht zu denken, — und so kam Herr Heinrich mit seiner Schar am Abend jubelnd nach Basel zurück.

Blutigrot war die ganze Nacht hindurch der Himmel über Säckingen. Am Abend dieses zweiten Tages war die liebliche Stadt ein Schutt- und Aschenhaufen, unter dem es noch tagelang weiter glühte.

Rudolf von Habsburg stand am andern Ufer des Rheins, düster blickte er bald auf den Trümmerhaufen, bald nach den Bergen jenseits des Rheins, wo ein Teil seiner Leute beschäftigt war, die gestern im Kampf Gefallenen zu bestatten.

Die Abendsonne schien leuchtend über die Stätte des Unglücks und des Glends, von dem Schwarzwald strich ein leiser Wind hernieder, feierlich tönte die Abendglocke durch das Thal und in das Jammern und Klagen der Obdachlosen und zum Teil verarmten Leute hinein.

Die Kirche allein war stehen geblieben, und vier Häuser neben ihr. Wie durch ein Wunder war sie erhalten inmitten der schrecklichen Feuersbrunst.

Wie das Feuer entstanden, vermochte niemand zu sagen. Einige wollten behaupten, es hätte ruchlose Bubenhand angelegt, die Kolmarer Chronik aber nennt es ein Strafgericht Gottes über die Stadt, da die Zügellosigkeit der Einwohner gar zu groß geworden.

Aber „ein Unglück kommt selten allein,“ das mußte Rudolf von Habsburg reichlich in diesen Tagen erfahren.

Alle seine Mannen hatten Befehl erhalten, den Deuten der Stadt beizustehen, die Trümmer und Schutthaufen zu beseitigen, Baumaterial herbeizuschaffen, Holzbaracken zu errichten, und auf jede Weise das Elend verringern zu helfen. Da regten sich nun tausend fleißige Hände, wie in einem Bienenschwarm ging es zu, mit Lust und Eifer war jeder bei der Arbeit.

So waren zehn Tage nach der Feuersbrunst verstrichen.

Rudolf saß in seinem Zelt und hatte einen Plan vor sich, nach dessen Umrissen die Stadt neu erbaut werden sollte. Er war ganz darin vertieft, als sein Knappe den Sohn seines Verwalters der Burg Ottmarsheim hereinführte. Der Jüngling bat um Entsatz, da die Neuenburger die Burg seit Wochen belagerten und allbereits der Hunger dort eingekehrt sei.

„Pfeift der Wind aus dem Loch,“ fuhr Rudolf auf, ließ ein Teil feiner Leute faddeln und gen Ottmannsheim jagen. Aber da sie am Spätnachmittag ankamen, fanden sie von der Burg nur noch rauchgeschwärzte Mauern, und hatten nichts zu tun als die Gefallenen zu bestatten.

Am nächsten Tage wurde ein Mann zu Rudolf gebracht, den die Neuenburger bei der Erstürmung der Burg gefangen hatte. Er war genau so verstümmelt, wie Rudolf die Gefangenen von Neuenburg einst verstümmelt hatte, und berichtete, daß die Neuenburger dem Grafen sagen ließen, daß, so er diese Kunde erhielt, seine Burg Froschbach, nahe Bangenheim, auch gewesen wäre!

Schäumend vor Wut jagte Rudolf selbst mit mehreren hundert Mann hin, — aber da sie ankamen, war vom Feind nichts mehr zu sehen, — sie konnten ebenfalls nur die Gefallenen bestatten; Froschbach selbst war ein Trümmerhaufen.

Da tat Rudolf einen fürchterlichen Schwur, sich blutig am Bischof von Basel, dem Helfershelfer der Städte, zu rächen.

Er schwur heimzuzahlen, was an seinen Burgen zerstört worden war, und aus den bisherigen Streitereien blutigen Ernst zu machen.

Hatte er aber gemeint, den Bischof zu überraschen, so war er im Irrtum gewesen, — der Bischof empfing ihn wohlgerüstet.

Am Abend des 24. August gelang es Rudolf in die Vorstadt zum heiligen Kreuz einzufallen; sie

lag außerhalb der hohen Stadtmauer, und die äußerste Ringmauer war noch nicht gezogen, die habsburgischen Söldner durchstreiften raubend, mordend und plündernd die Straßen, und als sie abzogen, war die Vorstadt zum Kreuz ein wogendes Flammenmeer. Der rote Schein verbreitete sich weithin am Himmel, und mischte sich mit den bleichen, ersten Morgenstrahlen.

Am 25. August des Abends war die Kreuzvorstadt ein glühender Trümmerhaufen, unter dem es noch immer weiter brannte, und ab und zu schlug lodernd eine Flamme hoch empor.

Der Graf von Habsburg hatte sich zurückgezogen.



Neunzehntes Kapitel.

Auf der kleinen, aber starken Burg Werra saß Rutold in beschaulicher Ruhe.

Bisher hatte weder der Habsburger noch einer seiner Genossen Gelüste gezeigt, anzubändeln. Wohl waren sie in der Ferne vorüber gezogen, herangekommen aber war niemand.

Rutold betrachtete von hier aus die Dinge, wie sie draußen gingen. Walter hielt ihn, so gut als möglich, durch Boten auf dem Laufenden.

So erlebte er von hier aus Röttelns Fall.

Da war er in die Burgkapelle geeilt und hatte sich dort eingeschlossen als er um Stunden später heraus kam, war aus dem Jüngling ein Mann geworden. Tiefer Ernst lag auf seinem jugendschönen Gesicht, und das Lächeln, das freilich selten gegen die frühere Zeit über sein Antlitz gezogen war, schien jetzt ganz erstorben.

Seine Befehle klangen bestimmter noch denn sonst, und die Burgleute raunten einander zu: „Er sah in der Kapelle etwas! Es tut nimmer gut, allzulang vor dem Altar zu knien.“

Saß der Graf aber allein in seinem Gemach, so drehten sich seine Gedanken nur um einen Punkt: Rötteln verloren, die Burg meiner Väter verloren!

Dann füllten wohl Zorn und Grimm seine Seele, daß er hier in untätiger Ruhe ausharren und zusehen mußte, wie Rötteln ein anderer nahm, statt mit dem Schwert in der Faust sich seine Heimat zurückzuholen, — und doch war er gebunden! Er hatte dem Bischof sein Wort gegeben, Werra zu halten, und einem Röttler war sein Wort heilig.

Sin und her zogen auch wohl des Bischofs Worte durch seinen Sinn: „Bist du einmal weltmüde, so komm, die Kirche kann Dich brauchen,“ — aber — ein hold, licht Antlitz sah er dann vor sich — — und er schüttelte energisch den Kopf. Was sollte er der Kirche, oder die Kirche ihm?! Ihm winkte ein ander Glück, denn die Kirche es bieten konnte — in Ursulas blauen Augen, — ach Ursula! Wie lange schon hatte er nichts von ihr gehört! Daß auch Walter so beharrlich schwieg, — nichts hatte er berichten lassen, als daß Oda und Ursula in Basel beim Bischof waren.

Und eines Tages kam von Walter die Kunde: „Rötteln ist unser!“

Und der Bote berichtete, wie es wiedergewonnen.

Ein froh Aufjubeln löste den Alp, der auf Gutolds Brust gelegen, er beschenkte den Mann reich, und der Tag wurde auf Werra zum Feiertag.

Das war im August gewesen, heute schrieb man den 15. Dezember.

Im kleinen Saal des Schlosses saß Gutold mit einigen Freunden beisammen. Werner, der Graf von Bärenfels, saß ihm zur Rechten, ein Better von

ihm, Herr Otto von Neuenstein, zur Linken. Auch der Sohn des Bürgermeisters von Basel, Hugh von Marschalke, wie sein Vater geheissen, war im Kreis. Ihn hatte der Bischof schon zu Beginn der Fehde zu Lutold gesandt mit fünfzig Mann.

Die vier Herren waren im eifrigen Gespräch begriffen, und Werner rief soeben: „Na, laßt ihn kommen, er soll sich des Empfanges freuen. Hab' vermeint, der Habsburger hat unser vergessen, — scheint jeko sich zu besinnen, daß der hochwürdigste Bischof auch hier noch etliche Freunde hat! Wann, sagtet Ihr, wurde Euch die Kunde?“

„Gestern am Abend,“ entgegnete Lutold, „ein Landmann von Wehr, Wolf mit Namen, hinterbrachte uns solches. Er war zu Gast bei seinem Schwestersohn in Muttenz und vernahm dorten die Kunde, der Habsburger wolle nunmehr gegen uns an!“

„Und wie ward ihm die Kunde?“ fragte der Graf von Bärenfels, „mich nimmt Wunder, daß der Mann solches in Muttenz hat hören wollen, — seit wann läßt der Graf von Habsburg vor sich hertrompeten, gegen wen er ziehen will?“

„Auch mich verwundert solches baß,“ warf Herr Otto von Neuenstein dazwischen, „ist dem Wolf zu trauen, Lutold?“

„Er erklärte mir auf meine Frage, da mir die gleichen Bedenken kamen, er habe noch einen Schwestersohn, der sei bei dem Habsburger geworben,“ erwiderte Hugh von Marschalke; „dieser nun suchte

zu erkunden, was der Graf vorhabe, da er einmal den Namen dieser Burg hörte, und hinterbrachte was er wußte, seinem Bruder in Muttenz."

"Alingt glaubhaft," nickte der Bärenfeller Herr, "jedoch — ich traue dem Frieden nicht, Ihr Herren."

"Er liefert uns seit langem Vorrat an Korn und Gemüse," entgegnete Rutold, "Hugh und ich haben gestern am Abend noch lange sinniert, ob ihm zu trauen sei — wir fanden kein „Nein“ darauf, — — —"

"Aber auch kein „Ja“, vollendete Herr von Marschalke, "Ihr wißt, Rutold, er hat einen bösen Blick."

"Den hat er," entgegnete dieser, "aber, Ihr Herren, so ihm nicht zu trauen sei, warum hinterbrachte er uns solche Kunde?"

"Um guten Lohn auf beiden Seiten wurde schon mancher zum Schuft," sagte ironisch Herr von Neuenstein, — "kennt der Kerl die Burg genau?"

"Er half bei ihrem Wiederbau, wie andere auch," sagte Rutold nachdenklich, "sonst war er nie auf länger drin. Vom Pförtchen in der Mauer dort nach dem Bärenfels zu ahnt er nichts, es ist zu gut verborgen unter dem Epheu und Gestrüpp, und auch erst gebrochen, da alles Fremde von der Burg fort war; außerdem deckt es von außen lose gefügtes Mauerwerk."

"Und habt Ihr es je benützt?" fragte Werner.

"Nie," sagte Rutold, und auch Hugh verneinte.

"Um" machte Herr von Neuenstein, und auch der Bärenfeller Herr wußte nichts zu erwidern.

Er leerte seinen Gumpen, stand auf und sprach: „Nun hinauf zur Bärenhöhle! Bring gute Kunde heut' nach oben! Die Bewegung, so anjeko bei mir und hier einziehen wird, ist gut für Menschen und Vieh. Stehen die Pferde zu lange im Stall, so werden sie faul und dick, — — die Knechte gleich also! Lebt wohl, Ihr Herren!“

Dienstestfrig sprangen im Hof etliche Knechte hinzu, einem schlanken Knappen flüsterte Rutold etwas zu, ein frohes Lächeln glitt über dessen Gesicht, er eilte fort, hinauf zum Turmwächter.

Als er auf der letzten Treppe war, hörte er ein schnarchendes, sägendes Geräusch. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte auf, — der Ton verstärkte sich und nahm wieder ab.

„Ich glaube gar, der ehrliche Fridolin schläft,“ lächelte der Knappe vor sich hin, „heilige Jungfrau, wenn der Habsburger wüßte, daß Werra einen solchen Turmwächter hat!“

Mit zwei Säen war er oben im Gemach. Da saß oder lag der edle Wächter auf dem Stuhl, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände über den Leib gefaltet, das härtige Haupt auf die Brust geneigt. Er sagte bald scharf und laut, bald zart und leise, just eben in sanften Zwischentönen.

„Fridolin, Du wachsamere Knecht unsers edelsten Herrn,“ schrie ihm der Knappe ins Ohr, „'s ist nicht Zeit zum schlafen, sondern zum wachen, der Habsburger kommt!“

Der Wächter taumelte auf. „Was, was?“

„Ja ja,“ rief der Knappe, „der Habsburger kommt!“

„Wo?“ schrie der brave Fridolin und griff zum Schwert.

„Gelobt seien die Heiligen, endlich! Er soll uns bereit finden. Ich will schon wachen, keine Rache soll mir entgehen.“

Der Knappe ging und Fridolin nahm seinen Platz am Fenster ein. Er sah so eifrig auf die Heerstraße, als müßte jeden Augenblick eine Helmszier sichtbar werden.

Aber träge wälzte sich die Wehra im Tal dahin, kein Bächlein mehr, eher ein Fluß zu nennen, mit schlammigem Wasser, das schier den Rand breit überflutete.

Der Wind hatte sich gelegt, wie eine graue Dunstschicht war die Luft geworden, und im Westen standen schwarzgeballte Wolken.

Leise und langsam fing es an in weißen Flöckchen vom Himmel zu fallen, — erst vereinzelt, dann immer dichter und dichter, — erst in kleinen Flocken, aber sie wurden größer und größer — ein eisiger Stord machte sich plötzlich auf, und endlich segte ein Schneesturm daher, daß man auf fünf Schritt nicht mehr sehen konnte. Im Nu war der Schmutz und Schlamm, den der Regen hervorgezufen hatte, mit einem weißen Tuch bedeckt, — un= aufhörlich und ununterbrochen wirbelte Stunde um Stunde der Schnee hernieder.

Durch die heute noch früher wie sonst ein=

brechende Dämmerung und den Schneesturm geschützt, zwar naß wie eine Wasserratte, aber unbekümmert um Wetter und Sturm schlich sich ein Mann an der Mauer von Werra entlang, bis er zu einer schier ganz von Epheu bedeckten Stelle kam. Vorsichtig lüftete er das Gezweig, klatschend fuhr es ihm ins Gesicht, er achtete es nicht. Losegefügtes Mauerwerk wurde sichtbar.

Er nickte befriedigt und schlich vorsichtig wieder zurück. „Alles in Ordnung,“ murmelte er, „dort Bohlen für die Tür, hier für die Botschaft, daß der Habsburger kommen will! Macht zusammen, ich hoffe, soviel, daß es langt, die Äcker drüben im Tal zu erstehen, trag' schon lange Gelüste danach! Wolf, das war schlau begonnen.“ Er lachte leise und verschwand im Wald.

Der Tag ging langsam dahin. In der Burg war eifrig Leben eingekehrt. Lutold und Hugh waren überall, nach allem sehend, und Werner von Bärenfels sagte zu seinem Vetter: „Um die Burg ist mir nimmer bange, an der beißt sich der Habsburger seine besten Backzähne aus.“

An Walter hatte Lutold einen vertrauten Boten gesandt mit der Kunde: „Nun gehts bei uns los,“ und Walter hatte zurücksagen lassen: „Glück auf, mir bangt nimmer, Du bist ein Röttler.“

So kam der 19. Dezember. Lutold und Hugh besprachen in den Mittagsstunden, wie sie der Besatzung zum heiligen Christfest eine Freude bereiten

konnten, und kamen zu dem Entschluß, ihnen ein frohes Mal zu geben.

Da fauste Fridolin in langen Sprüngen die Treppe hinab und in das Herrengemach hinein.

„Der Habsburger,“ keuchte er.

Als die dichten Nebelmassen, die heute die ganze Burg in schier undurchdringliche Schleier hüllten, auf Augenblicke zerrissen, hatte er den Feind daherkommen sehen. Aber auch die unteren Wachen hatten ihn schon erblickt, und wie in einem Ameisenhaufen, so war alles in Bewegung geraten. Kurz und bestimmt flogen Befehle hin und her, jeder stand an seinem Posten. Wohl verwahrt waren die Tore, — auch an das geheime Pfortchen hatte Lutold einen Mann als Wache gestellt, dem er das Geheimnis des Notausganges anvertrauen konnte.

Den Abend zuvor war der schlichte Landmann Wolf im Schloß gewesen, hatte ein Langes und Breites über des Grafen Rudolfs Bewegungen zu berichten gewußt, Kunde von Basel gebracht und hinzugefügt, daß man den Feind demnächst hier erblicken werde. Lutold hatte ihn nur durchdringend, ohne ein Wort zu sagen, angeschaut, — der Wolf konnte den Blick nicht aushalten und ging sehr bald.

Draußen um die Burg im Thal entwickelte sich ein lebhaft Treiben, Graf Rudolf schlug sein Lager auf. Die Besatzung von Werra sah, soweit es ging, ihnen zu, und brannte vor Begier auf den Angriff. Aber der Tag ging hin, alles blieb still.

Es fing wieder an zu regnen, gleichmäßig und schwer tropfte es hernieder.

Im Zelt des Grafen Rudolf saß dieser mit etlichen Herren zusammen.

Ein Landmann stand vor ihnen.

„Ich weiß nunmehr genug, so geh,“ sprach eben Rudolf.

„Und mein Lohn, Herr?“ fragte frech der Bauer.

Der Graf warf ihm einen kleinen, gefüllten Beutel zu und sprach: „Da nimm. Gelingt der Plan, erhältst Du das andere, dies ist die Hälfte. Ich weiß ja nimmer, ob ich Dir trauen kann, — ob Du mich nicht gegen mehr Gold an die Herren von Werra verraten.“

„Herr Graf,“ wollte der Bauer beteuern, — doch eine energische Handbewegung und ein Blick Rudolfs ließen es ihm rätlich erscheinen sich schnell zum Zelte hinaus zu drücken.

Um wenig später stand Wolf am Tor der Werraburg um Einlaß bittend, dieweil im Tal sein Leben gefährdet sei, von wegen des Habsburgers, — er war oft in der Burg gewesen, so ließ ihn die Wache ein. — — —

Es war in der elften Stunde, tiefste Stille umher nur der Regen rauschte gleichmäßig hernieder im Walde schrie ein Käuzchen.

Rutold hatte eben seinen Leibknappen entlassen und ihm dabei gesagt: „Sobald hier etwas geschehen

ist, wartest Du nimmer auf Befehle, sondern reitest gen Rötteln, dorthin Kunde zu bringen.“

Hugh hatte sich sein Schwert abnehmen lassen und es sich bequem gemacht.

„Laß uns zur Ruhe gehen, Rutold,“ schlug er vor, „die erste Hälfte der Nacht schläfst Du, die andere ich.“

Aber Rutold wehrte ab. „Geh Du und schlummere, ich vermag es nimmer! Eine Unruhe ist in mir, die treibt mich von Stelle zu Stelle.“

Er stand auf und ging ans Fenster, in die Nacht hinein spähend.

Hugh folgte ihm. „Auch ich bin nicht ruhig,“ sagte er, — „doch Rutold, solches ist erklärlich, Du und ich sollen allhier die Feuerprobe bestehen, und wir wollen sie bestehen, alter Freund!“

Von ruhen sprach keiner mehr.

Hugh hatte seinen Platz wieder eingenommen, Rutold schritt im Gemach auf und nieder, jeder hing seinen Gedanken nach.

Langsam verstrich die Zeit die Mitternacht war vorüber „Was war das?“ fuhr Rutold plötzlich herum und war mit einem Satz am Fenster — — — auch Hugh war aufgefahren — wie ein unterdrückter Schrei hatte es geklungen . .

Angestrengt horchten sie in die Nacht hinaus sie vernahmen nichts als das Käuzlein — es schien dicht an der Burgmauer zu sitzen — tiefer im Walde bellte heiser ein Fuchs.

„Es war nichts,“ sprach Hugh.

Raum hatte er ausgeredet, da war es, als

würde der Hof lebendig, — — wildes Geschrei ertönte — und ehe die beiden Ritter zu ihren Schwertern greifen konnten, sprang die Thür auf und herein drängten eine Menge Ritter allen voran einer in glänzendem Harnisch und wallender Helmzier.

„Ihr Herren von Werra, ergebt Euch,“ sprach eine tiefe klangvolle Stimme.

„Verrat, der Habsburger,“ gellte Hughs Stimme durchs Gemach — — „Nimmer ergeben, eher den Tod,“ schrie Rutold und hatte sein Schwert ergriffen um sich hineinzustürzen.

Aber schon waren sie umringt und ihrer Waffen ledig gemacht.

Draußen glühte der Hof von Fackeln, Siegesgeschrei erfüllte die Luft, zum Bärenfels aufsteigend. Alles war in wenigen Minuten geschehen, niemand wußte wie, — — der da hätte Kunde davon geben können, — die Wache an der Notpforte — lag tot am Boden.

Auch manch anderer der Besatzung, die sich tapfer gewehrt, hatten ins Gras beißen müssen — aber zu schnell war alles geschehen.

Im Herrenhause befahl Rudolf seinen Rittern, die beiden Gefangenen in das Lager hinabzubringen, dann trat er auf Rutold zu.

„Herr Graf, so ist der Kampf! Euer Bruder nahm mir also die Burg Rötteln, ich dafür Werra. Wers Glück hat, dem lacht der Preis. Heute mir, morgen einem anderen — nehmt's Euch nicht so sehr zu Herzen — die Habsburg ist zwar ein

fester Horst, doch läßt sich's dort auch als Unfreier aushalten."

Rutold antwortete nicht, er war wie von einem dumpfen Traum umpfangen, und starrte vor sich hin. Hugh fuhr nur hin und wieder mit der Hand durch das Haar, und wilder Troß flackerte in seinen Augen.

Die Edlen des Grafen Habsburg nahmen die Herren in ihre Mitte und führten sie hinaus. Als sie aus dem Burgtor traten, fiel Hughs Blick auf den Landmann Wolf, der neben dem Tore stand. „Du sollst nachher zum Grafen kommen," rief ihm einer der Ritter zu.

Er dienerte — — — da hatte Hugh sich mit Riesestärke losgerissen ein Satz die Faust fuhr dem Mann in das Gesicht „Ver= räter, da Dein Lohn," schrie er auf. Das ganze war das Werk eines Augenblickes gewesen, jetzt folgte er willig den Rittern, die ihn umringten und fortführten.

. . . . Die Äcker jenseits im Tal blieben ungekauft man fand am Morgen den Wolf tot neben der Mauer.

Als der Bärenfeller Graf den Siegesjubel in der Nacht hörte, rieb er sich die Hände und sagte: „Gabs gewußt, daß der Habsburger reinfällt! Glück zu, Rutold!" Da er aber am Morgen ein ander Banner auf Werra sah, stieß er einen grimmigen Fluch aus und konnte doch nichts dawider tun — er sah von seiner „Höhle" wie er die Burg be=

nannte, daß Rudolf ihm um das vierfache überlegen war.

Zu gleicher Zeit, als Rutold und Hugh in das habsburgische Lager kamen, jagte auf ungesatteltem Pferd ein Reiter die Straße nach Basel dahin. Es war Rutolds Leibknappe, der in der allgemeinen Verwirrung verstanden hatte zu entweichen.

Koß und Reiter flogen dahin, kaum den Boden berührend wer sie sah in den Dörfern, bekreuzigte sich und drückte sich scheu in das Haus.

Mit der letzten Kraft jagte das Koß den Röttler Schloßberg hinan, am Tor brach es verendend zusammen.

Sein Reiter aber stand vor Otto und Walter im Schlafgemach, und berichtete mit fliegendem Atem das Geschehene.

Da erwachte Walters ganzer tollkühner Mut.

Mit Donnerstimme gab er seine Befehle und nach einer knappen halben Stunde sausten hundert Mann, den Grafen an der Spitze nach Werra.

„Rutold muß gerettet werden, — er muß“ rief er Otto vom Pferde aus zu, „ich setze mein Leben für ihn ein!“

Bang, mit schwerer Sorge schaute ihm Otto nach, eine unheilvolle Ahnung wollte in ihm aufsteigen. Finster durchkreuzte er das Gemach, dann fuhr er auf: „Soll denn Rötteln untergehen, so soll es ehrenhaft untergehen.“

Etwas später eilte ein Bote nach Basel zum Bischof um Verstärkung für die Burg bittend.

Zwanzigstes Kapitel.

Im habzburgischen Lager herrschte tiefe Stille. Die Mannen pflegten der Ruhe, sie schliefen, — und auch die Wachen standen oder lagen schläfrig auf ihren Posten.

Rudolf lag auf dem Lager in seinem Zelt und dachte nach. Schon am Vormittag sollten Rutold und Hugh nach der Habzburg gebracht werden, . . . er lachte leise in sich hinein, der Fang war ein gar guter! Ob die Herren, die er im Zelte nebenan hatte unterbringen lassen, gut schliefen? Naum, — nun, er konnte es nicht ändern! Es war ja auch wohl nicht gerade ein angenehmes Gefühl, sich von doppelten Wachen beobachtet zu wissen, — und er hatte zuverlässige Leute um ihr Zelt gestellt.

Da — — was war das? Ein gurgelnder Schrei war durch die Morgendämmerung geklungen. Rudolf sprang auf — wilde Rufe gelten durch das Lager — er griff zum Schwert und war mit einem Satz hinaus.

Einen Augenblick freilich stand er wie erstarrt aber dann rief seine Donnerstimme die aufgerüttelten Schläfer zusammen, und wie ein Rasender stürzte er auf das Häuflein bis an die Zähne Bewaffneter, das über die Leichen der erstochenen

Wachen hinweg mit Lutold und Hugh in der Mitte davoneilen wollte!

Die doppelten Wachen waren für Walter von Rötteln das Zeichen gewesen, wo er seinen Bruder zu suchen hatte.

Nun begann ein wildes Ringen!

Die tapferen Röttler Mannen hieben und stießen in blinder Wut um sich, dabei den Weg zum nahen Walde nehmend, durch den sie sich wie die Raketen herangeschlichen hatten, und wo ihre Pferde unter Aufsicht einiger geblieben waren. Walter deckte als letzter den Rückzug, . . . mit dem Mut der Verzweiflung wehrte er sich gegen den andringenden Feind, nicht achtend, daß sein Blut schon aus mehreren Wunden floß.

Da sah er Hugh von Marschalle tödlich getroffen zusammen sinken.

Sie waren dicht am Walde. „Auf die Pferde,“ schrie er, „Lutold, rette Dich! Grüß meinen Sonnenstrahl, meine Braut!“

Den todesbleichen Jüngling in ihrer Mitte stürmten die Mannen davon, vermeinend, ihr Herr sei bei ihnen der aber lag auf dem nassen Waldesboden still und bleich — die blickenden Augen waren geschlossen — rings färbte sich das Moosrot

Rudolf kniete neben ihm, löste den Harnisch und ließ vom Feldscher die Wunden untersuchen.

„Sehr schwer,“ murmelte der kundige Mann, — „glaub’ nicht, daß wir das Leben halten, Herr.“

„Tut, was Ihr könnt“, sprach Rudolf, „er soll die beste Pflege haben, alles soll geschehen, ihn zu erhalten.“

Tiefe Bewegung zuckte über sein Gesicht, aber nur einen Augenblick, dann gab er Befehl, sein Zelt für den Todwunden herzurichten, und wandte sich ab.

Eine Stunde später trat er leise an Walters Lager. Lange sah er auf den Mann, der ihm stets als der ebenbürtigste Gegner erschienen war, und der nun gebrochen vor ihm lag. Nur ein leises Stöhnen hin und wieder gab Kunde, daß das Leben noch da war.

Rudolf sann einem Gedanken nach — — „er ist es wert, daß ich's tue,“ murmelte er und schritt eilig hinaus.

„Reite nach Rötteln,“ befahl er seinem Lieblingsknappen, „laß ein weiß Tuch flattern, und begehre den Grafen Otto zu sprechen. Gib ihm Kunde, sein Bruder sei todwund und mein Gefangener. Es solle ihm aber an nichts fehlen, dieserhalb soll man sich dort keine Sorgen machen. Ich wüßte, wie man an edlen Feinden zu handeln hätte. Sein Meisterstück, der Todesprung auf Rötteln, und daß er jetzt sein Leben für den Bruder eingesetzt, hätte mein Herz gewonnen, ihn als meinen Bruder zu betrachten.“

In das Röttler Wohngemach leuchtete die Winter Sonne mit hellem Schein, die beiden darinnen achteten es nicht. Otto schaute hinaus in das Wiesental, seine Finger wühlten in seinem langen, blonden

Barte und finster waren die Augen zusammengezogen.

Rutold saß am Tisch, das Gesicht in den Händen verborgen. Er war wie im Fiebertraum, — Schlag auf Schlag war seit gestern Abend zu schwer auf ihn niedergefahren. Ihm war zu Sinne als seien Jahre verstrichen, seit dem letzten Abend auf Berra, — — und doch waren es nur Stunden, die dahin gegangen waren.

Der Überfall der Burg, — seine Gefangennahme, — die Befreiung durch Walter, — Hughs Tod — und jetzt vor kaum zehn Minuten die Kunde über Walter durch des Habsburgers Knappen!

Es sumimte ihm im Kopf, . . . er vermochte kaum noch zu denken. Rasch sprang er auf und machte einen kurzen Gang durchs Gemach. Da tönten ihm Walters letzte Worte im Ohre nach . . . schier hatte er sie vergessen!

Seine Braut? Wen konnte er meinen? . . . Wie mit Eiseskälte kroch langsam eine Ahnung durch sein Herz, er blieb vor Otto stehen — — „und Walters Braut?“

Der fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar, — — „arme, kleine Ursula!“

„Ursula?“ Rutold erschrak schier vor seiner eigenen Stimme, so fremd klang sie ihm. Otto nickte trübe: „Ach so, ja, ich vergaß, Walter wollte es Dir selbst mitteilen, es ist noch geheim, nur der Ohm weiß bis jetzt davon.“

Da wandte sich Rutold um und verließ das Gemach.

Als Otto später nach ihm fragte, war er nirgends zu finden, — man hatte ihn aber den Weg zum Friedhof einschlagen sehen.

Schwüle Stille lagerte über der Burg, man sah nur tiefernste Gesichter, groß war um Walter die Sorge und Trauer.

Als es fast Mittag war und Lutold noch immer nicht kam, fing Otto an besorgt zu werden. Schon war er im Zwinger drunten, um selbst nach dem Friedhof zu gehen, da ließ der Wächter Lutold ein. Otto trat rasch auf ihn zu, das Wort stockte in seinem Munde auf Lutolds Antlitz lag der ganze, schwere Ernst eines gereiften Mannes, und durch sein blondes Gelock zogen sich Silberfäden.

Sekundenlang schaute Otto ihn an — — er verstand plötzlich alles! Tief erschüttert zog er den Bruder an die Brust, verräterisch glänzte es in seinen Augen.

„Alles scheint auf Köttern zusammenzubrechen“ sprach er dumpf.

Lutold machte sich sanft los. „Sattler, ich will gen Basel“ rief er einem Knechte zu.

„Lutold?“ fragte betroffen Otto.

Er nickte. „Fürchte nichts! Ich muß zum Bischof, ihm Kunde von Werra bringen.“

Bald trug ihn sein Roß den wohlbekanntesten Weg hinunter zur Stadt. Er ließ die Zügel hängen. — Er sann und sann. Wie hatte der Ohm einst zu ihm gesagt: „Bist Du weltmüde, so komm, die

Kirche kann solche Leute brauchen, wie Du einer bist! — Weltmüde! Er war mehr als das! Aber nein, noch brauchte Rötteln seinen Arm, noch galt es streiten und siegen! — Es war wohl nicht das letzte Mal, daß er im Kampfgewühl gestanden, — und dort hatte schon mancher Weltmüde Ruhe gefunden — — —

Als er in Basel in Herrn Heinrichs Gemach trat, fuhr dieser auf, als sähe er einen Geist!

„Lutold!“

Schweigend sank der Jüngling auf ein Polster, und barg das Gesicht in den Händen. Minutenlang herrschte tiefe Stille, dann fragte der Bischof schwer atmend: „Und Walter?“

„Todwund, — des Habsburgers Gefangener,“ — und in kurzen, abgerissenen Sätzen berichtete Lutold, was geschehen war.

Der Bischof hatte das Kinn in die Hand gestützt und antwortete nichts. Er stand auf und schritt etliche Male durch das Gemach.

Dann blieb er vor Lutold stehen und sagte: „Du tatest Deine Pflicht, gegen Verrat kann niemand an! Und Walter tat seine Pflicht, — wann hätten die Röttler sie nicht getan! Was aber nun werden soll ich weiß es nicht, wenigstens jetzt noch nicht! Ich muß erst ruhig werden, muß nachdenken — geh zu den Frauen und laß Dich pflegen — noch wissen sie nichts, sag's ihnen schonend.“

Ein leises Pochen unterbrach ihn, die Thür ging auf und Ursula schaute herein.

„Verzeihet, Herr Ohm, ich wollte Euch erinnern“, — das Wort erstarb ihr, sie sah, daß etwas besonderes vorgefallen war, mit wenigen Schritten stand sie im Zimmer: „Herr Ohm, was ist geschehen? ich hörte soeben, Kunde sei von Rötteln gekommen.“

Herr Heinrich strich ihr leicht über das blonde Gelock: „Wir kommen schon zu Dir und Oda, geh jetzt nur, laß uns allein.“

„Wir?“ Sie schaute sich um und gewahrte nun erst den Grafen. „Butold, Ihr? und wo ist Walter?“ schrie sie auf.

Er vermochte nicht zu antworten, ihm war die Kehle wie zugeschnürt, mit sonderbarem Ausdruck lag sein Blick auf dem Mädchen, dessen Bild er so hoffnungsfroh bis zu diesem Morgen im Herzen getragen hatte.

„Was ist mit Walter?“ rief Ursula leidenschaftlich und griff seine Hand, „— o, er ist tot, und Ihr wollt es nicht sagen, —“

Auch jetzt brachte er keinen Ton hervor es schwamm ihm wie Nebel vor den Augen, wie aus weiter Ferne hörte er den Bischof in schonenden Worten Ursula etwas sagen er sah die zarte Gestalt ohnmächtig zu Boden gleiten — hörte Stimmen — Schritte — ohne im Stande zu sein sich zu bewegen, und nun war es, als wenn ein

Meer mit schwarzen Wogen sich brausend über ihn wälzen wollte

Mit eisernem Griff faßte eine Hand seinen Arm, schüttelte ihn heftig, und klar und schneidend klang eine Stimme an sein Ohr: „Was stehst Du hier wie ein Feigling und zitterst? Bist Du ein Mann oder eine Memme?“

Wie ein Sturzbad wirkten diese Worte — der Anfall von Bewußtlosigkeit schwand, er sah den Bischof vor sich stehen.

„Geh schlafen und zieh die Decke über die Ohren, so Du Waffengetöse nicht hören kannst,“ fuhr dieser hart fort, „und so Du nach einem Mißerfolg die Flucht ergreifen willst! Geh heimwärts, ich brauche Männer, — keine Träumer, Taten — nicht Klagen.“

Der letzte Rest von Schwäche war bei Lutold geschwunden, er richtete sich hoch auf.

„Bischof Heinrich, ich bin ein Rüttler!“

„So handle als solcher! Weg aus die Scharte die „Werra“ heißt, und sei es mit Deinem Blut.“

Lutold schwieg sekundenlang, — „ich will“ und er streckte dem Bischof die Hand hin.

„Vorwärts denn,“ sprach dieser, „es ist nichts so schwer, es kann überwunden werden. Geh jetzt zu den Frauen, sie werden Dir einen Imbiß besorgen — —“

„Ich kann nicht,“ preßte Lutold hervor, und wieder drohte ihn der Schwindel zu fassen.

„Du mußt“, fuhr der Bischof ihn hart an; „ein

Feigling, wer um eines Weibes Willen den Kopf verliert! Vorwärts, es gilt Röttelns Ehre, die durch Dich erniedrigt ist!"

Rutold zuckte wie von einem Schlage getroffen zusammen.

„Bischof von Basel, bedenkt Eure Worte!"

„Solches tue ich," entgegnete dieser eisig wie zuvor; „beweise, daß Du ein Mann, ein Röttler bist."

Da richtete der Graf sich hoch auf, sein Kopf war klar geworden.

„Wo sind die Frauen? Ich will sie grüßen und will dann heimwärts reiten."

Der Bischof wies hinaus: „Mein Diener geleitet Dich, melde Dich noch einmal bei mir, ehe Du reitest."

Stolz und sicher verließ Rutold das Gemach. Der Bischof sank mit einem tiefen, erleichterten Aufatmen in einen Sessel und flüsterte vor sich hin: „Den Heiligen sei Dank, jetzt scheint er gerettet! Hab's ja nimmer geahnet, daß er sein Herz an Ursula gehängt, erst sein Blick, da sie vor ihm stand, verkündete mir alles! 's ist schier zu viel für ihn! Erst die Burg, dann den Bruder — dann die Liebste — — mich nimmts Wunder, daß meine Härte ihn heraus riß! Freilich, anderes hätte auch nimmer geholfen! Armer Mann!"

Dann aberkehrten seine Gedanken zu der verlorenen Burg wieder, und in ohnmächtiger Wut ballte er die Faust; rastlos begann er mit finstergesunzelter Stirn im Gemach auf und ab zu schreiten.

Inzwischen war Lutold in Odalsindes Wohngemach geführt worden. Wohl bebte er davor Ursula wiederzusehen, aber des Bischofs harte Rede wirkte noch in ihm nach. Zu seiner Erleichterung betrat bald nach ihm Oda allein das Zimmer, von einer Magd gefolgt, die Erfrischungen trug.

Ihr schönes Antlitz trug noch Tränenspuren, und Tränen schimmerten aufs neue in ihren Augen, als sie ihm wortlos beide Hände bot.

Da die Magd hinaus war, brach er das Schweigen. „Ich bin ein schlimmer Bote, holde Schwägerin!“

Sie nickte. „O Lutold, daß wir uns so wiedersehen müssen! Würde man nicht, Gottes Hand hält alle Fäden der Menschenschicksale, man könnte vermeynen, unter den schwarzen Wolken schier erliegen zu müssen.“

Er antwortete nicht, mechanisch goß er sich einen Becher Wein ein.

„Was wird geschehen, Lutold?“ fragte Odalsinde beklommen.

„Ich weiß nicht“, entgegnete der Graf, „Ihr habt Recht, man könnte schier erliegen! Doch nein, eher sterben!“

Er sprang auf und trat ans Fenster. Die Gräfin erwiderte nichts, Tränen rannen über ihr Gesicht.

„Entlaßt mich, Herrin,“ sagte Lutold vor sie tretend.

„Genießt erst etwas,“ bat sie.

„Nein,“ wehrte er ab, „ich kann nicht! Soll ich Otto von Euch grüßen?“

„O tausendmal,“ sprach sie leise, „sagt ihm, meine Gedanken und Gebete seien stündlich um ihn.“

Eine Magd unterbrach sie und rief sie zu Ursula.

„Wartet“, bat sie im Hinauseilen.

Es währte lange, ungeduldig schritt Rutold im Gemach auf und ab, da kam Odalsinde mit verstörtem Gesicht herein.

„Rutold,“ rief sie „ratet ihr ab, vielleicht hört sie auf Euch, — nimmer, nimmer darf sie das tun!“

„Wer? Was?“ fragte er bestürzt.

„Ursula will ins habsburgische Lager und Walter pflegen, — schon rüstet sie zum Aufbruch und kein Gegenreden hilft.“

Aber ehe er antworten konnte, wurde rasch die Thür geöffnet und Ursula stand vor ihm. Totenbleich war das liebliche Gesicht, aber auf ihren Zügen lag eine Entschlossenheit, — Festigkeit, die er ehedem niemals bei seiner kindlichfrohen Base kennen gelernt hatte.

„Geleitet Ihr mich, Rutold? sonst reite ich allein,“ fragte sie.

Odalsinde wandte sich fort, heiß schoß es ihr in die Augen, — in dem Blick, mit dem der Graf das Mädchen umfaßte, las sie alles!

Da hörte sie seine Stimme, sie merkte, welche Anstrengung ihn das Reden kostete.

„Bleibt, wo Ihr seid, Base,“ sprach er langsam und kühl, „was wollt Ihr im lärmenden Lager=

leben? Solches ist kein Platz für Euch! Walter hat alles, ließ der Habsburger uns melden, und alles geschieht zu seiner Rettung.“

„Alles hat er, und doch fehlt ihm eins, — die liebende Hand,“ entgegnete sie mit fliegendem Atem; „Ihr kennt die Liebe nicht, nimmer hieltet Ihr mich sonst zurück! Ich reite also ohne Euch.“

Ein schneidendes Auflachen antwortete ihr, — erschreckt blickte Odalsinde ihn an aschfahl war sein Gesicht. Er preßte die Lippen zusammen und stützte sich so schwer auf ein kleines Tischchen, daß es zusammenbrach.

„Ich reite mit Euch, sogar bis zum Habsburger,“ sagte er dann kurz, „seid bereit in einer halben Stunde, Ihr trefft mich beim Ohm.“

Damit verließ er das Gemach.

„Nun?“ fragte der Bischof, als er bei ihm eintrat.

Rutold erzählte von Ursulas Vorhaben.

„Sie ist von Sinnen,“ fuhr Heinrich auf, „ich laß sie nimmer fort!“

„Doch Ohm, Ihr müßt,“ entgegnete Rutold ruhig, „laßt sie zu ihm! Rudolf von Habsburg ist ein Edelmann, dorten ist sie so sicher als hier.“

Der Bischof ging etliche Male auf und ab: „Und wer wird sie hingleiten?“

„Ich,“ erwiderte Rutold gelassen.

„Du?“ fragte stehenbleibend der Bischof gedehnt und betroffen.

Rutold richtete sich hoch auf. „Jawohl, ich,

Graf Heinrich! Zweifelt Ihr etwa an meinen körperlichen oder geistigen Fähigkeiten, solches zu tun?"

„Borhin zweifelte ich an beiden,“ antwortete Heinrich mit feinem Lächeln, „jetzt nicht mehr!“

Wieder schritt er etliche Male auf und ab, und blieb wieder vor Rutold stehen, ihn lange anschauend. Wie als den Schluß einer langen Gedankenreihe sagte er dann langsam „— — und wenn der Streit vorbei und Friede eingekehrt ist, — wenn auf dem Röttler Horst zwei Adler nisten, — was dann?“

Wie träumend schaute der junge Graf an ihm vorbei hinaus nach dem Rhein, es zuckte um seinen Mund, aber er erwiderte stolz: „Dann hat der Dritte hoffentlich mit seinem Blut den Flecken gewaschen, der „Werra“ heißt, und dabei die Ruhe gefunden, die er verloren hat.“

„Und wenn nicht — was dann?“

Boll wendete ihm Rutold den Blick zu.

„Ohm Heinrich, es ist eine Zeit her, als unsere Waldblume noch lebte, da sagtet Ihr mir einmal, die Kirche könne mich brauchen, ich solle kommen, so ich weltmüde sei, — wollt Ihr mich alsdann haben?“

„Komm mein Sohn, die Kirche bräucht Deiner,“ rief Heinrich warm.

„Aber Ohm, ich bin mehr als weltmüde — —“ seine Stimme brach.

Der würdige Herr nahm sanft wie eine Mutter die jugendliche Gestalt in seine Arme.

„Auch ich war einst wie Du, mehr denn weltmüde, da ich mich in die rettenden Arme der Kirche flüchtete, mein Sohn, aber ich fand bei ihr, was ich sonst nimmer gefunden: Ruhe, Frieden, Befriedigung auch im Unglück. Meine zweite Liebe vergalt mir mit gleicher Liebe, — auch Du wirst finden, was ich fand! Nun sei ein ganzer Mann, sei ein Held — sei ein echter Röttler, der Du immer warst.“

„Habt Dank, Ohm, für Eure Worte, Ihr habt mich vor Verzweiflung gerettet! Erst half Eure Härte — mehr noch jetzt Eure Milde! Ihr sollt Euch nimmer in mir täuschen!“

„Ich weiß,“ nickte Herr Heinrich, „und nun mögen Dich die Heiligen geleiten. Für Otto habe ich keine Aufträge. Ursula müssen wir der heiligen Jungfrau befehlen. Wir sehen uns bald wieder. Jetzt bleibt mir nur die schwere Pflicht, Herrn Hugh von Marschalke die Kunde vom Tode seines einzigen Sohnes zu bringen.“

Nach einer Stunde verließ Rutold Basel, ihm zur Seite ritt Ursula, ein Diener und die Gürtel-
magd folgten.

* * *

In seinem Zelt stand Rudolf von Habsburg und schaute abwechselnd von Rutold zu Ursula. Auf seinem stets tief ernstern Gesicht kämpfte ein seltsam Gemisch von Staunen und Bewunderung, — schier war es ihm nicht möglich zu fassen, was die beiden da wollten!

Er strich mit der Hand über die hohe, kahle Stirn und sagte alsdann: „Wollet mir, Graf von Rötteln, vergönnen, etliche Fragen an Euch zu richten, maßen ich nimmer recht zu hören vermeine. Ihr kommt zu mir mit dem weißen Tuch, und Ihr wißt, solch Zeichen ist heilig. So Ihr allein gekommen wäret, hätte ich eher begriffen, aber Ihr bringt mir da ein Edelfräulein mit — — —“

Rasch trat Ursula einen Schritt vor, ihr Antlitz glich dem Schnee, aber alle ihre sonst so kindliche Schüchternheit war fort, frei und kühn stand sie vor dem Habsburger und sprach:

„Ihr wisset Eure Rede nicht zu vollenden, edler Graf, solches versteh' ich! Es ist ein gar seltsam Ding, dessen ich begehre. Also höret noch einmal: „Graf Rutold begleitete mich hierher — maßen ich sonst den Weg allein gemacht hätte, da ich Euch bitten will, vergönnet mir Graf Walter zu pflegen! Er ist totwund,“ — ihre Stimme wankte — „da bedarf er zarter Hand und Pflege.“

„Die hat er, ich sorge für ihn als wär' er mein eigen Fleisch,“ sagte der Habsburger langsam, „er hat mein Herz gewonnen mit seiner Tat für den Bruder, — — seid Ihr seine Schwester?“

„Ich bin seine Braut, Herr Graf! „Schickt mich nicht fort,“ bat Ursula mit bebender Stimme, denkt, es ist vielleicht das letzte, so ich ihm tun kann, — denkt, so es einer Eurer Töchter so ginge denn mir —“ sie brach ab.

Der Graf wandte den Kopf zur Seite — er war besiegt.

„Bleibet, Mägdelein,“ sagte er gütig, „und pfleget ihn! Sobald als möglich laß ich ihn nach der Habsburg bringen, bis dahin bleibt er in Werra. Allerorts könnt Ihr für ihn verlangen, was Ihr wollt, und es soll Euch werden. Seid Ihr zufrieden?“

Er bot Ursula die Hand.

„Ich dank' Euch, Graf Habsburg.“

Da fuhr Rutold auf. Finster hatte er die Stirn zusammengezogen, aber mit keinem Wort die beiden unterbrochen. Jetzt rief er: „Ein Edelfräulein in der Rauheit des Lagerlebens! Ursula, Ihr wollt auf mich nicht hören — Graf von Habsburg, sagt Ihr es dem Kinde, was solches bedeutet!“

Der Graf blickte zu Ursula und begegnete ihrem flehenden Blick.

Mit feinem Lächeln sagte er: „Ich vermeine das Kind sei ein tapfer Weib! Kein Haar wird ihr gekrümmt werden, — ich habe mit meinem Blut für der Gräfin Sicherheit — genügt Euch solches, Graf von Rötteln?“

„Es genügt mir,“ sagte Rutold tonlos, „lebt wohl, Gräfin Ursula, grüßt Walter, so er Euch kennet.“

Als Ursula zu Walter gebracht wurde, trat Rutold auf den Grafen zu, — schwer ging sein Atem. „Habsburger Graf, Ihr seid ein edler Mann!

„Nun erfüllt auch meine Bitte: laßt mich hier an Walters Statt und laßt ihn gen Rötteln bringen.“

Der Habsburger fuhr auf und durchmaß den kleinen Raum etliche Male mit langen Schritten. Dann blieb er vor Lutold stehen, legte beide Hände auf dessen Schultern und schaute ihn mit seltsamem Blick an.

Seine Stimme klang heiser: „Beim heiligen Gott, Euer Vater ist noch im Grab zu beneiden, da ihm solche Söhne blühen! Röttler Graf, weiß nicht, was ich drum gäbe, hätt' ich Brüder gleich Euch und Walter! Stahlhart soll Mannesherz sein, und wird es im Kampf und Streit, — aber tief drinnen muß neben der Härte die Liebe wachen, so es ein echt deutsch Herz ist! Röttler Graf, Ihr habt solch Herz, — aber ich auch! Nein, ziehet hin in Frieden und Ehren, noch ist der Streit nimmer beendet, — Rötteln kann Euer nicht entraten! Walter aber, ich gelobe es Euch mit meinem Rittereid, soll mir höher sein denn mein Bruder.“

Lutold hatte den Kopf tief gesenkt. „Ich danke Euch, Graf, entlaßt mich denn.“

Der Habsburger faßte mit kräftigem Griff seine Hand.

„Eines nehmt mit, Graf von Rötteln! Sobald der Streit beendet, und Graf Walter genesen, kehret er heim zu Euch mit der jungen Gräfin, ich begehre kein Lösegeld, — seid Ihr zufrieden?“

Lutolds ganze Gestalt bebte.

„Das mögen die Heiligen Euch tausendfach lohnen“, stieß er hervor.

Der Habsburger befahl die Pferde vorzuführen, und bald war Rutold mit seinem Knappen auf dem Heimweg.

Jetzt war er allein und konnte seinen Gedanken nachhängen. Nur einmal wandte er den Kopf zurück, — er sah hinüber nach Werra — und blickte zum Lager, wo er Ursula mit der Magd zurücklassen mußte.

Ein finster Gefühl wollte ihn gegen Walter beschleichen, der ihm sein Glück genommen, — da sah er aber seinen Bruder vor sich — wie er gekommen war, ihn mit Darangabe seines eigenen Lebens zu retten große Scham überkam ihn!

„Mein Wilder, mein Bruder,“ flüsterte er vor sich hin, „Du verdienst das höchste Glück nimm's denn, ob ich's gleich hingeben muß.“

Er faßte so fest die Zügel seines Rosses, daß es sich hoch bäumte, dann jagte er pfeilschnell Rötteln zu.

Drei Tage später war Weihnachten, — — — auf Rötteln achtete niemand des Tages.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Frühjahr des Jahres 1273 geschah etwas, was die Augen der beiden feindlichen Gegner für kurze Zeit voneinander und auf einen dritten Punkt richtete, den Wartenberg nämlich. Dort saß der Wolf hinter seinen Mauern, feind dem Bischof, und dem Habsburger nichts Gutes gönnend.

Er unternahm auf eigene Hand Streifzüge bald da, bald dort, machte Beute von den Landleuten, beunruhigte sie bald mehr denn die Kriegerleute und wenn sich Reisende gar allein trotz der gefährlichen Zeit auf dem Wege befanden, und dieser sie just beim Wartenberg vorbeiführte, so konnten sie darauf rechnen, den Mannen des Grafen zu begegnen, die ihnen abnahmen, was sie bei sich führten.

Setzte sich mal einer zur Wehr, so verschwand er für immer — — die Burgverließe des Schlosses hörten manchen Seufzer aushauchen.

So hatte er es eine geraume Zeit getrieben. Jetzt, Anfang Mai, war er soweit gegangen, bis dicht an das bischöfliche Lager unter Herrn von der Homburg zu streichen, und dessen Beute zu belästigen. Der sandte diese Kunde an den Bischof

und ließ ihm sagen: „Dem Wartenberger muß das Handwerk gelegt werden, maßen seine Frechheit zu groß wird. Mit etlichen handfesten Mannen ziehe ich gegen ihn.“

Otto von Rötteln war gerade zu Besuch im bischöflichen Palast, als diese Botschaft eintraf.

„Da zieh ich mit,“ rief er mit donnernder Stimme, „nun ist die Gelegenheit gekommen, heimzuzahlen. Jezo, mein Wöflein, will ich gut machen, was Du an uns versehen hast. Sagt dem edlen Herrn von der Homburg,“ rief er dem Boten zu; „er solle warten bis ich komme, ich wöllt ihm helfen bei seinem Vorhaben.“

Auch der Bischof nickte mit gefurchter Stirn. „Ziehet hin und wekt die Scharte aus, er soll nicht vermeinen, der Frechling, er könne mit uns tun nach seinem Belieben. Übergib inzwischen Lutold die Bewachung von Rötteln.“

Otto sattelte sogleich auf, ritt zurück, und schon der kommende Morgen fand ihn mit einer Schaar seiner tapferen Leute auf dem Wege zum Lager des Homburgers.

Nun ging's zusammen gegen den Wartenberg.

Der Graf lachte, als er sie kommen sah, aber da er Otto von Rötteln an der Spitze erblickte, verging ihm das Lachen, und er ballte die Faust.

„Nunmehr wird's ernst, nun sei gar fürsichtig, Wolf,“ murmelte er, „mit dem Röttler ist nimmer zu spassen. Aber wart,“ fuhr er mit einem grimmigen Fluch fort, „ich will Euch heim-

zahlen, daß Ihr meiner so gering achtetet, da ich der Verlobte Eurer Schwester war! Einer von uns darf nur leben bleiben — Du oder ich.“

Die Belagerer waren herangekommen mit Wurfmaschinen und Geschossen, und die Verrennung der Burg begann. Aber es schien, als ob die starken Mauern von Eisen wären, alle Bemühungen waren fruchtlos und am fünften Tage waren die Tore noch so unversehrt wie am ersten.

Der Wartenberger lachte höhnisch als er sah, wie die beiden Führer, der Röttler Graf und der Herr Homburger beratend am Morgen des sechsten Tages beieinander standen. Aber urplötzlich kam ihm ein Gedanke — . . . er riß einem seiner Mannen den Bogen von der Schulter . . . und legte den Pfeil auf die Sehne „er steht ohne Schild, meint vielleicht, auf solche Entfernung sicher zu sein — ich will ihm zeigen, daß der Wolf zu zielen versteht. Nun sei achtsam, Otto, es gilt.“

Otto hatte es nicht gemerkt, aber der lange Friedung, der in der Nähe seines Herrn stand, hatte den Vorgang auf der Mauer beobachtet.

„Herr hüdt Euch, er schießt,“ schrie er auf, — Otto machte bei dem Aufschrei eine Wendung mit dem Kopfe zu Friedung hin — — — zischend flog der Pfeil an seinem Ohr vorüber, — der ihn sonst unfehlbar getroffen hätte.

Jetzt seinen Bogen herunter reißen, zielen und schießen — war das Werk eines Augenblickes — — keiner vermochte später zu sagen, wie schnell es ge-

gangen war, und drüben verschwand der Wartenberger von der Mauer.

„Der saß,“ rief Otto, „und der, so ihn empfing, steht alsobald nicht auf! Hab' Dank, Friedung, Du rettetest mein Leben. Wer war der Schuß dort oben? Ich konnte ihn in der Eile nicht erkennen.“

„Der Graf von Wartenberg selbst, Herr,“ sprach Friedung.

„Der Wolf,“ fuhr Otto auf, — „hei, nunmehr kann er verspüren, daß mit einem Röttler schlecht Kirichen essen ist! Nun, Wöflein, der Denkfettel war gut.“

„Glück zu, Otto,“ rief der Homburger, „solches war ein Meisterschuß!“

Er schüttelte dem Freund die Hand, dann aber rief er: „Nun auf und die Burg aufs neue berannt! Vielleicht ist's heute leichter ihrer Herr zu werden, da der Graf tot oder wund ist.“

Aufs neue sollte der Angriff beginnen, — da erschien auf der Mauer ein Mann mit weißem Tuch. Er winkte, und Otto sandte Friedung hin zu fragen, was er wolle.

„Stellt Euren Ansturm ein,“ rief er hinab, „unser Herr liegt im Sterben. So er dahin ist, wollen wir weiter reden.“

Der Homburger Herr gebot Halt.

Um die Mittagsstunde rasselte die Zugbrücke nieder, das Tor ging auf, ein Knappe ritt heraus.

Er kam direkt auf den Feind zu und begehrte die beiden Anführer zu sprechen.

Man führte ihn zu Otto und dem Homburger.

„Unser Herr ist gestorben,“ begann er finster, „ohne noch ein Wort geredet zu haben. Wir aber sind des Kampfes um die Burg müde, und wollen unser Leben erhalten. Unser Ansinnen geht dahin: die Burg sei Euer, uns freier Abzug.“

„Soll Euch werden,“ sprach Otto, und der Homburger fügte bei: „Euer Ansinnen ist richtig; doch begehret Ihr dort oben nimmer des Kriegsdienstes unter anderem Herrn?“

Der Bote schüttelte den Kopf. „Hab’ mit den Übrigen nichts dergleichen geredet.“

„So tuts,“ sprach der Homburger, „unser gnädigster Herr, der Bischof von Basel, kann tapfere Männer brauchen, — und er zahlt gut.“

Da ging ein verständnisvoll Leuchten über des Mannes Gesicht, — „ich wills den andern sagen,“ sprach er und ritt zurück.

Am Nachmittag öffnete sich das Thor weit, vier Knappen trugen ihren toten Herrn hinaus, stark bewaffnet folgten die übrigen Mannen, zweihundert an der Zahl.

Schweigend sahen die Bischöflichen dem Abzug zu.

Als der Zug in die Nähe des Lagers kam, trat Otto zu der Leiche, und schaute den stolzen Feind lange an. Noch steckte der Pfeil in der Todeswunde, mitten in den Hals war er gegangen.

„Herr, gönnt dem Toten Ruhe auf dem Friedhof

zu Muttenz, alsdann wollen wir zum Bischof, unsere Dienste anbieten," sprachen die Mannen.

„Wir kämpfen mit Lebenden, nicht mit Toten — bestattet ihn," sprach Otto stolz und wandte sich ab.

Sie zogen weiter hinab zum Dorf, oben aber stürmten die Bischöflichen in die Burg, plünderten und warfen einen Feuerbrand in die Gemächer.

Als Wolf von Wartenberg unten sein kühles Grab fand, schlugen aus seinem festen Besiß die ersten Flammen empor. Bald stand das ganze Raubnest im Feuer, dem Bischof in Basel durch seinen Schein eher meldend als der abgesandte Bote, daß viel Schuld und Schande gesühnt worden sei.

Am Abend kamen die Mannen des Wartenberger nach Basel unter Führung etlicher wehrhafter Männer von der Homburg, und gern ließ der Bischof sie in seine Dienste treten, denn sie waren als tapfer und kühn bekannt.

Durch das Gemäuer des Wartenberges aber zog der Frühlingwind, und verjagte die Rauchwolken, die noch über den geschwärzten Mauern lagerten, und unter denen das Feuer noch tagelang glühte.



Zweundzwanzigstes Kapitel.

In den letzten Tagen des April zog langsam ein kleiner Zug auf der Straße von Säckingen gen Basel zu.

An der Spitze ritten etliche habsburgische Reiter, ein großer Wagen folgte, und den Schluß machten wieder Reifige.

Bequem auf weiche Polster und Decken gebettet, ruhte in dem Wagen Walter, der Burgherr von Nötteln, und neben ihm saß Ursula, sein Weib.

Der Feldpriester hatte sie auf ihre Bitte gleich am ersten Tage im Lager mit Walter zusammengegeben, im Beisein des Grafen von Habsburg und etlicher Ritter.

Walter hatte die Besinnung wieder erlangt, reden konnte er nicht, aber seine Blicke hatten nur an Ursula gehangen. Nach der heiligen Handlung war Rudolf an das Lager getreten, hatte milde seine Hand auf Walters Hand gelegt und leise gesagt: „Ihr seid frei, Graf von Nötteln, als meinen Bruder will ich Euch pflegen und halten, bis Ihr hergestellt seid. Und so Ihr mit Euer Gemahlin und Lutold, Eurem tapferen Bruder, einmal der Habsburg einen Besuch machen wollt, sollt' es mir eine Ehre sein, und liebere Gäste könnt' ich nimmer haben!“

Ursula überreichte er ein kostbar Geschmeide und sagte: „Gottes Segen über Euch, Gräfin von Rötteln! Nur ein solch' tapfer Weib als Ihr seid, konnte Walter brauchen, — Ihr seid einander würdig.“

Walter hatte wieder die Besinnung verloren.

Rudolf ließ es an nichts fehlen. Er hatte gleich nach der Eheschließung Walter mit der größten Vorsicht nach der Burg Werra bringen lassen, starke Besatzung unter dem Edlen von Neuenstein in die Burg gelegt, aber Befehl gegeben, nach Walters Heimkehr sie von Grund auf zu zerstören.

Rudolf zog fort, und nun folgten Wochen der schwersten Sorge für Ursula.

Walter hatte schwere Wunden am Kopf, an den Armen und Beinen davon getragen, die schlimmste Verletzung aber war ein Lanzenstoß in die Brust, der die Zunge gestreift hatte. Der Blutverlust brachte den starken Mann schier an den Tod, jetzt tat das hitzige Fieber noch das seine dazu. Fast verwunderte sich der Medicus jedesmal, daß Walter noch lebte.

Wochen waren also dahin gegangen, nun kam der Tag der Entscheidung. Der Medicus wich nicht mehr von dem Lager, — endlich, am Abend des schrecklichen Tages, sank Walter in einen tiefen, ruhigen Schlaf, und der Arzt erklärte der Gräfin: „Gerettet!“

Solches war im Ausgang des Januar gewesen; nur langsam, sehr, sehr langsam war alsdann die Genesung vorwärts geschritten. Erst jetzt, da die

Luft mild und warm wehte, konnten sie den Heimweg antreten.

Als sie von Werra fort waren, lohete dort die Flamme empor, die Habsburgischen schleiften die Burg von Grund auf, und zogen ab zu ihrem Herrn und in neue Kämpfe.

Bleich und still lag Walter, seine Blicke schweiften müde über die bekannten Gegenden.

Auf des Arztes Antlitz hatte ein ernster Ausdruck gelegen, da er die Wunde in der Brust vor der Abfahrt noch einmal genau geprüft hatte. Zwar war gerade sie schnell und gut geheilt, aber der weise Mann fand, schier zu gut und zu schnell! Doch sagte er nichts, und so waren sie abgefahren.

Auf halbem Wege kamen ihnen Otto und Lutold entgegen mit etlichen ihrer Mannen.

Es war ein unbeschreiblich Wiedersehen zwischen den Brüdern! Keiner von ihnen konnte reden, ob er gleich wollte — aber die Augen redeten mehr als Worte.

Sie lohnten die Habsburger reich ab und ritten schweigend neben dem Wagen her.

Walters Blick suchte Lutold, — er erkannte in dem ernstesten Mann kaum noch seinen einst so lebensfrohen Bruder, — er sah mit aufsteigender Sorge und Bangigkeit die grauen Haare an den Schläfen.

Er schaute hinüber zu Ursula, — sie begegnete seinem Blick mit liebe reichem Lächeln.

Ob sie den Ausdruck seiner Augen verstand?

..... Sie mußte wohl, und Lutold auch,
..... sie redete Lutold in herzlicher Weise an, —
wie einst.

Mit mildem Lächeln wandte er das Antlitz ihr zu, gab freundlich Bescheid, sie ruhig anblickend ... mit einem erleichterten Seufzer und frohem Lächeln schloß Walter die Augen.

Lutold hatte dem Bruder heute seine Tat bei Werra vergolten, — er hatte ihm zu ungetrübtem Glück verholfen, — — ein freudiges Gefühl darüber erfüllte sein Herz trotz allem Leid.

Nun zogen sie ein in die Burg.

Bischof Heinrich und Odalsinde kamen ihnen entgegen, im Hof standen alle Knechte, Mannen und Knappen, ihren Herrn zu empfangen. Sie umdrängten den Wagen, alle wollten ihn sehen, ihn grüßen, aber in gar manchem Auge der harten Männer glänzte es feucht, da sie ihren Herrn jetzt bleich und eingefallen wiedersehen.

Heinrich sprach mit warmen Worten einen Segen über seinen und seiner Gemahlin Einzug in das Schloß der Väter, fürsichtig hoben Knappen ihren Herrn von seinem Lager auf und trugen ihn hinauf zur Oberburg.

Da Walter in dem hohen, lustigen Gemach war, das Odalsinde für ihn und Ursula hergerichtet hatte, schaute er lange über das im köstlichen Frühlings= schmuck prangende Wiesetal, faltete mit glücklichem

Röcheln die Hände und sagte zu Otto: „Daheim! Stun werde ich genesen!“

* * *

Im Lager von Säckingen entwickelte sich eine fieberhafte Tätigkeit. Rudolf ließ von dem größten Teil seiner Mannschaft Boote zimmern, die er bei dem Hauptzug gegen Basel zu verwenden gedachte, um über den Rhein setzen zu können. Der Graf war überall selbst zu finden, alle Arbeiten standen unter seiner persönlichen Leitung.

Nach außen hin war er nicht untätig. Er hatte eine Anzahl seiner Ritter und Herren ausgesandt neue Söldnerheere zu werben, und vergrößerte auf diese Weise seine Macht um ein Bedeutendes.

Der Bischof war auch nicht träge; seine reichen Geldmittel gestatteten ihm, ebenfalls ein großes Heer zu besolden, und so brachten seine Werber auch ihm manche Söldnerschaar zu. Heinrich ließ Basel noch mehr befestigen und verwahren, da er nicht mit Unrecht annahm, daß der Graf sich nunmehr gegen seine Stadt wenden würde.

Langsam verstrich die Zeit.

Heiß brannte die Julisonne auf Basel und seine Umgebung herab. Träge und langsam floß der Rhein dahin, graugelb sein sonst so klares Wasser.

Träge und langsam schlich auch den Bewohnern der Stadt die Zeit dahin, besonders dem Bischof. Er ahnte, daß Rudolf mit aller Macht heranrücken würde, scharf ließ er Auslug halten, schier unge-

duldig wartete er von Tag zu Tag auf das, was geschehen sollte.

Eines Abends kam atemlos einer seiner Rundschafter in die Stadt und berichtete von Rudolfs Anrücken.

Nun kam Leben in die träge Ruhe der Bewohner, mit Erwartung und Bangen schauten alle den nächsten Tagen entgegen.

Der Bote hatte recht berichtet, — schon am nächsten Tage stand Rudolf mit seinem Heer südwestlich von Basel auf der Binninger Höhe, und schlug dort sein Lager auf.

Als der Morgen des Sankt Margarettages*) anbrach, gab er den Befehl zum Angriff.

Er fand aber einen gerüsteten Feind, und die Mauern der guten, alten Stadt Basel waren fest, die Bürger standen auf ihren Posten, blutig wurde er abgewiesen.

Drei Tage donnerten die Wurfgeschosse gegen die Stadt, immer wieder versuchte Rudolf, ihrer Herr zu werden, vergeblich!

Da sah er mit Ingrimmein, daß alles Blut vergeblich vergossen war, daß Basel diesmal noch nicht fallen würde.

So führte er sein Heer ins Breisgau hinüber.

Er unternahm einen Zug ins Sankt Georgiental, dann wandte er sich nach Klingen. Er belagerte aber die Burg vergeblich, der Herr derselben trotzte

*) 20. Juli.

ihm. So verwüstete er das Dorf und zog mit reicher Beute wieder ab.

Die Ritter vom Sittich übten Vergeltung; sie fielen bald da, bald dort in Habsburgisch Gebiet ein, und fügten Rudolf manchen schweren Schaden zu.

Das war Anfang August. Alles spitzte sich zum Hauptschlag zu.

Der September war gekommen.

Über Baum und Strauch spannten sich weiße Fäden, rötlich färbten sich die Blätter und sanken lautlos zur Erde, das große Sterben der Natur begann! Mit verklärendem Schimmer leuchtete die Sonne darüber hin, als wolle sie die Schwere des Dahingehens mildern, dem Vergehen das Herbe, Bittere nehmen.

Aber es war wohl kein Mensch in Basel und Umgegend, welcher nur mit einem Blick die Schönheit des Herbstes beachtet hätte!

Rudolf von Habsburg zog alle seine Mannen zusammen, und bangenden Herzens blickten die Einwohner von Basel in die nächsten Wochen hinein.

Bischof Heinrich saß in seinem Palast, vor ihm Otto von Rötteln.

„Es ist, als ich sage,“ sprach Heinrich, „meine Söldner sind bestochen worden. Sie sind lässig und faul, und ein groß Teil lächelt, so ich erscheine und Befehle austeile. Anjeko ist mir alles klar. Die Söldner, die vor etlichen Wochen sich bei mir verdingten, sind habsburgisch, sie brachten Geld mit vom Grafen und seither ist ein groß Teil der Meinen unbrauchbar geworden. Was tun?“

In heller Aufregung sprang der geistliche Herr auf und durchmaß das Gemach.

„Woher kommt Euch solche Wissenschaft, Herr Ohm?“ fragte Otto finster.

„Einer der unseren hat sie belauscht und mir verraten. Sag', Otto, was tun?“

„Die ganze Bande zum Teufel jagen, Ohm, — da fragt Ihr noch lange?“ rief Otto aufspringend.

„Das sagst Du,“ sprach Heinrich grimmig; „alsdann gehen sie zum Habsburger und vergrößern nur seine Macht. Lieber behalt ich sie hier und tu sie in sicheren Gewahrsam.“

Ein laut Geschrei und Waffenlärm ertönte plötzlich in den Straßen.

„Was ist das?“ rief Otto und sprang hinaus. Heinrich folgte.

Atemlos stürzte ihnen ein Knecht entgegen.

„Der Habsburger in Basel,“ leuchte er.

„Wo?“ schrie Heinrich.

„Dort,“ rief der Knecht, und zeigte nach der Richtung, in der der Lärm sich entfernte.

Otto war auf sein Pferd gesprungen und jagte zum Tor hinaus, der Bischof wollte ihm folgen, aber sein treuer Leibknappe wehrte ihm.

„Bleibt, Hochwürden,“ bat er, „Graf Rötteln genügt bei der Verfolgung.“

Nach kurzer Frist schon kam Otto wieder, sprang vom Pferd und rief wütend: „O Frechheit sonder Gleichen! Von Saint Kreuz ist er gekommen, — allein — zu Fuß, und Eure neuen Söldner haben

ihn vergnügt gehen lassen! Solches hat man eilig Herrn Hugh von Marschalke überbracht, der ist ihm mit dem Schwert nach, und eine Anzahl Bürger folgten ihm. Der Graf floh, Herr Hugh aber im Eifer und Schmerz um des Sohnes Tod vermutlich, folgte ihm hitzig bis fast zum Albantor, uneingedenk, daß nur wenige ihm so schnell nachkommen konnten. Da die Bürger herankamen, fanden sie Herrn Hugh tot in seinem Blut liegen. Der Graf aber war entkommen.“

Heinrich war blaß bis in die Lippen. „Es gehet nimmer so weiter,“ stöhnte er, „nunmehr setz' ich alles auf eine Karte! Er oder ich — — — und solches rasch!“

Nach einer Stunde jagten Boten vom Bischof zu allen Mannen, die zu ihm standen, und entboten sie gen Basel. Er wollte dem Grafen entgegenziehen und in einer großen Schlacht den Sieg erringen.

Nimmer faßte die Stadt mehr die Mengen des Kriegsvolkes, alle Häuser waren schier übervoll, und auch auf den Plätzen und Straßen waren Lager aufgeschlagen.

Da erschien Rudolf wieder vor Basel, ebenfalls mit seinem ganzen Heer.

Er hatte von des Bischofs Vorhaben Kunde erhalten und gedachte nunmehr mit aller Gewalt Basel zu berennen, einzunehmen und die bischöfliche Macht zu vernichten. Er hatte außer seinen eigenen Mannen und denen zu ihm gehörenden Grafen und

Mittern noch große Scharen Kriegsvolk von Zürich, Schwyz, Uri und Unterwalden, eben so Sanct Gallen bei sich, und lagen sie um die Stadt herum gleich Heuschrecken.

So brach der Morgen des heiligen Kreuztages*) an.

Schon in der Frühe donnerten die Wurfgeschosse gegen Basels Mauern. Bischof Heinrich, hoch zu Roß, leitete selbst die Verteidigung, neben ihm Otto von Rötteln, und etliches entfernt Lutold.

Hin und her wogte der Kampf stundenlang an den Mauern, da befahl der Bischof gegen den Mittag: „Die Tore auf und hinaus dem Feind entgegen.“

Wie ein reißender Strom stürzten die Bischöflichen Getreuen den Habsburgischen entgegen allen voran Lutold

Nun erhob sich ein heiß und mörderisches Ringen. In ganzer, schauervoller Schrecklichkeit tobte die Schlacht.

Wildes Geschrei der Angreifenden und Zurückgeschlagenen erfüllte die Luft, und mischte sich mit dem Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden —

Manch einer der Gefallenen endete unter den Hufen der Rosse, — — wer hatte noch Zeit oder Sinn, des Nächsten zu gedenken!

Vorwärts nur vorwärts

Dahin ging's über Tote und Lebende

Überall tauchte der Bischof, in seinem strahlenden Panzer weithin sichtbar, auf, wo es aber

*) 14. September.

am wildesten herging, kämpfte Rutold wie ein Rasender

Er hatte das Visier aufgeschlagen, — — den Schild fortgeworfen, — seine Lanze war längst zersplittert — — das Schwert in der Faust war dunkelrot gefärbt und troff von Blut, — — wild jauchzend stürzte er sich immer wieder mit der Wut eines angeschossenen Löwen in die Schlacht, wo sie am heißesten tobte . . .

Mehrere Male hatte er dem Habsburger Grafen gegenüber gehalten, den er an dem leuchtenden Helmzier erkannte. Der aber hatte jedesmal wie unabsichtlich sein Roß herumgeworfen und sich einen anderen Gegner erkoren. Rudolf wußte, der tapfere Ritter war seiner Stärke doch nicht gewachsen und er wollte ihn schonen, — er hatte ihn liebgewonnen vor einem halben Jahr in seinem Zelt.

„Den als Eidam,“ murmelte er, — doch die Schlacht riß ihn mit sich fort und machte jeden anderen Gedanken unmöglich.

Stunde um Stunde verrann, — noch immer war der Kampf unentschieden. Bald wichen die Bischöflichen, bald die Habsburgischen

Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu.

Rutold kämpfte und focht wie ein Verzweifelter, ein Lanzenstoß, — ein Schwerthieb mußte ihn doch treffen, — ihn, der ohne Schild, mit offenem Visier kämpfte! — — —

Dann — — o dann war Werra gerächt, . . .

und dann hatte das heiße Herz seine Ruhe gefunden — — —

Aber er hoffte vergeblich!

Rechts und links sanken sie um ihn zum Tode getroffen — als bei anbrechender Dunkelheit die Schlacht endete, und die Bischöflichen sich in die Stadt zurückzogen, hatte Lutold nicht eine Schramme davon getragen, der Tod hatte ihn hohnlachend geflohen.

Wüstes, wildes Geschrei hallte zuerst noch durch Basels Straßen, — — allmählich wurde es stiller, — die tapferen Streiter pflegten der wohlverdienten Ruhe.

Im Palast des Bischofs war Oda in eifriger Sorge um die drei Ritter bemüht. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, Otto zu begleiten, da der Bischof ihn und Lutold nach Basel entboten hatte, — und Otto war's wohl zufrieden gewesen.

Wie dankbar war die Gräfin, daß alle unverletzt waren!

Hier im Palast war von Ruhe keine Rede. Herr Heinrich und Otto saßen in bequemen Hausgewändern am Tisch und besprachen lebhaft Einzelheiten der Schlacht.

Lutold stand am Fenster und schaute in die Nacht hinein.

„Komm,“ rief Heinrich ihm zu, „labe Dich, Du hast es vonnöten, Lutold! Ich sah Dich heute selten — so ich Dich aber sah, hat sich mein Herz stolz

erhoben, daß Du mein Schwesterjohn bist! Glück zu, Du Held!“

Er hob ihm den Pokal entgegen. Auch Otto tat es, mit kräftigem Druck seine Hand fassend: „Mein Bruder, Du bist ein echter Röttler!“

Finster stand Rutold am Tisch.

„Und konnte doch nicht den Flecken, so „Werra“ heißet, mit meinem Blut abwaschen, Ohm Heinrich. . .“

Der Bischof sprang auf und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Rutold, der ist abgewaschen, — getilgt für alle Zeiten! Hab' gemeint, Du hättest mich besser verstanden!“

Er schaute ihm tief in die vor Erregung fast schwarz scheinenden Augen.

„Ich verstand Euch wohl gut, Ohm, und doch wollt' ich mein Blut dafür geben.“

„Ich dank' den Heiligen, die Dich bewahrten,“ rief Heinrich, „Du hast „Werra“ ertränkt im Blut der Feinde.“

Wieder schaute er ihn lange und tief an. „Rutold, Glück auf,“ sagte er langsam, jedes Wort betonend, „— — — in der Zukunft im Frieden ein noch streitbarer Held — —!“

Rutold wurde schier noch bleicher.

„Ich komme, Ohm, wartet meiner.“

Der Bischof umschlang ihn, drückte ihn an sich und flüsterte ihm zu: „Sei willkommen, ich warte.“

Otto hatte erstaunt den Worten zugehört — er faßte ihren Sinn nicht.

Nur Odalsinde schien zu verstehen, eine Träne glitt ihr die Wange herab, . . . sie wischte sie hastig fort.

„Was wird morgen werden,“ sagte Heinrich auf- und abschreitend, „der Tag hat gar viel gekostet.“

„Laßt den morgenden Tag, Ohm,“ entgegnete Otto aufstehend, „ruhet, — ich will's auch. Wir brauchen für's erste morgen Kraft.“

Er ging mit Oda und Lutold hinaus, der Bischof warf sich auf ein Ruhebett, war aber noch lange wach, und fiel erst gegen morgen in einen unruhigen Schlummer.

Schon beim ersten Tagesgrauen hatten die Bewohner von Basel angstvoll auf die Wiederaufnahme des Kampfes gewartet.

Statt dessen erschien ein Herold vor dem Sankt Johannotor, — der Habsburger Graf ließ dem Bischof einen oder zwei Ruhetage anbieten zur Bestattung der Toten.

„Keine Lanze oder sonsten eine Waffe soll sich wider einander erheben, — zu den Mauern wollen wir kommen und die Unfern holen, — ungehindert sollt Ihr kommen und die Euren holen — fragt Euren Bischof, ob er für solches gesonnen sei.“

Dem hohen Herrn überbrachte man allsobald die Kunde, gern willigte er in zwei Ruhetage.

Gegen Mittag öffneten sich die Tore der Stadt, die von Basel kamen heraus, allwo die Habsburgischen

schon eifrig bei der traurigen Arbeit waren, ihren toten Kämpfern die letzte Ehre zu erweisen.

Viel Wehklagen war auf beiden Seiten, . . . gar manch Leben war drangegeben, und auch viel edel Blut geflossen.

In langem Zug trug man die Grafen und Ritter, die gefallen waren, in die Stadt, um sie in den Kreuzgängen des Münsters, oder wo es sonst sei, beizusetzen. Da war ein Graf zu Neuenburg, und der von Sanagasa, der Freiherr von Ringenberg und Graf von Toggenburg, der Graf von Arburg und Herr von Augst, — ohne der übrigen edlen Ritter und Herren zu gedenken aus dem Breisgau und Sundgau.

Der Bischof hielt ein feierlich Totenamt für sie, darnach eines für die Mannen alle.

Er war bleich dabei, seine Augen glühten.

„Noch eine solche Schlacht, und ich bin verloren,“ sagte er zu den Herren von Rhyn, Pfeffingen, Homburg und Rötteln, da sie wieder im Palast waren, — „solch Ringen frist die Mannen.“

„'s ist bei denen drüben lust das gleiche,“ erwiderte der Herr von der Homburg, „schier hatten sie noch mehr Tote denn wir.“

Der Bischof schwieg, schaute mit gefurchter Stirn noch eine Weile vor sich hin, — — stand auf und verließ das Gemach.

„Es kommt ihn hart an,“ sagte der Homburger; „insonderheit ist's ihm arg, daß Walter nimmer dabei sein kann, — er sagte mir's gestern.“

„Ich bitt' Dich schweig,“ fuhr Otto auf; „Tag und Nacht denk' ich an unsern Wilden, — — aber reden kann ich nimmer von ihm. O ihr Heiligen, seine Ahnungen sind nur allzu wahr gewesen!“

Er stützte schwer den Kopf auf. Die anderen Herren schwiegen, sie ehrten seinen Schmerz, — — fehlte ihnen Walter schier ebenso, wie dem Bischof und den Brüdern.

In der Frühe des anderen Tages ließ der Bischof den Homburger und Herrn von Rhyn in sein Arbeitsgemach entbieten, allwo sie die beiden Röttler Grafen und den Markgrafen Otto von Hochberg schon vorfanden.

Der hohe Herr hatte seine sonstige Ruhe verloren, — er wanderte auf und nieder und sah bleich und überwacht aus.

Erwartungsvoll hingen die Blicke der anderen an ihm.

Er blieb am Tisch stehen, und es brach von seinen Lippen: „Ihr Herren und Edlen vom Sittich, höret mich an! Ich bin willens und entschlossen, zu versuchen, durch ehrenvollen Vergleich den Frieden herzustellen zwischen dem Habsburger und mir.“

Tiefes Schweigen folgte seinen Worten. Schier versagte den Herren der Atem ob dieser Rede . . ., man hätte ein Mäuslein laufen hören können!

Endlich brach der Markgraf die Stille: „Warum solches, Herr Bischof?“

Heinrich holte tief Atem, ruhiger sprach er: „Was soll noch länger solch Blutvergießen! Ich

hab's satt! Des Jammerns und Wehklagens soll anjeko genug sein, so der Habsburger meine Forderungen bewilligt, mach' ich Frieden.“

„Und die wären?“ fragte Herr von Rhyn gespannt.

„Wiederherstellung meiner Burgen, Los- und Lediggeben der Stadt Säckingen an das Hochstift Basel für alle Zeiten, endlich tausend Mark Silber Buße.“

Markgraf Etto lachte laut auf. „Nicht mehr? Na, Herr Bischof, da werbt nur schleunigst neue Heere, — auf solche Forderungen läßt sich der Habsburger nimmer ein.“

„Wollen sehen,“ rief Rutold, „ich stimme dem Ohm bei.“

„Versucht's,“ sprach Otto; „mich verlanget nach Ruhe, kann's nimmer leugnen, die Fehde hat uns genug genommen.“

„So will ich denn heut am Nachmittag einen Herold entsenden, der Waffenstillstand anbahnet,“ sagte Heinrich, „alsdann wollen wir weiter sehen.“

In Rudolfs Zelt stand des Bischofs Gesandter, Herr Karl von Neuenburg.

Er hatte dem Grafen Heinrichs Antrag übermittelt, und wartete nun der Antwort.

Graf Rudolf hatte die Arme gekreuzt und blickte ihn lange an. Endlich sprach er: „Es ist sonderbar, daß ich die gleiche Friedensabsicht hatte! Mein Bote sollte heute Abend zum Bischof kommen. Sagt Eurem Herrn solches. Sagt ihm auch, die

Friedensbedingungen zu stellen, wollen wir den Schiedsmännern überlassen. Ich schlage ihm vor, daß wir jeder deren zwei wählen, die sollen alsdann alles weitere ordnen.“

Karl von Neuenburg kam zurück und überbrachte dem Bischof Rudolfs Antwort.

Heinrich war damit einverstanden; er wählte als Schiedsman den Markgrafen Etto von Hochberg, und gab ihm zur Seite den Alten von Geroldsee.

Rudolf von Habsburg wählte unter den Seinen den Burggrafen von Nürnberg und Graf Heinrich von Fürstenberg.

„Diese sollten nun alle Händel sprechen zu Minne oder Recht, das ist freundlich oder rechtlich,“ berichtet die Chronik, „von diesem Tag, Sankt Mauriken*) bis auf den nächsten Sankt Gallentag**), und sollt' in solcher Zeit auch Fried' gehalten werden.“

Als erste Folge dieses Waffenstillstandes öffnete der Bischof dem ausgewiesenen Adel die Tore. Die Herren vom Stern ritten wieder ein in die Stadt Basel und zogen in ihre Häuser.

Graf Rudolf blieb mit seinem Heer noch vor Basel liegen, — doch war ein friedlich Verkehren zwischen seinen Mannen und den Bewohnern der Stadt.

*) 22. September.

**) 16. Oktober.



Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Aus den Aufzeichnungen des Pater Kubertus.

Burg Rötteln, am 23. September 1273.

Wie ein Traum ist's mir, — unfasslich und schier zu wunderbar, um Wahrheit zu sein, — aber dennoch, es ist so: ich bin wieder auf Rötteln!

Da sitze ich in meinem Gemach, um mich herum alles, wie ich's einst verließ. Und so ich den Blick erhebe, schweift er über das liebliche Wiesetal und grüßt die Schwarzwaldberge. Ich lese des Morgens die Messe, — die Mahlzeiten sind wie ehedem in der großen Halle unten, alles so wie einst auch, — — und so ganz anders!

Gätt' nimmer geglaubt, da mein Leben im Kloster so ruhig hinfloß, daß ich diese Blätter noch einmal hervorholen würde.

Sie haben in meiner Lade geruht seit meinem Fortgang damals von Rötteln, aber es kommt des öfteren anders denn man meinet! Gätt' wohl gar mancherlei zu schreiben gehabt, aber entbehrete der Lust dazu, — will's heute nachholen!

„Kubertus, wir sind glückliche Menschen,“ also sagte Hyronimus zu mir, da wir das letzte Weihnachtsfest begingen. Dabei lag ein Ausdruck glück-

lichen Friedens über seinem ernstern, milden Antlitz, und er summtete leise ein „Soli deo gloria“ vor sich hin.

Dem Wort habe ich lange nachdenken müssen, — es ist aber ein wahres. Glückliche Menschen, — ja, aber nicht im gewöhnlichen Sinne. Ich bin glücklich in Gott, er gab mir ein anderes, höheres, ewiges Glück, da er mich mein irdisches Glück begraben ließ! Damals hätt' ich nimmer geglaubt, daß ich also einmal schreiben und empfinden würde, — damals, als ich Abschied genommen von jenem teuren Grab, und Tags darauf von der Burg. Still und ergeben war ich wohl schon, aber doch blutete die Wunde, und das Wort „Glück“ verursachte mir schier körperlich Weh.

Ja es war eine schwere, dunkle Zeit!

Da ich hier im Kloster anlangte, nahm Abt Meinrath meine Hand, sah mir lange ins Antlitz und sagte dann: „Die Welt macht müde, komm und ruhe Dich aus. Du bist krank, nicht von außen, aber von Innen. — Hier wirst Du mit Gottes und unserer lieben Frauen Hilfe genesen. Für die ersten Tage erteile ich Dir noch Dispens von des Klosters Regeln, daß Du Dich erst wieder mählig daran gewöhnest. Burgleben ist anders denn Klosterleben.“

Gütig und mild hatte seine Stimme geklungen, — ich konnte aber nichts darauf sagen. Er nickte mir freundlich zu, ich wandte mich und ging zu Hyronimus. Er saß am Tisch in seiner Zelle, da

ich eintrat, wenig erstaunte er, dieweil er von meinem baldigen Kommen gewußt hatte.

Als ich ihn aber sah mit seinem milden Antlitz, als ich in die treuen Freundesaugen blickte, so voll Liebe auf mir ruhten, da kam's über mich, — nimmer weiß ich wie, — ich bin vor ihm hingekniet, hab' meinen Kopf in seiner Rutte geborgen, und geweint wie ein Kind. Es war mir aber auch gleich einem Kind zumute, wenn es nach mühevollen Schulstunden, so viel Angst und Not gebracht haben, sich mit Tränen am Mutterherzen zurecht findet. Hyronimus sagte kein Wort, beruhigend strich er nur mit der Hand über mein Haar, dann, als ich den Kopf zu ihm erhob, sagte er freundlich: „So war's gut, nun wirst Du genesen! Ich wußte, daß Du kommen würdest. Grüß Dich Gott daheim, mein Rubertus, tausendmal.“

Ich wollt also gleich beginnen zu reden, — da wehrte er mir lächelnd und sagte: „Nicht jetzt, aber heut' Abend, da bist Du ruhiger und so gehts besser.“ Solches war um die Mittagszeit. Am Abend da wir wiederum allein waren, nahm er meine Hand: „Nun erzähle.“

Da sagte ich ihm alles — alles!

Als ich geendet, streichelte er sanft meine Hand: „Ich verstehe Dich“, sprach er, „und weiß, was Du gelitten. Aber schau auf zum Herrn! Du hast einen bessern Halt an ihm, denn ich einst hatte, Rubertus, Du kennst ihn — ich kannte ihn dazumalen noch nicht! Du tatest klug daran, zurück gen Ein-

siedeln zu kommen, — hier wirst Du lernen, ganz still und froh zu werden in Gott.“

„Nimmer,“ begehrte ich auf, „still wohl, froh nimmer! Die Sehnsucht nach meiner Waldblume, wenigstens an ihrem Grabe zu beten, — wird mich nimmer froh werden lassen.“

Er schüttelte den Kopf: „Doch Hubertus, froh im Herrn, — das kann der Jünger Jesu auch unterm Kreuz sein.“

„Ich werd's nimmer lernen,“ rief ich seufzend. Er lächelte leicht. „Ich lernte es auch! Doch von Antonius mußt Du mir ein andermal noch manches sagen, — mich will bedünken, er sei einer, der seiner Zeit weit vorauseilte! Heute sag' mir nur noch eines, — und dann wollen wir schlafen gehen — wie starb Edelgundis?“

Mit sinkender Stimme fragte er solches, — und ich schämte mich, maßen ich vergessen hatte, ihm die letzte Botschaft der edlen Frau zu bringen, und selbstsüchtig in meinem Schmerz ihren Tod nur so nebenher erwähnt hatte! Nun begann ich erst recht zu erzählen von ihrem Wesen und Wirken, ihrer grenzenlosen Güte und Sanftmut, und wie sie sich die Todeskrankheit im Dienst bei Andern zugezogen hatte. Er hatte den Kopf aufgestützt und die Augen mit der Hand bedeckt. Ich fühlte, daß er jedes Wort mit der Seele aufnahm! Ich sprach von ihren letzten Stunden, die so gar schnell kamen und wiederholte ihm genau die Worte, die mir die Sterbende aufgetragen hatte. Ein leichtes Zittern

ging durch seine Hand, aber er schwieg auch jetzt.

Da ich geendet, erhob er sich. Er sah blaß aus: „Gute Nacht Hubertus,“ sagte er mit seinem gewöhnlichen, freundlichen Lächeln, „der Segen des Herrn behüte Dich!“

Damit ging er hinaus in seine Zelle.

Ich aber gelobte mir in jenen Nachtstunden, nicht nur still zu sein und ergeben in meinem Gott, sondern auch von dem irdischen Schmerz um mein totes Glück mich los zu machen, und nur noch eines zu sehen, auf meinem Lebensweg: Jesum allein, — wie weiland die Apostel, da sie mit dem Herrn auf dem Verklärungsberge waren.

Solches ist mir auch durch des Herrn Gnade gelungen, aber nächst ihm danke ich auch das Gelingen meinem treuen Freund. Oft und viel, in der ersten Zeit fragte er nach diesem und jenem aus Elisabeths Leben, und ließ mich von ihr reden, — er wußte wohl, das Aussprechen ein Herz am ersten beruhigen kann. Auch von Antonius sprachen wir viel, und immer redete er von ihnen als von solchen, die da leben und sich mit uns aufs Wiedersehen freuen.

Da hab' ich gelernt, was ich vorhin schrieb, — mich zu freuen, glücklich zu sein in Gott, dieweil ich in dieser ganzen schweren Zeit erst recht verstand, was die Seele gerade in dunklen Stunden an dem Erlöser und Herrn hat.

Vergessen hab' ich Elisabeth nicht, und werde

ich nie, wie könnte auch solches geschehen! Aber meine Seele freut sich aufs Wiedersehen, und mein Geist wurde glücklich in seinem Gott auch unterm Kreuz.

Noch eine schwere Prüfung hatte der Allmächtige mir vorbehalten! Bald nach Neujahr erkrankte mein teurer Freund, und ich mußte sehen, daß der Herr mir auch dies letzte, so ich hatte, nehmen wollte. Noch einmal mußte ich das Zittern und Beben um das Leben eines geliebten Menschen durchkosten, — noch einmal das Bittere des Scheidens! Alle Fäden, die mich an dieses Dasein noch fesselten, knüpfte der Allmächtige oben an seinem Thron an, um mich ganz nach oben zu ziehen. Bei aller Prüfung, die der Höchste uns sendet, hat er weise Absichten und will uns zu seinen rechten Kindern erziehen. Das wollte der Herr auch mit diesem so großen Schmerz, solches wurde mir in den trauervollen Tagen klar! Ich bin einer von den Menschen, die zwar alles Leid, was sie betroffen, dem Höchsten sagen, — doch aber noch einen irdischen Halt suchen und haben wollen. Gar leichtlich ist dann aber die große Gefahr vorhanden, daß ihnen der irdische Halt werter wird, denn der himmlische — — ob Gott sah, daß ich in solcher Gefahr stand? — vielleicht — ich weiß es nicht! Freilich, ich habe zuerst gemeint, ich könnte ohne ihn nicht fertig werden — — und nun zeigte mir der Herr: Du mußt!

Und es ging, — wenngleich das Herz in der ersten Zeit meinte, es könne nicht gehen! Aber

nimmer leget der Herr mehr auf, denn wir tragen können, — er tat es auch bei mir nicht!

In tiefer Sehnsucht denk' ich freilich noch oft seiner — aber wir sehen uns ja wieder, und dann ohne Trennung!

Ruhe in Frieden, mein Hyronimus! Du schauest in ewiger Freude Deinen Herrn und alle Deine und meine Lieben!

Alsdann las ich sein Tagebuch, sein Vermächtnis an mich! Nun wußte ich alles . . . alles! Das erste Blatt war alt und schon ein wenig vergilbt, das letzte weiß und zeigte als letztes Datum den Tag vor seiner Erkrankung. Welch ein starker und edler Geist trat mir in diesen Blättern entgegen — — und er stand allein in den schwersten Stunden! Ohne Freund — ohne Gott — und ich hatte beides!

Nur einiges wenige will ich hier von ihm berichten. Seinem Wunsche gemäß verbrannte ich die Blätter.

Seine Geschichte ist in meinem Herzen doch geschrieben gleich der meinen.

Meine Ahnung damals hatte mich nicht betrogen: Hyronimus und Edulgundis hatten sich gekannt und ihre Herzen schlugen für einander. Er ist einmal, von wildem, sehnsüchtigem Drang gefaßt, zum Abt gegangen und hat ihn gebeten, ihn hinauszulassen. Der willfahrte seinem Begehre, und schickte ihn als Burgprieester nach Neuenburg am See. Des Grafen Tochter hatte sich dem Wunsch des Vaters gemäß,

Herrn Kunrad von Rötteln vermählt, ohne Zuneigung und auch ohne Abneigung. Gerade als Hyronimus kurz in Neuenburg war, kam sie lange Zeit zu Besuch zu ihren Eltern. Sie waren täglich beisammen, — ihre Herzen fanden sich!

Eines Tages kam ein unbewachter Augenblick, in dem sie sich beide verrieten. Am andern Tage verließ Hyronimus die Burg, und kehrte nach Einsiedeln zurück. Seine Kämpfe, seine innere Dunkelheit sind entsetzlich gewesen, — mein Herz zitterte, da ich es las, schier konnte ich zuweilen nicht weiter lesen!

Er kämpfte ohne Gott, ja in sündhaftem Aufbegehren gegen Gott. Der Abt schickte ihn in die Bibliothek, er fand Lust am Malen, und so übertrug ihm der Abt manche Arbeit mit dem Pinsel zu tun. Dabei kamen ihm des öftern alte Rollen in die Hände, die er zum Zeitvertreib auch durchlas. Also auch einmal eine Abschrift der Evangelien und der Epistel an die Römer und Korinther. Beim Lesen dieser heiligen Schriften sind ihm die Augen aufgegangen über sich selbst. Nun begann ein neuer Kampf, — anders denn der erste — aber ungleich schwerer! Nun galt es seine Seele! Hab' nimmer ahnen können, daß ein Mensch solche Tiefen durchmachen kann!

Endlich lernte er an die vergebende Kraft des Blutes Christi glauben, und seine Seele flüchtete sich zum Kreuz. Da kam der Friede Gottes über ihn, — und nun durchklang ein Jubelton die Seiten.

Die müde Seele hatte Ruhe gefunden, sie ruhte am Heilandsherzen, und die liebevolle Heilands-hand half auch alles irdische Weh tragen und heilte allgemach die Schäden und Wunden.

Syronimus wurde nach und nach der, als den ich ihn kennen und verehren und lieben lernte, — ein starker, fester Charakter, ein demütiger Jünger seines Herrn, ein Vorbild in seinem Wandel für uns alle, eine Zierde des Klosters! Er selbst sagt von sich: Nicht ich, Gottes Gnade ist es — Durch Gottes Gnade bin ich das ich bin!

Ich studierte viel im Kloster nach meines Freundes Abscheiden, war fast immer in der Bibliothek zu finden. Eines Tages rief mich der Abt zu sich und sagte mir, ich solle die Klosterschüler unterweisen und also meine Gelehrsamkeit verwenden. Ist mir auch eine Freude gewesen, und wurde es noch mehr, da ich sah wie die jungen Gemüther gern aufnahmen, was ich geben konnte.

Aber meinem Herzen tat im besonderen wohl, daß sie mit Liebe an mir hingen, und eitel Herzeleid bei ihnen war, da ich vor nunmehr vier Tagen fortzog. Doch Kindertränen trocknen schnell, — — sie sind anders denn Mannestränen!

Fünf Tage sind es her, da ein reisiger Zug bei uns am Tore hielt, Einlaß begehrte und ich sehr bald zum Abt Meinrath berufen wurde.

Ich erstaunte, aber mein Erstaunen wuchs, da ich Röttler Mannen erkannte.

„Graf Walter von Rötteln hat zu mir gesandt,“

Hob der Abt an, „er braucht einen Burgkaplan. Inständig bittet er um Dich, er möcht' nur Dich wieder haben. Ist anjeko noch leidend, der edle Herr, hofft aber baldige Genesung.“

„Graf Walter krank?“ fragte ich erstaunt.

Da sagte der lange Friedung, den ich ja so gut kenne: „Ja, Hohehrwürden, er war recht krank. Schier hat man an seinem Leben verzweifelt. Vor mehr denn vier Monden brachten sie ihn uns von Werra, allwo er gelegen hatte. Er läßt Euch seinen Gruß entbieten und bitten: kommt wieder zu uns!“

Zwei Jahre sind dahingegangen, seit ich von Rötteln zog, aber die Zeit versank mir in diesen Augenblicken, mir war, als hätt' ich gestern Abschied genommen, Die Sehnsucht wallte in mir auf! Ich besann mich nimmer lang, sondern sagte rasch: „So Ihr mich ziehen lasset, hochwürdigster Herr Abt, möcht' ich gerne wieder hin.“

„Geh' mit dem Segen unserer lieben Frau,“ sagte Herr Meinrath gütig.

Ich ging meine wenigen Habseligkeiten zu ordnen, und nahm Abschied von den Brüdern, den Kindern, und von dem Hügel Hyronimus.

Mir war zu Sinn, als wenn ich lange, lang nicht wiederkehren würde!

Am andern Morgen früh zogen wir fort. Der Abt gab mir seinen Segen, und nach drei Tagen langten wir hier an. Da wir vor dem Tor erschienen, blies der Wächter ein froh Willkommen, . . . im Zwinger waren sie zusammengelaufen, die

Knechte und Knappen, Mägde und Frauen, — aber nur wenige kannte ich, — sind doch die meisten der tapferen Mannen bei Röttelns Einnahme, davon mir Friedung unterwegs berichtete, geblieben!

Gräfin Ursula kam mir entgegen, da ich vom Pferde stieg — — — — damals grüßte mich eine andere — —

Schier hätt' ich die Burgherrin nimmer erkannt, — das liebliche, schüchterne Kind ist ein vollerblüht Weib geworden, ruhige Sicherheit liegt in ihrem Wesen. Hat gar großen Mut bewiesen in jener Nacht in Rudolfs Lager! Hab's schier nimmer fassen können, da ich's vernahm! Aber freilich, — saget doch schon Paulus den Korinthern: Die Liebe verträgt alles und duldet alles!

Da ich mit ihr zur Oberburg schritt, kam Graf Otto mir rasch entgegen.

Das war ein bewegt Wiedersehen! Gleich Brüdern lagen wir uns in den Armen und hielten uns umschlungen. Alsdann führten sie mich zu Walter. Er hat mit seiner Gemahlin etliche Gemächer inne, so über dem großen Saal liegen. Gräfin Odalinde saß bei ihm, da ich eintrat. Ich grüßte sie nur schnell — — mein Herz zog mich zu dem bleichen Mann dort auf dem Ruhepolster am großen Bogenfenster.

Ich beugte mich zu ihm, . . . konnt aber kaum reden, da ich ihm ins Antlitz sah! Bläß und eingefallen war das Gesicht, die dunkelblauen,

sprühenden Augen verschleiert, — — das war Graf Walter nicht mehr!

Mit warmem Lächeln drückte er immer wieder meine Hand. „Ich wollt' nur Euch, Rubertus,“ sagte er leise, „bin der Meinung, so Ihr da seid, würd' es bessere Zeit werden.“

Ich schlug das Zeichen des Kreuzes über ihm und sagte: „Solches liegt nur am Segen des Allmächtigen! Soviel ich aber dazu tun kann, soll geschehen, Walter!“

Hierauf führte mich Odalsinde hinauf in mein Gemach, und drückte mir voller Freude die Hand: „Wie dank ich's dem Vater im Himmel, daß Ihr wieder hier seid, Vater Rubertus! Hoff' nun den Weg zum Gottesherzen noch besser zu finden, da Ihr ihn mir deutlich weisen könnt.“

Ich muß sie wohl ob ihrer Rede erstaunt angesehen haben, denn sie sagte leise: „Elisabet unterwies mich.“

Sie ging hinaus, ich war allein. Aber mich trieb's allsogleich hinab zur Kapelle, mein Herz vor dem Herrn auszuschütten. Wie lange ich dorten gefessen, weiß ich nimmer, — — ich war erfüllt von dem, was ich durch Friedung erfahren, und hier selbst gesehen.

Später bin ich hinab zum Friedhof gegangen und hab' ihren Hügel gegrüßt — — — —

Beim Abendimbiß fehlte Lutold, so wie am Nachmittag allbereits. Er war in Basel beim Bischof. Ich konnte ihn erst heute grüßen. Wie

ist er verändert! Was mag er gelitten haben, daß aus dem lebensfrohen Jüngling solch ernster Mann mit den vielen Silberfäden im Haar geworden ist!

Ich ahne manches, — — doch kein Wort soll es ihm verraten. Fremd Leid soll heilig sein gleich dem eigenen!

Gestern, am zweiundzwanzigsten, ist der Waffenstillstand entgeltig geschlossen worden, soll währen bis zum Gallustage. Sind darauf heut' die Sternen wieder in Basel eingezogen, geleitet von Rudolf, und werden heut' abend ein Bankett in ihrer Trinkstube „zum Brünn oder Seufzen“ haben.

Wird wohl also dabei hergehen, daß es „zum seufzen“ sein mag!

Am 25.

Walters Aussehen gefällt mir nimmer. Die Wunde in der Brust ist wohl recht böß gewesen. Gräfin Ursula vermeinet freilich, er sei blühend gegen die Zeit, da er aus Werra kam. — — mag sein! Gott gebe, daß er geneset! Sein Herz verlangt mit allen Fasern danach.

Und ist ja so begreiflich! So jung noch, erst zweiunddreißig, dazu so glücklich in seiner Ehe — mein täglich Gebet ist, Gott möge ihm helfen und ihm sein Glück erhalten!

Ist ein selten schön Leben zwischen den Geschwistern hier und in den beiden Familien. Gräfin Odalinde blüht in ihrem Glück, . . . Graf Ottos Drang nach Wissenschaften hat merklich nachgelassen!

Nur Lutold ist wortkarg und in sich gekehret, aber ruhig und freundlich.

Im Dorf unten war große Freude, da ich in die Hütten einkehrte. Hab' viel Liebe gefunden bei den Bauern, sie kannten mich noch gar gut, — mir tat solches sehr wohl!

Drunten in Basel pflegen sie gar eifrig Beratung. Ob der Gallustag den heißersehnten Frieden bringen wird?

Graf Rudolfs erster Schiedsman, Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, kann nicht dabei sein, maßen er zu den deutschen Fürsten gehöret, so gegenwärtig in Frankfurt am Main zusammen sind, um einen Kaiser zu küren. Mag nicht leicht sein, in jekiger Zeit einen zu finden, — es ist gar böse Zeit! Seit Jahrzehnten keiner auf dem Thron, — all und jeder tut was ihn gelüstet, — da muß der neue Kaiser eine gar starke Hand haben und große Energie.

Itt heute unten in Basel Bankett auf der „Müggen“ in der Trinkstube derer vom Sittich. Auch Graf Otto und Lutold sind dorten. Soll Ausföhnung gefeiert werden zwischen dem Sittich und Stern.

Am 27.

Es ist Mitternacht, aber solch' Tag als der heutige raubet den Schlaf.

Gegen die Mittagszeit meldete der Wächter einen Zug Reiter, so gegen Rötteln zuritten. Um wenig

später taten sich die Tore weit auf, und in prächtiger Gewandung ritt Graf Rudolf von Habsburg ein, gefolgt von einer kleinen Zahl seiner erlesensten Ritter.

Graf Otto eilte ihnen in maßlosem Erstaunen entgegen, denn der Graf hatte ihm mit keinem Wörtlein am Bankett solchen Besuch vermeldet! Auch ich eilte hinab und begegnete ihnen auf der oberen Zugbrücke.

Otto und Lutold geleiteten ihren Gast. Er neigte sich tief vor mir, und ich segnete ihn mit des Kreuzeszeichen.

Des öfteren blieb er im Weiterschreiten stehen, schaute die Burg an und sagte lächelnd: „Ja ja, Ihr Herren, Rötteln ist Euch gleich, stark und fest und unbezwingbar!“

Oben beehrte er zuerst nach dem Altanzimmer geführt zu werden. Kopfschüttelnd schaute er immer wieder in die grause Tiefe, und er erzählte den beiden Brüdern und mir Walters Meisterstück ausführlich. So genau hatten wir es noch gar nie gehöret, — — war ja auch nicht möglich gewesen, da alles um ihn von den Seinen tot war! Er selbst hatte wenig davon gesprochen, — — wie Walter überhaupt nicht viel Redens von sich macht! Mir zitterte das Herz und schwindelte, als ich dort hinabschaute, . . . wahrlich ein Helden- und Meisterstück!

„Bei Werra kam sein zweites Heldenstück,“ sagte Rudolf, da wir wieder zum Hof schritten,

„und alsdann das von Euch, Graf Rutold! Wahrlich, Graf Otto,“ wandte er sich zu diesem, „seit jener Zeit schlägt mein Herz für Rötteln und seine Herren in warmer Zuneigung.“

Wir führten ihn zu Walter. Die beiden edlen Männer streckten sich die Hände entgegen zu festem Druck, und schauten sich lange schweigend an. Jezo wandte sich Rudolf und winkte seinem Knappen. Der eilte hinaus und kam bald wieder, gefolgt von etlichen Mannen, die Verschiedenes trugen. Sie reichten ihrem Herrn zwei kostbare Schwerter. Köstliche, biegsame Damascener Klingen waren es, die Griffe von purem Gold, reich mit edlen Steinen besetzt.

Er bot sie Walter und Rutold, und sagte: „Das beste und kostbarste, so ich habe, den beiden edelsten Männern, die ich kenne! Nehmet's an, Ihr liebwerten Herren, als Zeichen meiner Zuneigung und Hochachtung.“

Otto bot er alsdann einen köstlichen Helm, und den beiden Schwestern zierliche Hals- und Armringlein, mit leuchtenden Steinen geschmückt.

Solches war eine gar große Überraschung und Freude bei allen! Viel lebhaftere und herzlichere Rede wurde getauscht, und hat mich gar sehr verwundert, wie der edlen Herren Meinungen zu einander stimmten!

Alsdann rief Ursula zum Mahle in die Halle, so in Eile gerichtet war. Doch hat es dem edlen Grafen von Habsburg und den Seinen gar gut gemundet, — und uns desgleichen. Graf Walters

Augen leuchteten heute hell, solches gemahnete mich in etwas an früher, — — ich fange an für ihn zu hoffen.

Am Tisch hob Walter zuerst den Pokal: „Dem tapferen Burg- und Herzbezwinger!“

„Ihr seid beides mehr denn ich, Röttler Graf! Ich trinke auf Euer und Eures edlen Geschlechtes Fortbestehen, und — — —“ er machte eine kleine Pause, — erwartungsvoll schauten wir ihn an, — langsam fuhr er fort: „— und auf ein Schutz- und Trugbündnis zwischen Rötteln und Habsburg, so heut geschlossen werden soll, — — wollt' Ihr?“

Ungestüm wie früher sprang Walter auf, — sank aber zugleich zurück, die Schwäche übernahm ihn! Er streckte beide Hände dem Grafen über den Tisch hin, Otto und Lutold gaben die ihren dazu, und gelobten sich also die Herren in Minne und Recht zu einander zu stehen für alle Zeiten!

Da hab ich nimmer anders gekonnt, bin rasch dazugetreten, hab' meine linke Hand auf die ihren gelegt, die rechte erhoben, und also den Bund gesegnet! Auch mein Herz in lautem Gebet für die beiden edlen Geschlechter erhoben zu Gott, dem Herrn aller Herren, um Fortgang und Bestehen beider!

Waren gar bewegte Minuten und frohe Stunden, so nunmehr folgten. Ernste und heitere Reden wurden getauscht, . . . die Zeit strich rasch dahin.

Als die Tafel beendete, und die Herren noch am Pokal saßen, zog mich Herr Walter von Klingen, der edle Minnesänger, mein Tischnachbar, hinaus

auf den Burghof. Wir wandelten dorten auf und ab, und setzten uns endlich auf die niedere Mauer. Gar ein wundersam Ding erzählte er mir dabei, so wundersam, daß es wohl wichtig ist, hier vermeldet zu werden.*)

Ihm hatte in der Nacht zuvor geträumt, er sähe die Kurfürsten und Wähler des Reiches in Frankfurt am Main beieinander versammelt. Sie sprachen: „Welcher unter uns die Krone in unserer Mitte aufheben kann, der soll von allen für einen König erkannt werden.“ Einer nach dem anderen versuchte es, aber keiner konnte sie in die Höhe heben. Endlich trat auch Rudolf von Habsburg hinzu, hob sie auf und setzte sie sich aufs Haupt.

So erzählte mir der Herr von Klingen. Er sagte mir noch dazu, er schaue seinen Herrn jezo mit anderen Augen an, denn vorher! Ist mir ebenso ergangen, da ich ihn wiedergesehen habe in der Halle, — — gar oftmalen zeigt es der Allmächtige im Traume an, so er wundersame Dinge vor hat zu tun!

Soll mich verwundern, wen die deutschen Fürsten führen werden!

Wenig später sind die edlen Herren davongezogen, noch bis Rhyn geleitet von Otto und Lutold. Walter brachten wir sofort hinauf, der Erregungen waren ein wenig viel gewesen. Doch hoff' ich, ist es morgen mit ihm besser.

Ich aber bin hinab zum Friedhof gegangen,

*) historisch.

— — — ist doch solches mein Weg alle Tage, —
nimmer hätt' ich ihn heut' lassen können!

Lang hab' ich am Hügel Elisabets gefessen, —
— ein heiß Weh ist in mir aufgestiegen! Hätten
sich die edlen Herren eher gekannt gleich heute, —
es wäre wohl nimmer zu solch blutigem Kampf
gekommen, — — auch würde vielleicht noch Elisabet
leben — — — —

Aber nein, ich wehrte allem Weh, — — ihr
ist wohl, der treue Herr machte es und meinte es
nur gut mit ihr und mir! Das menschliche Herz
fraget eben immer wieder so gerne: warum? statt
dessen es lieber fragen sollte: wozu?! Hat doch
der Meister bei allem seine weisen Absichten, und
tut nichts in Willkür! Diese Absicht zu erkennen
ist unsere Sache, . . . : sehen wir sie nicht, ist's
unsere Schuld. Der Mensch hält leider aber ge-
meinlich lieber beide Augen zu und geht seinen
eigenen Weg, denn den Weg Gottes! Will er aber
die Absichten und den Weg Gottes erkennen, und
macht die Augen auf, so wird er reich belohnet.
Es gehet eben immer noch nach dem Wort, so der
Hochgelobte im Propheten Jesaias sagt im achtund-
vierzigsten Kapitel: „O, daß du auf meine Gebote
merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasser-
strom.“ Reichlich habe ich solches an mir erfahren.

Am 29.

Ich merk's, daß ich nimmer in Einsiedeln bin,
sondern auf einer Burg, und mitten im Leben!

Saß heute in den Vormittagsstunden wieder unten auf dem Friedhof, und sinnierte ob dem und jenem. Es raschelte im Gebüsch, und Lutold trat an das Grab. Ein leicht Staunen ging über sein Antlitz, da er mich sah. Er fragte: „Ihr hier, Herr Vater?“

Ich nickte nur, — aber es war mir zu Sinne, als müsse ich noch etwas sagen, das ihm vielleicht ein kleiner Anstoß wär' zum Reden. Vermeinete schon oft, eine Aussprach' müßt ihm gut tun, wie mir auch einsten! Rasch sagte ich daher, ehe mir's Leid wurde: „Mein Weg führt mich täglich hierher, Graf Lutold.“

Ich fühlte meine Wangen heiß werden, — — betroffen schaute er mich an. Eine Zeit war's still zwischen uns, . . . ich hatte den Kopf geneigt, meine Hand lag auf dem Hügel, . . . schwer ging des Grafen Atem.

Doch dann rang es sich von seinen Lippen los: „So werdet Ihr mich verstehen, Rubertus! Ihr sollt wissen, was anjeko noch niemand weiß, aber sie in bälde hören werden: am ersten Dezember werde ich geistlicher Herr zu Basel! Hab mit dem Ohm allbereits alles vereinbaret. Das Kloster Sankt Alban wird mir Heimat werden.“

Schier benahm mir's die Luft, — — ich muß ihn wohl merkwürdig angeschaut haben. Ein trüb Lächeln ging über sein Gesicht.

„Und Eure Brüder?“ konnt ich endlich fragen.

„Sie werden sich wundern gleich Euch,“ sprach er ruhig, „aber sie werden's zufrieden sein.“

Ich nahm seine Hand, nimmer konnt ich der Frage wehren: „Und warum, Lutold?“

Ein jäh Zittern ging durch den ernstesten Mann, . . . er preßte meine Hand und fragte zurück mit seltsam klingender Stimme: „Weshalb ist dies Grab täglich Ziel Eures Weges, Hubertus?“

Lang und tief schauten wir uns an, — — nicht allsogleich fand ich die Antwort. Dann aber sagte ich leise: „Hier ruhet mein irdisch Glück!“

Schweigend setzte er sich neben mich; wieder war's lange still zwischen uns. Aus der Tiefe des Herzens aber lösten sich seine Worte, da er mir endlich sagte: „Ich gehe — — ich muß gehen wegen Ursula, meines Bruders Weib!“

„Ich hab's gedacht,“ entgegnete ich.

Er fuhr auf: „Um der Heiligen willen, hat man's gemerkt?“

Beruhigend legte ich die Hand auf seine Schulter. „Wohl nur ich sah und merkte solches, Lutold! Eigen Leid, so es sich lernt fügen unter Gottes Hand, hat scharfen Blick für fremd Leid.“

Lang saßen wir noch schweigend beisammen, und gingen auch schweigend heim. Hab ihm heut nimmer von der großen Gottesliebe reden können, so uns durch Kreuz und Weh zu sich ziehen will, — — fand, es sei nicht die rechte Zeit. Nicht nur zum reden, auch zum schweigen braucht's Klugheit, . . . manchmal zum letzteren noch mehr.

Aber gebetet hab' ich für ihn, und will's treulich im besondern jeko tun. Fürbitte ist ein gar köstlich Ding, und hat große Verheißungen des Höchsten. Heißt es doch nicht umsonst in der Epistel des Jakobus: Betet für einander, daß ihr gesund werdet! Am besten aber ersichtlich, wie Gott Fürbitte annimmt, ist an der Geschichte, da Abraham für Lot in Sodom bittet. Ist mir immer schon gar lieb und wert gewesen, und soll's mehr und mehr werden.

Am 1. Oktober.

Ein Geschehenis jaget das andere! Die kaiserlose Zeit ist beendet, — Deutschlands Fürsten wählten! Und wen sie wählten? Rudolf, Graf von Habsburg!

Schier möcht' ich mich an der Nasenspitze zwicken, um zu erfahren, ob ich wirklich nimmer träume, aber ist doch Wahrheit, pure Wahrheit!

Der Habsburger ist deutscher Kaiser geworden! Heil uns! Wieder ein Oberhaupt nennen wir unser, — und noch solch Oberhaupt!

Herr Walter von Klingen, Euer Traum war von Gott!

Mich will dünken, nimmer hätten die deutschen Fürsten einen besseren küren können. Hart wie Stahl ist der Mann, — und hat doch ein gar edel Herz in der Brust, von Eisen schier ist sein Kopf und gehet durch, wo er will, unbeugsam sein Wille, und sieghaft sein Schwert. Grad solchen Mann aber benötigt Deutschland sehr, sintemal das Raub-

ritter= und Fehdewesen schier überhand genommen hat!

Lachen mußte ich ob unseres Bischof. Der hohe Herr war heut bei uns in der Burg. Kam schon in den Morgenstunden, und hat den Brüdern Walter und Otto eröffnet, daß Rutold geistlich werden wird.

War zuerst groß Staunen bei allen, aber gefragt hat niemand: warum, — und ich war sehr froh darüber. Sie haben sich im Gegenteil alle gefreut, — es ist eben eine Ehre, geistliche Herren in der Familie zu haben, und in dem Röttler Grafengeschlecht war schon manch geistlicher Herr. Und dieweil der Bischof von Basel sein Ohm ist, stehet ihm auch ein schnell Steigen in Ämtern und Würden bevor.

Sie haben ihm alle viel Glück gewünscht, ich sagt' ihm aber nur leise: „Gott gebe Euch, was Ihr sucht, — ein still Herz!“

Nach dem Mittagmahl saßen wir im Kreis froh beieinander, der Bischof erzählte just, wie Graf Rudolf Tags zuvor ihm einen Besuch gemacht und ihn auf die Habsburg geladen hätt', auch die Möglichkeit eines Schutz- und Trugbündnisses, wie mit Rötteln, so mit Basel in Erwägung gezogen.

Mitten hinein klang des Turmwächters Horn, Otto schritt hinaus um zu sehen, wer der Gast sei. Es währte nicht lang, so kam er wieder mit dem Grafen von Schauenburg, einer von des Bischofs Getreuen.

Auf dem Antlitz beider glühte die Erregung,

und Otto rief: „Herr Ohm, Graf Schauenburg bringet wunderfame Kunde! Gleich einem Lauffeuer ist es durch Basel gegangen, höret!“

Und der Schauenburger Herr fuhr fort: „Heut, da die Nacht zu Ende ging, kamen Gesandte der deutschen Fürsten aus Frankfurt am Main ins Lager, an ihrer Spitze Burggraf Friedrich von Nürnberg. Die verkündeten, Rudolf von Habsburg sei gekürt zum deutschen König und Kaiser. Hab' erst genau erkundet, ob es Wahrheit sei, und da ich es also fand, kam ich in Eile her, Euch, hochwürdigster Herr, solches zu vermelden.“

Da er also sprach, fuhr der Bischof von seinem Sitz empor, hob beide Arme gen Himmel und rief schier fassungslos: „Hilf, Herre Gott, sitz' fest auf Deinem Thron, sonst steigt Dir dieser Rudolf noch herauf!“

Hat auch geraume Zeit gebraucht, ehe er sich beruhigen konnte. Hab' ihnen hierauf Herrn von Klingens Traum erzählt und zu meiner Freude wahrgenommen, daß unsere Grafen sich herzlich der Kaiserwahl gefreut haben.

Auch der Bischof gab sich zufrieden, und als Otto vorschlug zum neuen Kaiser hinzureiten und ihm Glückwünsche darzubringen, willigte er ein, . . . ist aber sein Lächeln doch recht süßsauer dabei gewesen!

Graf Otto hieß seinen Knappen einen prachtvoll silbernen Panzer bringen, desgleichen ein Schwertgehänge von Goldband mit leuchtenden

Steinen reich besetzt, beides als Ehrengabe für den deutschen Kaiser.

Um wenig später ritten die Herren fort, Otto und Lutold in köstlicher Mittergewandung, gefolgt von ihren Knappen, die die Ehrengabe trugen. Walter schaute ihnen nach, — ist zwar schon kräftig genug, kleine Ritte in der Gegend zu machen, darf aber nicht allzuviel sich zumuten.

Bis anjeko sind die edlen Herren nicht zurück, — wird wohl ein gar fröhlich bankettieren im Lager sein!

Möge der Segen des Allmächtigen auf dem neuen Kaiser ruhen!

Am 3. Oktober. Mitternacht.

Gelobet sei Gott, der Allerhöchste, es ist Friede!

Da solche Umwälzung im Leben Rudolfs geschehen, hat er nimmer warten wollen bis zum Gallustage, hat gestern einen Ritter zum hochwürdigsten Bischof gesandt, ihn bitten lassen ins Lager zu kommen, und hat kurzer Hand Frieden geschlossen. Die vier Schiedsmannen sind Zeugen dabei gewesen.

Ein Eilbote brachte gestern am Abend noch die Kunde nach Rötteln, und bat die Grafen gen Basel für heut früh. Auch Graf Walter ist heute mitgeritten, das erste Mal.

Am Vormittag in der zehnten Stunde haben alle Glocken in Basel geläutet, . . . der Bischof an der Spitze, hinter ihm die Geistlichkeit, alsdann

die Grafen, Ritter und Zunftmeister, und in langem Zuge die Bürger der Stadt zogen dem deutschen Kaiser entgegen.

Der ist in königlicher Pracht aus dem Lager zur Stadt gekommen, am Sankt Johannotor vom Bischof empfangen, und in feierlichem Zuge zum Münster geleitet worden.

Dort hat ein Hochamt stattgefunden als Dank für den Frieden, und nachher ein groß Bankett im bischöflichen Palast. Hat dabei Graf Walter dem Kaiser gegenüber sitzen müssen, und Rudolf einen Trinkspruch auf den kühnen Ritter ausgebracht und öffentlich sein Meisterstück erzählt.

Morgen sollen die Söldner abgelohnt werden in der Stadt und im Lager, alsdann wird der Bischof den Kaiser zur Krönung nach Aachen begleiten.

Ich las heute erst eine Dankmesse hier oben und dann unten im Dorf, schier faßte das schlichte Kirchlein nimmer die Schar der Andächtigen, und reichliche Freudentränen sind geflossen. Welch ein Glück und Jubel in dem Wort „Friede“ liegt, kann nur der verstehen, der den Krieg kennet mit seinen Schrecken.

Mir aber liegt schon den ganzen Tag ein Wort im Sinn, so im Buch des Propheten Jesaias stehet: „Er heißet Friedefürst.“

Noch mehr wert denn der Friede draußen ist der Friede drinnen, — — wohl dem, der ihn fand

und sein eigen nennet durch ihn, dessen Name genannt ist: Jesus!

Am 4.

Graf Otto geleitet den Herrscher gen Aachen, so hat er selbst gestern gebeten. Ist gar große Ehre für Rötteln! Graf Walter hätte es eigentlich tun sollen, ist aber noch nicht stark genug für solche Reise.

Am 13.

Gestern ist die Gemahlin Rudolfs von Brugg nach Basel gekommen, allwo sie Quartier auf einen Tag genommen hat. Die Domherren und Geistlichen mit den heiligen Reliquien und die Bürger haben sie empfangen. Morgen reiset sie weiter gen Aachen, ihrem hohen Gemahl nach.

Am 31.

Heut ist die Krönung in Aachen. Unsere Gedanken weilen dort, und unsere Herzen erflehen Segen und Heil auf den Kaiser vom Allmächtigen herab!

Auch wir feiern den Tag hier oben. Am Morgen las ich eine Messe für den Kaiser, am Nachmittag aber werden die Grafen von Rhyn, Homburg, Schauenburg, Bärenfels, und die Herren von Lörrach mit ihren Gemahlinnen zu einem Festessen erscheinen. Inzwischen will ich einen Gang zum Friedhof machen.

Am 2. November.

Heut ist Allerseeleentag. Wir haben einen selten schönen Herbst, noch merkt man nichts von seiner Rauheit. Freilich fallen die Blätter und decken den Boden, es rauscht und raschelt, so man durch die Wälder gehet. Schön ist der Herbst, gleich einem goldigen Schimmer liegt's über den Wäldern, und nur die Tannen ragen in ihrem immergrünen Gewande ernst und ruhig empor.

's ist heut der Tag, da man im besondern der lieben Toten denkt. Hab' erst, wie immer, in der Burgkapelle die Messe gelesen, alsdann im Dorf unten.

Darnach bin ich zu den beiden Hügeln gegangen, und hab' lang Rückblick gehalten — — —

Auch der teuren Freunde Hyronimus und Antonius dachte ich, — Wehmut füllte mein Herz!

Als ich aber auf die epheumspinnenen Hügel niederblickte, kam mir ein Wort in den Sinn: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! Noch heute werden die Augen der Dorfbewohner feucht, so sie der teuren Herrin Edelgundis denken, die in ihren Hütten bekannt war gleich einem Familienglied in Leid und Freud.

Elisabet aber wies Odalsinde zur Quelle der Kraft und der Gnade, und Odalsinde gab das Empfangene weiter unserer jungen Burgherrin, — beide lauschen gerne und mit offenen Herzen und

Ohren, so ich bisweilen in den Abendstunden rede von dem, das ich gelesen im Wort des Hochgelobten.

Ja, selig die Toten, — — — aber nur solche, die in dem Herrn sterben!

Und die anderen? unselig? und wenn unselig . . . alsdann wo?

Schaudervoller Gedanke! — —

Gott gebe uns allen, so unser Stündlein kommt, eine selige Heimfahrt durch Jesum Christ, seinen einigen Sohn, unsern lieben Herrn, Amen.

Am 10.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Also begann ich heute die Morgenmesse, und also beginne ich hier.

Dem edlen Grafengeschlecht ist Heil widerfahren, ein neu Keislein ist am alten Stamm erblühet, ein kräftig Stimmlein begrüßte die Welt, — Gräfin Odalinde schenkte ihrem Gemahl, der noch abwesend, ein Söhnlein, — das erste!

Herrschet eine Freude hier oben, wie ich nimmer gemeint hab' sie je zu erleben! Mein Herz freut sich und jubelt mit ihnen, möcht' dem edlen Geschlecht hier oben gelten das Wort des Herrn: Dein Weib wird sein wie ein Weinstock, und Deine Kinder wie Ölweige um Deinen Tisch her.

Am 15.

Graf Otto ist heimgekehret von Aachen. Einen Boten hatte er von Freiburg vorausgesandt ihn zu melden, so erwarteten wir ihn alle.

Ich segnete ihn zuerst und rief alsdann mit freudigem Herzen: „Glück auf für Euren Sohn, Otto!“

Einen Augenblick stand er schier starr, aber hierauf stürmte er, ohne sonst jemand zu grüßen, vorwärts, hinauf zur Burg. Wir anderen folgten froh bewegt. War ein gar schöner Willkommengruß für unseren teuren Grafen!

Am 30.

Heute haben wir den kleinen Erdenbürger dem Herrn und seinem lieben Sohn dargebracht in der heiligen Taufe. War ein gar feierlicher Tag! Der Bischof Heinrich hat selbst ihm den Segen gespendet. Unsere Burgherrin Ursula hielt den Knaben, — war ein gar lieblich Bild, die schlanke, feine Gestalt im langwallenden, weißen Gewand mit dem Kindelein im Arm!

Als Paten standen daneben Graf Walter, Herr von der Homburg und Markgraf Etto von Hochberg. Neben Walter aber stand noch ein Pate, so besondere Erwähnung verdienet, nämlich Walter, der Herr von Klingen. Er war aber entsandt vom Kaiser Rudolf als sein Stellvertreter, da dieser der erste Pate war! So hatte er sich's ausgedungen bei Otto, und so war's geschehen.

Als Angebinde hatte er dem Kindelein einen kostbaren Schild auf die alte Grafenwiege gelegt, der Gräfin aber ein gülden Halsgehänge gesendet.

In der heiligen Taufe erhielt das Knäblein die Namen Walter Rudolf, nach seinem tapferen

Ohm und hochedlen Paten. Möcht' er beiden gleichen!
 Möcht' er aber vorerst und immer ein tapferer
 Streiter seines himmlischen Königs werden, ein
 Kämpfer Jesu Christi, und ein Sieger über sich
 selbst! Alsdann auch ein Freund und Helfer der
 Armen und Unterdrückten, — — das walt' Gott
 Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist,
 Amen! —

Ein glänzend Mahl beschloß den Tag, auf Ottos
 Antlitz lag ein ganzer Himmel von Glück, Freude
 und Stolz. Hat bis anjeko noch immer so hin und
 her etlich Zeit für die Pergamente gehabt, — frei-
 lich nimmer allzuviel — behüte! Ob er jetzt mehr
 haben wird? Hab' so meine Gedanken darüber,
 werde mich wohl erbarmen und den Rollen
 von nun an Platz und Unterkunft in meinem Ge-
 laß geben müssen!

Am 1. Dezember.

Graf Rutold hat uns für immer verlassen. Auf
 dem Hof stand das Gesinde und alle Mannen, da
 er davon zog, ich gab ihm Geleit bis unten zum
 Tor und einen brünstigen Segenswunsch mit auf
 den Weg. Graf Otto ritt mit ihm gen Basel.
 Rutold hat sich nicht einmal umgewandt, ist auch
 sein Abschied von den Seinen gar kurz und schnell
 gewesen.

Möcht' er finden, was er sucht. So er's aber
 nicht bei dem einen suchet, der da gesagt hat:
 kommet zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, ich
 will euch erquicken, — so wird er's wohl nimmer

finden! Wenig konnt' ich ihm davon reden, er sprach nie von sich, wie hätt' ich da anfangen können! Etliche Male tat ich's, er hörte mir stille zu. Ob er mich verstand, weiß ich nimmer.

Am Weihnachtstag.

Schier ist es eine himmlische Pracht draußen! Tiefer Schnee ist gefallen, wie ein blendend weiß Tuch liegt es über der Erde. Der Wald ist gleich einem lichten Märchen, auch das kleinste Ästlein hat eine Schneehülle. Dazu wölbte sich heute den ganzen Tag ein blauer Himmel über der bräutlichen Erde, die Sonne leuchtete, also daß es schien, als wären viel tausende Diamanten und Perlen über die Schneedecke gestreut.

Recht ein Weihnachtswetter, und recht eine Weihnachtsfreude im Herzen! Klinget und singet mir heute den ganzen Tag das Te deum des Kirchenvater Augustin in den Ohren und in dem Herzen. Auch meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes! Meine Seele jauchzet dem Kindlein in der Krippe entgegen!

Welch heilig Wunder ist hier zu schauen, — wahrlich, ein Wunder, nur zu glauben, — nimmer zu fassen und zu verstehen!

Ist solches bei einem Wunder denn überhaupt möglich? nein, alsdann wär's kein Wunder mehr! Auch ist der Glaube da um zu glauben, nimmer zu begreifen, — alsdann wär's kein Glaube mehr.

Und ob es überhaupt Wunder gibt? Eigentlich überflüssige Frage! Sind wir nicht tagaus, tagein, von Wundern umgeben? Ist nicht jeder Baum, jede Pflanze, das Wachsen und Werden, das Kommen und Vergehen, ein Wunder? Können wir's begreifen, wie alles entsteht und wird? Ist nicht alles ein Wunder für uns, von Gott also geordnet?

Wir brauchen einen Gott, so Wunder tun kann, getan hat und noch tut, denn so das nicht wäre, wär' er kein Gott, — — was sollt' er uns hinfort noch sein?

Mir kam, da ich heute ob den Wundern des Allmächtigen sinnierte, der Gedanke, ob Gott mit seinen Wundern bestehende Gesetze durchbräche, wie es uns scheint, oder nicht. Hab' lang gesonnen und bin zu der Meinung gekommen: nein, er tut solches nicht!

Die Gesetze und Schranken, so er uns gegeben und gezogen hat in allem Bestehenden, sind angepaßt unserem engbegrenzten, kleinen Verstand und Wissen. Er aber hat göttlich Wissen, ihm ist nichts begrenzt, oder alles göttlich begrenzt. Also sind die Dinge, die wir „Wunder“ nennen, zwar unfassbar und unerklärlich für unser menschlich Wissen und Begreifen, er aber handelt darin nur nach göttlichen Gesetzen und durchbricht nicht eine bestehende Grenze damit. Ihm ist es als Gott alles göttlich, natürlich, selbstverständlich. Wir aber werden es im ewigen Licht einst klar erkennen.

O der Wunder, die uns in der Ewigkeit so

göttlich selbstverständlich erscheinen werden! „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel undeutlich,“ also schreibt Paulus den Korinthern, „dann aber von Angesicht zu Angesicht.“

Mein Herz, freue dich der goldenen Ewigkeit, da du erst recht deinen Gott als Gott erkennen sollst!

Auf Sylvester.

Das Jahr scheidet, — bald ist es dahin! Wir wollen das neue Jahr miteinander in der Halle erwarten, und dem alten Valet sagen.

Was mag das neue Jahr bringen?

Menschen gehen dahin, — Tage, Monde, Jahre fliehen — — Jesus bleibt! Er derselbe, gestern, heute und in den Ewigkeiten. Wohl uns, so wir ihn kennen und haben!

Viel hat dieses Jahr gebracht, — zum letzten noch die Freude, daß Walter an einem fröhlichen Jagen gestern teilnehmen konnte. Ist das erste Mal nach seiner langen Krankheit. Doch scheint es ihn angegriffen zu haben, — hat eine Stunde ruhen müssen, da er heimkam.

Bläß ist er noch immer, schlank und schmal die Gestalt geworden, aber doch leuchtet hin und wieder sein Auge auf, allgemach kehret die alte Lebenskraft wieder. Freilich machte mich gestern eines stutzig. Als er heimgekommen war und auf dem Ruhebett lag, saß ich bei ihm. Da sah ich, daß er etliche Male nach der Seite faßte, allwo er die Wunde gehabt hatte.

„Schmerzt's Euch, Walter?“ fragte ich besorgt.

Darauf sagte er so leichtthin: „O nein, Rubertus, nur so ich mich rasch bewege, auch recht tief atmen will, sticht es mich ein wenig.“

„Seid fürsichtig,“ bat ich ihn, da lachte er. Mir will's nicht recht passen, — solche Stiche sind nimmer gut! Gott walt's, daß er bald ganz geneset!

Klein-Walter gedeiht, — es ist eine Lust! Der Eltern Stolz und Freude ist gar groß.

O Herr, laß Deine Augen offen stehen über Nütteln und seinem Geschlecht Tag und Nacht! Bleibe bei uns, wie Du es gewesen bist, — wofür Dir Ehre und Preis sei jetzt und immerdar.

Am 15. Januarius.

Anno Domini 1274.

Kaiserwetter ist, echtes, rechtes Kaiserwetter, — und nicht nur heute, sondern schon seit zwei Tagen. Schier ist's, als strahle der Himmel doppelt freundlich, als hätte die Erde ihr schönstes, weißes Gewand angezogen, den Kaiser zu begrüßen, der am dreizehnten Januarius in Basel eintritt.

Gar würdevoll und feierlich hat der edle Bischof ihn empfangen — — — zweiundvierzig Dominikaner, sechsunddreißig Barfüßler, zwölf Sacbrüder und acht Fratres Mariae Virginis gingen ihm entgegen!

Hat auch der Bischof alle Ursache, den hohen Herrn also zu begrüßen, — — vor drei Wochen hat der Kaiser alle Rechte und Freiheiten der Kirche

von Basel, so sie von Friedrich dem Zweiten und dessen Vorgänger erhalten hat, neu bestätigt.

Gestern nun erschien ein kaiserlicher Bote hier oben, der seinen hohen Herrn mit kleinem Gefolge auf etliche Tage bei unseren Grafen anmeldete. Solche Kunde wirkte gleich einem Stoß, so man in einen Ameisenhaufen stößet! Alle Hände waren alsbald in freudiger Bewegung, alles aufs beste zum Empfang des hohen Herrn herzurichten.

Heute mittag ist er eingeritten, und werden nun die nächsten Tage eitel Freude und Lustbarkeit hier sehen.

Der hohe Herr hat schon gar viel Gutes im Reich geschaffen, — ja, er allein konnte die Krone aufheben, das hat er in manchem bewiesen! Ist auch ein gar frommer Herr und tut Gutes, wo er kann. Deutschland ist wohlberaten unter ihm!

Am 18.

Der Kaiser ist heute fortgezogen, die Herren gaben ihm Geleit bis Basel.

Fröhlich Jagen und Lanzenstechen verkürzten die Tage, — nur gestern wurde das Wetter anders. Ein milder Wind sprang auf und brachte Regen, — naß, gleich den Tagen, kamen die Herren vom Jagen heim. Hat hoffentlich nichts geschadet, — — Walter gefällt mir nicht, er sieht heut' bleich aus. Hat in diesen Tagen ebenso mitgetan wie ehedem, — nur sah ich ihn zuweilen die Hand auf die Brust legen. Die Erinnerung an Werra hat er behalten!

So er viel reitet, schmerzt ihm die Brust, und will er's nicht achten wie manchmal schon, muß er's mit tagelangen Schmerzen büßen.

Hat gar oft schon dagegen aufbegehret in wildem Trotz, — — so ihn aber Ursula bittend anschauet, beißt er die Zähne zusammen und schweigt.

Wenn ich mich zu ihm setzte in solchen Tagen und ihn trösten wollt', hat er mich nimmer reden lassen, und sich weidlich über die lieben Heiligen aufgereget. Schließlic' konnt' ich ihm mählich beibringen, daß sie wirklich schuldlos wären, sintemal Gott der Herr unsere Schicksale in der Hand hat, und nicht selig gewordene Menschen.

Schier hab' ich lachen müssen ob seiner erstaunten Augen, da ich das zum ersten Mal ihm sagte!

Als er's aber begriffen, wurde sein Trotz allgemach geringer, er scheute sich in heiliger Gottesfurcht, gegen den Allmächtigen so aufzubegehren. Hat ihn aber viel gekostet, ehe der wilde Mann sich dem eisernen „Muß“ gefüget hat, — und kostet ihn noch viel. Mir tut das Herz gar manchmal weh, so ich sehe, wie er tapfer leidet und sich nicht unterkriegen lassen will. Kann nur für ihn beten und will's weiterhin tun.

Am 19.

Barmherziger, muß ich wieder von neuer Trauer melden, so hier eingeklehret ist?

Walter raset im Fieber, — es sei von der Zunge, erklärte der Medikus, wär' über kurz oder

lang doch gekommen, da innerlich eine ungute Stelle sei. Jetzt hat der schwere Regen bei der Jagd, da die Herren erhitzt waren, die Sache beschleunigt, und eine starke Entzündung hervorgerufen. Walter kennt niemanden!

Herr, erbarm' Dich!

Am 20.

Heute, da ich bei ihm saß, kam ein lichter Augenblick.

„Rubertus,“ flüsterte er matt, „kommt der Tod?“

„Ich weiß nicht, Walter,“ sagte ich traurig, „Euer Leben stehet bei Gott.“

Drauf war er lange still. Mit geschlossenen Augen lag er da. Plötzlich sagte er: „Rubertus, ich tat immer, was ich wollte, kümmerte mich wenig um die Heiligen. Wird mich der Allmächtige annehmen?“

Mein Herz zitterte. „So Ihr glaubet an den Sohn Gottes und begehret der Sündenvergebung durch sein Blut, mag es wohl sein, Walter.“

Mit tiefer Demut sagte er da: „Ich glaube solches und begehre durch das Verdienst des hochgelobeten Erlösers selig zu werden. Wollt Ihr mir darauf die letzte Ölung geben?“

Mir fiel der Kämmerer aus Mohrenland ein, davon uns der Apostel Geschichte erzählt, — der Mann glaubte auch gleich einem Kinde, und Philippus wehrete ihm nicht die Taufe. Auch sagt unser Herr und Heiland selbst: Werdet gleich den

Kindern, — — und die glauben aufs Wort, — ohne viel Fragens.

So entgegnete ich ihm: „Glaubet Ihr gewißlich, daß Jesus Euch alles vergeben kann, und begehret Ihr ernstlich solches?“

„Ja,“ sagte er, und sah mich voll an mit den großen, blauen, fieberglänzenden Augen.

Ich rief die anderen, und gab ihm die letzte Wegzehrung. —

Ursula weicht keine Minute von ihm, — wie Schnee ist ihr Antlitz, — — und vermag doch noch, ihm zuzulächeln, — — wahrlich, eine Heldennatur!

Armes, armes Weib, — so kurz das Glück, — nur ein Jahr, — so schweres in der Zeit durchlebt, — so jäh zu Ende — — Herr, unerforschlich sind Deine Wege!

Alle Hoffnung auf sein Leben ist geschwunden — — Herr, bescheere ihm eine selige Heimfahrt!

Am 21.

In der Morgenfrühe hat unser Walter ausgelitten!

Wir waren alle um ihn versammelt, ich habe hin und her halblaut gebetet. Gab erst noch ein heiß Ringen zwischen Seele und Leib, — doch mählich wurde er ruhiger, und ist endlich sanft eingeschlafen.

Gott schenke ihm ein fröhlich Auferstehen!

Nun ruhet er auf der Bahre in der Kapelle, der Rittermantel ist um ihn gelegt, sein kostbarer

Schild deckt ihn. Zu seinen Füßen liegen Schwert und Helm.

Butold kam am Vormittag, — — — marmorähnlich waren seine Züge . . . wie gebrochen sank er mit dumpfem Stöhnen neben den toten Bruder und kniete dort lange, — lange — — —

Ursula trägt ihr Weh heldenhaft! Nur öfters reißt sie Klein Walter, der die dunkelblauen Augen seines Ohm's hat, in die Arme, und drückt das Gesicht in seine Loden. Aber ob ihr Herz auch blutet ob dem Verlust, . . . sie hat doch den rechten Trost gefunden! Unten an der Bahre sagte sie mir: „So die Epheuranke jetzt nicht das Kreuzesholz hätte, Pater Hubertus, würde sie zerbrechen. Nun aber hält sie sich um so fester daran!“

Ich neigte den Kopf und entgegnete: „So hab' ich Euch nichts mehr zu sagen, Ursula, Ihr habt den besten Tröster, wohl Euch!“

Ja, sie hat ihn in Wahrheit, — denn „ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“

Am 23.

Am Nachmittag haben wir ihn eingebettet in die kühle Erde, unseren „Wilden,“ der aber schon lange nimmer so hieß!

Ach, so sich ein solcher Hügel schließt, wollen die Augen und die Herzen schier überquellen vor Weh und Schmerz! Aber unsere Tränen sind geheiligt, denn auch von unserem Heiland stehet ge-

schrieben, — da er am Grabe Lazari war: Und Jesu gingen die Augen über!

Da alles vorüber war, mußte Ursula hinauf zur Burg getragen werden, — sie war nun doch zusammengebrochen. Ist aber nur eine tiefe Ohnmacht gewesen, — — armes Weib!

Neben Elisabeth ruhet Walter, — drei Hügel in einer Reihe!

Über allen aber leuchtet das köstliche Wort gleich lichtem Ewigkeitsmorgenrot: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!

Heil uns, — auch wir gehen der herrlichen Seligkeit entgegen, wohin die anderen vorausgeeilet sind!

Am 28.

Otto will eine große Grabkapelle errichten lassen auf dem Friedhof. Sollen nicht nur die drei teuren Gräber überbauet werden, sondern noch Platz sein für viele andere des edlen Geschlechtes, und soll die Kapelle der heiligen Jungfrau gewidmet sein.

Ich war heute, wie öftmals schon, auf dem Ehrichonaberge. Hab' gar manchmal schon dort eine Messe gelesen, dieweil noch immer kein Nachfolger Antonius in das Hüttlein neben der Kirche eingelehret ist. So das unterbleibet, verfällt alles im Laufe der Jahre, — — wie schade wär's drum, war's doch eine solche Segensstätte!

So ich hinkomme, sitz' ich wohl stundenlang und hänge meinen Gedanken nach, — die gehen

Dann zurück in jene Zeit, da alle lebten, die ich liebte — — — —

Am 14. September desselben Jahres.

Ist heute Trauerkunde von Basel gekommen: Herr Heinrich, der Bischof, ist gestern, am Abend des dreizehnten, selig entschlafen.

Kränkelte seit dem Feldzug und schnellen Frieden des letzten Jahres ein wenig, — — zu wenig, um ernstlich Sorge zu erregen, — zu viel, um es nicht zu achten. Hat auch jetzt nur fünf Tage gelegen, und vermeinete niemand sein Ende so nahe.

Auf dem Sterbelager hat er des öfteren zu Rutold gesagt: „Alle meine Pläne sind zu Wasser geworden und mir in den Händen zerflossen. Ich wollte das Bistum erweitern und seine Macht vergrößern, — dieser Rudolf wehrte mir's Jahre hindurch! Zu allerlezt wurde er gar noch Kaiser — — o dieser Rudolf!“

Ist schier anzunehmen, daß ihm das Mißlingen seiner Pläne also am Herzen genaget und seinen Tod herbeigeführt hat, — — — — o Bischof von Basel, . . . und was wird Dein Gott Dich wohl zuerst gefraget haben, da Du vor ihm erschienen bist, ob wohl die erste Frage nach der Größe Deiner Macht war?! — — — Ich glaub's nimmer, — — doch bin ich nicht sein Richter, — — der Allmächtige lasse ihm sein ewig Licht leuchten!

Am 15.

Bischof Heinrich ist heute zur letzten Ruhe geleitet. Im Münster, in der von ihm erbauten

Marienkappelle beim Glockenturm ist er beigesezt worden.

Bin mit Otto auch unten in Basel gewesen —
— — ein Grab nach dem anderen schließt sich
auf unserem Wege!

Gott schenke dem Staube einst ein fröhlich
Auferstehen.

Am 25. des Wonnemondes
Anno Domini 1275.

Ein Jahr und mehr ist vergangen, seit wir
Walter zur Ruhe brachten. Heute wurde die Kapelle
eingeweiht.

Ist ein schön, groß Gebäude, mag wohl Platz
haben für gar manchen des edlen Geschlechtes!

Die drei Gräber decken drei Platten, eine ewige
Lampe brennt über ihnen. Möge ihnen, den Teuren,
die hier ruhen, also das ewige Licht leuchten, und
ihre Leiber der frohen Auferstehung entgegen
schlummern.

Ist für einen Christen ein tröstlich Ding zu
wissen, daß auch der Leib nimmer im Staube blei-
bet! Wie solches zugehen mag, ist freilich das
wunderbarste der Wunder, doch vollkommen natürlich
für unseren Gott. Sollte er, der den Menschen
aus dem Nichts schuf durch sein Wort, nimmer
vermögen, dem Staub ein neu und unvergänglich
Leben zu geben? Ist für einen allmächtigen Gott
etwas unmöglich?

Lutold war auch hier zur Einweihung.

Hier oben gehet alles seinen Gang weiter. Ursula gibt sich ganz der Erziehung Walters hin, und Odalfinde wehret ihr nicht.

Da zum ersten Mal das Glöcklein der „Mariahilfkapelle“ auf dem Friedhof heute tönte, flutete schier ein Strom von Sonnenlicht- und Glanz durch die Fenster und die offene Tür hinein und mischte sich mit dem Schein der Altarkerzen!

Man könnte meinen, die Geschehnisse der letzten Jahre seien ein böser Traum, — — so nicht gar mancher Hügel zeigte, daß alles bittere Wahrheit sei

Darunter als erster Dein Hügel, o Elisabet, Du unvergessene, — — Du unveränderlich geliebte.

Am 12. Juli, Anno domini 1284.

Hab' in meiner Truhe angefangen zu suchen und sind mir dabei diese Blätter wieder in die Hände gekommen. Lang hab' ich drinn gelesen, und meine Gedanken sind in ferne Zeiten zurückgeilt!

Noch immer bin ich auf Rötteln, noch immer ist mein täglicher Weg zur Mariahilfkapelle, noch immer gehe ich von Zeit zu Zeit nach dem Berge der heiligen Chrichona und lese eine Messe, dieweil kein Einsiedler mehr den Weg dorthin fand. Alles wie einst — — — nur das heranwachsende Geschlecht zeigt uns den Hingang der Jahre, und lehrt uns, daß wir alt werden!

In Otto's Familienkreis blühet noch immer das Glück. Walter hat mehr und mehr Ähnlichkeit

mit seinem Ohm Walter. Sind noch vier Sprossen dazu am alten Stamm der Röttler gewachsen: Rudolf, neun Jahre alt anzeko, Elisabet, ein Jahr jünger, und die fünfjährigen Zwillinge Otto und Gieselind.

Für Rötteln's Fortbestehen ist Sorge getragen, nach menschlicher Meinung gerechnet.

Rutold ist unter Bischof Heinrich von Isny Archidiacon geworden, ein tüchtiger, um die Kirche verdiensteter Mann! Ist aber wortkarg und ernst schier bis zur Verschlossenheit!

Herrn Heinrichs Nachfolger, ist, wie ich schon nannte, auch ein Heinrich. War jener aus dem hochangesehenen, edlen Grafengeschlecht der Welsch-Neuenburger am See, so ist dieser der Sohn eines ehrsamten Bäckers aus Isny in Schwaben. Doch bleibt's ja wohl allewege dabei: nicht die Herkunft und der Name machen den Mann, sondern seine Handlungen. —

Gräfin Ursula ist noch immer hier oben, und allbeliebt bei Jung und Alt im Dorf. Auch die Kinder hängen mit zärtlicher Liebe an der Muhme. Gar mancher Freier aus edlem Geschlecht ist von ihr abgewiesen worden, — Walter ist unvergessen!

Und ich selbst? — —

Da will ich nur eines schreiben: ich freue mich der güldenen Ewigkeit, und warte einer seligen Heimfahrt, so mir mein Vater im Himmel durch seinen lieben Sohn Jesum Christum, meinen Herrn und Erlöser, gnädiglich schenken wolle, — Amen!

Will nunmehr die Blätter wieder fortlegen, — es ist wertlos zu vermelden, wie sich das tägliche Leben abwickelt, — auch von keinem Zweck für die Nachwelt.

Ob einstmals fremde Augen hier hineinschauen werden? — —

Ich hoffe nimmer! So ich einstens den Tod mir nahen fühle, werde ich alles vernichten! —



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Hier enden die Aufzeichnungen des Paters, und auch aus den Chroniken jener Zeit ist gar wenig noch über die Letzten des edlen Röttler Geschlechtes gesagt.

Hast Du aber, freundlicher Leser, bis hierher die Schicksale des mächtigen Grafenhauses mit Interesse verfolgt, so wird es Dir auch wohl nicht unlieb sein, noch das Letzte von ihm zu vernehmen.

Graf Otto scheint ein schweres Geschick getroffen zu haben, — es scheint, als habe er alle seine Kinder bis auf den ältesten, Walter, begraben müssen, — — wir finden nur noch diesen in den späteren Chroniken genannt.

Otto lebte noch um 1303, von da an erscheint Walter in den wenigen, noch vorhandenen Urkunden. Er ist ohne Erben etwa um 1311 gestorben.

Von Lutold erzählt uns die Basler Geschichte, daß er schon 1281 Archidiaconus oder Erzpriester war, 1291 hatte er die Würde eines Domprobstes erlangt. Zu verschiedenen Malen vertrat er die jeweiligen Bischöfe in ihrem Amt, sobald sie von Basel abwesend sein mußten, und endlich wählte ihn das Domkapitel nach dem Tode des Bischof Otto von Grandson auf den Bischofsitz von Basel.

Nur eine Urkunde ist von ihm als Bischof noch vorhanden, unterzeichnet am 13. Oktober 1309, worin er die Sandveste von Klein-Basel bestätigt und sich nennt: „Rutold von Rötteln, erwelter Bischof zu Basile.“

Diese Wahl Rutolds mag nicht ganz nach allem Recht vor sich gegangen sein, . . . um 1313 finden wir ihn wieder als Domprobst in Basel, und als solcher starb er nach dem Jahrzeitenbuch des Münsters am 19. Mai 1316, und wurde neben seinem Ohm begraben in der Kapelle der Maria beim alten Glockenturm. Sein und Bischof Heinrichs Grabmal kann man heute noch im Münster sehen.

Mit Rutold erlosch das edle und reiche Grafengeschlecht derer von Rötteln, und der Besitz fiel an die nächsten Verwandten, die Sausenberger.

Bis zum Jahre 1503 hatten diese ihren Sitz auf der stolzen Burg im Wiesetal, und es war eine glanzvolle Zeit, die die starken Mauern sich entfalten sahen. Philipp, der letzte der Sausenberger, starb, und sein Herz fand in der Erde des Röttler Friedhofes die letzte Ruhe.

Nun war Röttelns Glanzzeit vorüber.

Markgraf Christoph von Baden erbt die Grafschaft, doch überließ er einem Landvogt das Regiment in derselben. Ebenso taten es später auch seine Nachkommen.

Anno 1356 wurde Basel und die ganze Umgegend von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, von welchem die Schweizer Chronik von Tschudi

folgendes berichtet: „Am St. Lucastag*) im Weimond um Vesper Zit kam ein großer Erdbidem, und demnach etliche kleine, und do es ward um die Zechne vor Mitternacht, do kam noch ein größerer und gar grausamer Erdbidem, der viel Stett, Schlösser, Kilchen und Kilchthürme niederfällt. Die kaiserlich Statt Basel am Rhin verfiel gar mit einander, — und ging in der verfallenen Statt Thür uff, und kont etlich Tag niemand gelöschten vor dem steten Erdbidem. Im Basler Bisthumb verfielen 46 Schlösser; im Costanzer Bisthumb 38 Schlösser; und anderswo auch vil, dero etlich Namen hier verzeichnet sind: Brombach, Ottilikon, . . . Reichenstein, Bärenfels, Pfeffingen“

Dieses furchtbare Erdbeben hat auch an Stöttelns Mauern gerüttelt, wunderbarer Weise ohne der Burg ernstlich Schaden zu tun.

1525 wurde die Burg von den rohen Scharen der Bauern genommen, im dreißigjährigen Kriege abwechselnd von den Schweden und den Kaiserlichen.

Aber alle Feinde waren schonend bisher mit ihr verfahren.

Da kamen die Franzosen unter Ludwig XIV. im Niederländischen Kriege 1678, sie belagerten die Burg, stürmten sie, und am 29. Juni lohten die hellen Flammen empor!

Ein Gedicht, das dieses Ereignis schildert, möge hier einen Platz finden. Es erschien in Nr. 46 von „Feldberg's Töchterlein“ im Jahre 1875.

*) 18. Oktober.

„Beutegierig überschritten
 Hat der Franzmann unsern Rhein;
 Blindrung folgte seinen Schritten,
 Und der Brände heller Schein.
 Drum von Röttelns höchstem Turme
 Tönte plötzlich Notsignal,
 Feinde nahen sich zum Sturme;
 Feinde ringsum, überall!

Mannschaft, auf! Es geht zum Kampfe!
 Nun gilt's Leben oder Tod!
 Bald steht man im Pulverdampfe;
 Groß ist uns'rer Streiter Not!
 Abgeschlagen sind die Stürmer,
 Ruhe herrscht im weiten Schloß!
 Mannschaft ruht nun, wie der Türmer,
 Denn die Müdigkeit ist groß!

Schon entflammt die Sonn' im Osten,
 Bricht hervor auf ihrer Bahn,
 Als der vorderste der Posten
 Wieder sah die Feinde nah'n.
 Fluchbeladen ein Verräter
 Führte, pflichtvergessen ganz,
 werdend so zum Missetäter,
 Feinde in die stärkste Schanz.

Hier nun, von der Schanze Höhe
 Richtet er sein schwer Geschütz
 Auf das Schloß, ob's fest auch stehe,
 Und es folgte Blitz auf Blitz.
 Bald stand es in hellen Flammen,
 Leuchtete ins Tal hinein.

Stürzte krachend dann zusammen;
 Doch — wo wird die Mannschaft sein?
 Eine Pfort' an busch'ger Halde
 Hat der Feind nicht aufgespürt!
 Dort hinaus zum dunklen Walde
 Burgwart Reif die Seinen führt.
 Dort rief er mit Trauermiene:
 „Ach, daß ich nun scheiden soll!
 Lebe wohl, du Burgruine!
 Liebes Rötteln, lebe wohl.“

Obgleich man jetzt nichts mehr von einem geheimen Gang weiß, geht doch die Sage, daß ein solcher vorhanden war, und daß Burgwart Reif die Seinen auf diese Weise rettete.

Was noch zu zerstören übrig blieb, verwüsteten die Franzosen im Jahre 1702 nach der Friedlinger Schlacht.

Mit der Burg zusammen sank Rötteln, der Ort in Trümmer. Im Lauf der Jahrhunderte war das ursprüngliche Dörfchen zu einem stattlichen Flecken emporgewachsen, — jetzt wurde alles ein Raub der Flammen, — nur die Kirche und wenige umliegende Gebäude blieben verschont.

Die Einwohner und die markgräflichen Beamten zogen sich nach Lörrach hin, auch die öffentlichen Anstalten, die Rötteln gehabt hatte, wurden dorthin verlegt. Heute ist Lörrach ein fleißiges, freundliches Städtchen, — im Dorfe Rötteln sind nur wenige Häuser, in ihrer Mitte das schlichte Kirchlein, . . . traurige Reste versunkener Herrlichkeit!

Auf dem Waldberg thronen ernst und majestätisch die Ruinen von Rötteln, und niemand, der nach Basel kommt, sollte versäumen, diese, nach dem Heidelberger Schloß schönste und größte Ruine des Schwarzwaldes zu besuchen.

Jeder wird für die kleine Mühe des Weges sich reich belohnt finden!

Der Burgwart führt gerne herum, doch kann man wohl sehr gut selbst erkennen, welchen Zwecken die Gebäude gedient haben.

Wo Ottos Wohnhaus früher stand, haben spätere Geschlechter eine Kapelle errichtet, — noch findet man eine kleine, geborstene Säule dort liegen mit der Jahreszahl 1581.

Aus den tiefen Fensterhöhlen des Rittersaales schweift das Auge entzückt über das liebliche Wiesetal, und schauernd sieht es vom Altanzimmer in die Tiefe, in die Walters Todessprung führte. Doch geradezu überraschend großartig ist der Blick vom Söller übers Land.

Auf einer Treppe steigt man im großen, vieredigen Turm hinauf, die Plattform oben ist mit einer hohen Brustwehr umgeben.

Dort grüßen Dich im Norden und Nordosten die tannenbestandenen, dunklen Schwarzwaldberge mit ihren Riesen, Belchen, Blauen und Hornberg, und auf einer fernen Anhöhe kann ein gutes Auge sogar die Sausenburg erblicken. Im Westen und Nordwesten zeigt sich Dir ein Stück des stolzen, deutschen Rheines, ein Stück des Elsaß,

und in matten Umriffen die Vogesen, — vom Süden her aber winken und locken die schneebedeckten Alpenfirnen des Berner Oberlandes. Scharf und zackig heben sie sich am Horizont ab, der Mönch und Eiger, die Jungfrau, das Finsteraarhorn, und alle die übrigen majestätischen Zeugen der Größe Gottes!

Dir das Bild auszumalen, mein lieber Leser, wäre vergeblich, — ich kann Dir nur zurufen: Geh selbst und sieh!

Doch möchte ich Dein Auge noch auf einen Punkt alsdann besonders lenken und Dich bitten: hast Du mir bisher Gehör geschenkt, so tue es noch jetzt für wenige Zeit!

Bitte sieh hinüber nach Südwesten. Da zeigt sich Dir ein kleines Kirchlein, mit seinem Turm aus dem Walde hervorragend, der die niederen Berge krönt, die das Wiesetal an der anderen Seite begrenzen. Das ist die Kirche der heiligen Christophora!

Zwar heute nicht mehr ein Wallfahrtsort wie einst in alten Zeiten — das war es freilich noch bis ins Mittelalter hinein. Was aber Antonius, der fromme Einsiedler, in seiner Vision sah, ist geschehen: Das helle Licht des Evangeliums leuchtete in der Reformation durch die Finsternis und das Menschenwerk der römischen Kirche, mit seinem glänzenden Strahl alles Dunkel bannend.

Da wurde auch das Kirchlein gut evangelisch, und heute findest Du neben den altherwürdigen Mauern eine Missionschule errichtet. Jährlich wallfahrten auch heute noch viele dorthin, — freilich in

anderem Sinne wie damals! Eine Pflanzstätte des Evangeliums ist dort geworden, und gleich einer Fackel strahlt es von dort hinaus in alle Lande, bis hinüber über die Ozeane.

So ist auch Pater Kubertus Wunsch und Bitte erfüllt worden!

Menschengeschlechter sind aufgestanden und wieder zum Staub gesunken, und was Menschenweisheit erfunden, ist hochgerühmt — — — und von einer späteren Zeit als minderwertig beiseite gelegt worden! Burgen und Mauern, schier für die Ewigkeit errichtet, sind in Trümmer gesunken, — — — — eines ist geblieben: Das Wort Gottes!

Und ob man an Stelle des reinen Lichtes viel anderes Licht setzen wollte durch die Heiligen und menschliche Fürsprecher, „Das Wort sie sollen lassen stahn!“

Mit seinem reinen, glänzenden Strahl leuchtet es immer wieder hell auf, unauflöslich!

Das ruft uns auch ernst und liebevoll das Kirchlein vom Chrißonaberge zu, während wir auf den Trümmern und traurigen Überresten versunkener Pracht und Größe in den Ruinen von Rötteln stehen!

Und noch auf die kleine Kirche in Rötteln müssen wir einen Blick werfen.

Ihr Alter kündigt uns die Überschrift: „Ich Markgraf Rudolf macht dißi Kirchen in dem Jar do man zahlt von Gottes Geburt vierhundert Jar und ein Jar.“

Dieser Rudolf regierte von 1384—1428, und starb in einem Alter von vierundachtzig Jahren. Er und seine Gemahlin Anna von Freiburg ruhen in einer Seitenkapelle der Kirche, wo sie zwei Grabsteine haben.

Gast Du auch dieses Gotteshaus besucht, so ruhe Dich, mein freundlicher Leser, in dem hübschen, einfachen Gasthaus „Röttlenweiler“, schaue hin zur Ruine, und denke noch einmal mit Wehmut der „Lezten von Rötteln“.



Chronik über Rötteln.

- 670 Ebo und Odalsinde von Rötteln.
898 Graf Wolfun zu Rötteln, Graf im Breisgau.
938 Walter von Rötteln beim Turnier zu Magdeburg.
1083 Dietrich von „Röttinleim“ (Rötteln). Schirmvogt über die Güter vom Kloster Sanct Alban zu Basel.
1135, 1138 Etliche Herren von Rötteln in ver-
und 1139 schiedenen Urkunden so in der Über-
gabe der Kirche zu Wolfenweiler an
das Kloster Sanct Peter.
1205—1213 Berthold von Rötteln, Bischof zu Basel.
1213—1215 Walter von Rötteln, Bischof zu Basel.
1218—1262 Kunrad von Rötteln vermählt mit
Edelgundis von Welsch-Neuenburg.
1262—1316 Walter, Otto, Lutold von Rötteln.
1273 Walter stirbt.
1308 (?) Otto stirbt.
1311 Sein Sohn Walter stirbt.
1315 Lutold stirbt.
1316—1503 Die Herren von Sausenberg.
1503 Die Markgrafen von Baden.
Gegenwärtige Besizerin der Burgruine ist die
Großherzogin von Baden.



Verlag von G. Biermann, Barmen.

Von R. Papke erschien in 6. Auflage:

Der Hilligenlei-Finder.

Eine Geschichte aus dem Leben.

6. Auflage, 357 Seiten, fein gebunden Mk. 4.—, brosch. Mk. 3.50.

Der Reichsbote schreibt:

Der Held in Papkes „Hilligenleifinder“ ist ein Zeugnis dafür, daß es im deutschen Volk noch Leute gibt, denen der trügerisch glänzende Schein einer defakenten materialistischen Weltanschauung weder imponiert, noch genügt, sondern die ernst und aufrichtig ringen mit des Daseins tieferem Sinn — „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“.

Ein Heimatbuch aus dem Bergischen

Roemryke Berge.

Von Hermann Bäcker.

3. Auflage, 550 Seiten, gebunden Mk. 5.—.

„Sächs. Kirchen- und Schulblatt“: Der fremdklingende Titel läßt nicht erwarten, daß man ein deutsches Volksbuch von hohem kulturgeschichtlichem Werte in den Händen hat. Aber bald lernt man den Verfasser als einen Meister der Heimatkunst kennen. Lebensvoll werden die Gestalten aus dem Bergischen Lande vorgeführt, und da die Wirren der Jahre 1848/49 den Stoff zur Handlung hergegeben haben, ist die Erzählung spannend und reich an humorvollen Episoden, welche das Buch besonders anziehend machen.

Möge Bäcker's Buch „Roemryke Berge“ zunächst im bergischen Land und am Rhein sich einbürgern und dann in immer weiteren Kreise neue Freunde finden.

„Generalleutnant von Liebert in den „Alldeutschen Blättern“.

Die letzte Herrin von Dornig!

Erzählung von M. Inger.

200 Seiten, sehr fein gebunden Mk. 2.80.

Sächsisches Kirchen- und Schulblatt. Zuletzt wird Pfarrer Meimers und die Burgfrau ein glückliches Paar. Aber der Verfasserin war es nicht nur um diese Liebensgeschichte zu tun. Sie schildert dabei Land und Leute in Schleswig im 16. Jahrhundert, wobei es ihr gelungen ist, die einzelnen Personen charakteristisch zu behandeln und den Leser fortwährend in Spannung zu halten. Am sympathischsten ist Pfarrer Meimers gezeichnet als ein frommer Mann, der trotz schwerster Erfahrungen und Erlebnisse unentwegt seinen Christenglauben im Dienste der Nächstenliebe erweist.

Ein Buch für unsere heranwachsenden Frauen und Töchter.
„Das Reich“.

Neu! Das Eulennest. Neu!

Erzählung von W. Schippers.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von
P. Kalfschmidt-Gruber.

175 Seiten, gebunden nur Mk. 2.—.

Eine Volkserzählung im besten Sinne. Ein Buch, das von Schuld und Sühne erzählt. Der reiche Bauer van Gülven hat seinen Knecht Hans Klinge entlassen, als er sieht, daß seine Tochter den fleißigen tüchtigen Mann, der sie vor den Zudringlichkeiten eines andern geschützt hat, liebt. Hans findet in „Eulennest“ bei dem alten bibelfesten Jäger Heinz Unterkommen und Arbeit. Heinz stirbt und hinterläßt ihm das „Eulennest“ in das Hans Martha, die ihm treu geblieben, heimholt und wo ein schönes Familienglück erwächst.

Der Born van Gülvens, durch den, von Martha verschmähten Gerrit Dubbe, immer neu aufgestachelte, ruht nicht eher, bis er Hans aus seinem Haus und Brot, ja ins Gefängnis bringt. Erst als eine Feuersbrunst seinen Besitz zerstört und sein Weib stirbt, lernt van Gülven einsehen, daß er sich durch eigene Schuld um sein Lebensglück gebracht hat. Alles ist frisch geschrieben und zieht lebensvoll am Leser vorüber. Zum Vorlesen sehr geeignet.

Vom holländischen Original wurden in 6 Wochen 4000 Exemplare verkauft.

Morgenlicht leuchte!

Roman von Ernst Nacken.

352 Seiten, fein gebunden Mf. 4.50, brosch. Mf. 4.—.

Aus einer Besprechung:

Der Stoff ist der Geschichte der früheren Grafschaft Ravensberg entnommen, der Zeit kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, als die zerrissenen Zustände im bürgerlichen Leben sowohl, als auch in Kirche und Landesverwaltung Konflikte und Leidenschaften auslösten. Geschildert wird das ergreifende und wildbewegte Schicksal zweier Menschen aus dem Volk, deren Liebe von der Ungunst der Zeit auf die härtesten Proben gestellt wird. Verleumdung, Verfolgung, Hexengericht, Geistesumnachtung und andere Drangsale begleiten die heißen, menschlich schier unerträglichen Nöte und Mühen innerer Herzenkämpfe. Aber endlich nach allem Dulden, Streiten und Charakterfesten Beharren ringen sich die beiden Hauptgestalten zum ersehnten Morgenlicht hindurch. Ihr Wunschwort, ihr Wahlspruch „Morgenlicht leuchte!“ geht in Erfüllung sowohl für sie, als auch für das Land, die Grafschaft Ravensberg, deren Stände im Juli 1609 dem Kurfürsten von Brandenburg, als dem neuen Herrn der Grafschaft, huldigen.

Alles aufdringlich Sensationelle, Frivole, Langweilige, Gehaltlose, ist vermieden, dagegen zieht eine wechselvolle, lebhafte, außerordentlich spannende Handlung den Leser unwillkürlich vorwärts. Das religiöse, protestantische Motiv ist frei von Süßigkeiten, Schwäche und Schwärmerei. Die Entwicklung zu den Konflikten ist logisch und fesselt durch die greifbar gezeichneten Charaktere. Das Buch liest sich gut, ist überaus packend, plastisch und — rein.

Das Buch ist im besten Sinne des Wortes „volkstümlich“ und kann ohne irgend ein „Wenn“ und „Aber“ in jedermanns Hände gelegt werden.

„Deutsche Reichspost“.

In seinem Buche waltet ein anderer Ton, eine andere Weltanschauung als in den Tagesromanen und ihrer fadenscheinigen Lebensauffassung.

„Gütersloher Zeitung“.

Ein gutes Volksbuch von packender religiöser Kraft und mächtigem protestantischem Geist, als Erstling eines jungen Autors doppelt freudig zu begrüßen.

„Die Studierstube“.







